



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





HARVARD
COLLEGE
LIBRARY



Mecklenburgische Geschichte

in

Einzel Darstellungen.

Herausgegeben von den Herren

Museumskonservator Oberlehrer **Dr. Robert Selk-Schwerin**,
Pastor **Carl Seyer-Laage**, Schriftsteller **W. V. Graff-Schwerin**,
Oberlehrer **Alfred Rische-Ludwigslust**,
Gymnasial-Professor **Dr. A. Rudloff-Schwerin**,
Oberlehrer cand. p. min. **H. Schnell-Güstrow**,
Regierungsrat **Dr. Carl Schröder-Schwerin**.
Oberlehrer **Dr. Richard Wagner-Schwerin**.



Mecklenburgische Geschichte

in

Einzel Darstellungen.

Heft II.

Die Wendenzeit

von

Dr. A. Wagner-Schwerin.

Wilhelm Güsserott
Verlagsbuchhandlung
Berlin
1899.

Ger 7165.15.2

~~Ger 7165.15.2~~

HARVARD COLLEGE LIBRARY

DEC 18 1906

HOENZOLLERN COLLECTION
GIFT OF A. C. COOLIDGE

Vorwort.

Dem zweiten Hefte der „Mecklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen“ ist als Thema die Wendenzzeit bis zum Tode Niclots zugewiesen. Dem zugleich populären und wissenschaftlichen Character entsprechend, den die Mitarbeiter wie der Verleger dem ganzen Werke zu geben wünschen, sucht es seine Aufgabe dadurch zu lösen, daß es das gesamte Quellenmaterial unter sorgfältiger kritischer Sichtung zu einer allgemein verständlichen Darstellung verarbeitet, die nicht nur die Thatfachen in der Ausführlichkeit darbietet, wie es eben durch die Beschaffenheit der geschichtlichen Überlieferung ermöglicht wird, sondern auch ihr Verständnis zu erschließen sucht, und der am Schlusse Anmerkungen mit Quellen- und Litteraturnachweisen und kurzen Erläuterungen beigefügt sind.

Für eine solche Arbeit besitzen wir an den Schriften von Friedrich Wigger Vorarbeiten von seltener Gründlichkeit, die, wenn auch die wichtigsten unter ihnen, die Annalen und Bischof Berno, schon vor mehr als vier Jahrzehnten verfaßt sind, doch gleich dem noch älteren grundlegenden Werke von Ludwig Giesebrecht noch immer ihren Wert behaupten. Indessen mußte neben diesen Werken und den Arbeiten anderer heimischer Forscher über die Wendenzzeit, unter denen besonders die von R. Belz mir reiche Anregung gewährt haben, noch eine große Zahl von Werken, Schriften und Specialuntersuchungen herangezogen werden, die auf dem Felde der deutschen Geschichtswissenschaft erwachsen sind; auch mußte eine eingehende Beschäftigung mit den wichtigsten Quellschriften, die besonders ihre Eigenart und ihre Glaubwürdigkeit zu prüfen hatte, der schließlichen Niederschrift vorangehen und sie begleiten, falls diese dem heutigen Stande der Wissenschaft annähernd entsprechen sollte. Ob das Werkchen in der Gestalt, in der es nun an die Öffentlichkeit tritt, dieser Forderung wirklich genügt, ob es mir gelungen ist, was erstrebt zu haben ich offen bekenne, den Stoff selbständig zu durchdringen und zu gestalten, ob die Abweichungen von meinen Vorgängern,

zu denen ich geführt bin, zureichend begründet sind, und was etwa im Einzelnen zu billigen oder zu tadeln ist, darüber möge die Kritik der Kundigen ihr Urtheil abgeben, der ich es hiermit unterbreite. Doch ist das Werkchen nicht eigentlich für die gelehrten Kenner der Geschichte geschrieben, vielmehr wendet es sich an alle diejenigen Mecklenburger, deren Interesse für die Vorzeit unseres Landes sich durch die Lectüre kurzer Handbücher noch nicht befriedigt fühlt. Möge denn das Büchlein, das ich als Neujahrsgruß meinem engeren Vaterlande darbringe, sich und dem großen Unternehmen, von dem es ein Bruchstück ist, Freunde gewinnen unter den Mecklenburger Landsleuten in nah und fern und dazu beitragen, daß sich eine eingehende Kenntniss von der Geschichte Mecklenburgs über den ganzen Kreis der Gebildeten unseres Volkes verbreite!

Schwerin, December 1898.

Oberlehrer Dr. Richard Wagner.

Inhalt.

	Seite.
Erster Abschnitt. Die mecklenburgischen Wenden und ihre Kultur.	1—34
Urgeschichte, Einwanderung und Stammeseinteilung 1—6. Wendische Ortsnamen und Dorfformen 6—8. Stände und Verfassung 8—14. Die Wenden im Kriege 14—16. Wirtschaftliche Thätigkeit der Wenden 16—18. Handel 18—24. Religion und Kultus 24—31. Familienleben und Nationalcharakter 31—34.	
Zweiter Abschnitt. Die mecklenburgischen Wenden als Unterthanen Karl des Großen.	35—47
Karl des Großen Bündnis mit den Obotriten und Feldzug gegen die Wilzen 35—38. Die Obotriten unter Wigan und Thrasco als Verbündete Karls von 789 bis 809, 38—45. Thrascos Tod und Slaomirs Einsetzung, Obotriten und Wilzen in Karls letzten Jahren 45—47.	
Dritter Abschnitt. Der Abfall der Wenden vom fränkischen Reich unter Karls Nachfolgern.	48—59
Der Feldzug nach Dänemark und der Reichstag zu Paderborn im Jahre 815, 48—49. Slaomirs Abfall und Absetzung 49—50. Obotriten und Wilzen von Ceabdrags Regierungsantritt bis zur Gründung des Erzbistums Hamburg 50—53, Abfall der Obotriten und Wilzen im Jahre 838, 53—54. Ludwigs des Deutschen Wendenseldzüge 54—56. Die Wenden unter den letzten Karolingern und Konrad I. 56—58. Rückblick 58—59.	
Vierter Abschnitt. Die Wiederunterwerfung der Wenden durch Heinrich I. und Otto I.; Versuch der Christianisierung.	60—84
Die Wenden unter Heinrich I. 60—66, Die Errichtung der wendischen Marken durch Otto I. 66—69, Herstellung des Friedens mit den Dänen und Gründung von Bistümern in Dänemark und im Wendenslande 69—72. Neue Kämpfe in den Jahren 954—968. Racco und Stoinel; Selibur und Mistivoi 72—79. Stiftung des Bistums Oldenburg und Belehrung der Obotriten; Billug und Hobica 79—84.	
Fünfter Abschnitt. Das Wendenland vom Jahre 973 bis zum Jahre 1043.	85—111
Die Wenden unter Otto II. und Otto III. (Feldzug gegen Dänemark 974, Abfall im Jahre 983, Kämpfe unter Otto III., die Obotriten auf der Ostsee) 85—94. Die Obotriten und Lütizen unter Heinrich II. (Bund Heinrichs mit den Lütizen, Feldzüge gegen Polen, Vertreibung Mistizlavs 1018, Ibo und Seberich, Landtag zu Werben 1021) 94—102. Die Lütizen unter Konrad II. 102—105. Ibos Tod; Gottschalls Rachezug und Wanderjahre 105—107. Die Obotriten unter Ratibor und seinen Söhnen 107—109. Rückblick 109—111.	

Sechster Abschnitt. Gottschalk, Cruto und Heinrich. 112—139

Gottschalk (Bekehrung, Rückkehr, Verhältnis zu Adalbert von Bremen, Liutigenkämpfe 1046, 1055—57, Burg auf dem Sülberg, Feldzug gegen die Hebarier und Tollenser, Verleihung Raseburgs an Herzog Ordulf, Gottschalks Missionsversuch, Gründung der Bistümer Mecklenburg und Raseburg, Gottschalks Sturz und Tod) 112—120. Cruto und Butue (Bluffe, Crutos erstes Auftreten und Herkunft, Bäte des Bischofs Burchard von Halberstadt (1067) und des Königs Heinrich IV (1069) gegen die Liutigen, die Liutigen während des Sachsenkrieges, Butue, siegreiche Kämpfe Crutos gegen die Holsteiner) 120—124. Heinrich der Obotritenkönig, (Crutos Tod, Schlacht bei Schmilau, Heinrich als Herr des Wendenlandes, Zug Heinrichs gegen Havelberg, Streifzug Mistues gegen die Linonen, Wendenkampf im Jahre 1110, Streit Heinrichs mit König Niels, Belagerung von Lübeck durch die Rügener und Niederlage derselben. Neue Kämpfe mit den Dänen, Friede mit Herzog Knud und König Niels, Feldzug des Jahres 1114, die Liutigen 1113—15, Zug gegen Iventibald von Kessin 1121, Heinrich als Wendenkönig, Ausdehnung und Charakter seiner Herrschaft, Feldzüge gegen Rügen 1123—25.) 124—136. Wiederbeginn der Mission; Otto von Bamberg und Sicelin 135—138; der Untergang von Heinrichs Geschlecht 139.

Siebenter Abschnitt. Niclot und das Wendenland zu seiner Zeit. 140—169

Niclots Herkunft 140—141. Knud Laward als König der Wenden 141—142. Kaiser Lothar und das Wendenland von 1131—1137 142—143. Die Wenden während des Kampfes zwischen Welfen und Hohenstaufen 143—145. Kolonisation Wagriens 145. Niclot von 1142—1147 145—146. Der Kreuzzug gegen die Wenden 1147 146—152. Folgen des Kreuzzuges 152—154, der Investiturstreit 155—159. Das Wendenland von 1148—1159. 159—163. Niclots Tod 164—169.

Quellen und Hilfsmittel 170—172

Zumerkungen 172—195

I.

Die mecklenburgischen Wenden und ihre Kultur.

Urgeschichte, Einwanderung und Stammeseinteilung.

Der Name Wenden als Volksname findet sich zuerst bei den Historikern und Geographen der ersten römischen Kaiserzeit, Plinius, Tacitus und Ptolemäus,¹⁾ und zwar als Gesamtbezeichnung für alle slavischen Völkerstämme. Tacitus, der ihnen eine kurze Schilderung gewidmet hat, weist ihnen nach der geographischen Lage ihrer Wohnsitze wie nach dem Stande ihrer Kultur eine Mittelstellung zwischen den höher entwickelten Germanen einerseits und der rohen Barbarei der Finnen und Sarmaten andererseits an. Alle diese nichtgermanischen Völker schildert er als schmutzig und träge, den Wenden insbesondere schreibt er Neigung zu räuberischem Umherschweifen zu, doch hatten sie feste Wohnsitze, während die Sarmaten ihr Leben als Nomaden auf Wagen und zu Pferde zubrachten. Auch weil sie Schilde führten und zu Fuße kämpften — sie galten als schnelle Läufer —, glaubt Tacitus sie eher zu den Germanen als zu den Sarmaten zählen zu sollen. Soweit die Schilderung des berühmten Historikers, die älteste, die über die Wenden uns erhalten ist.

Noch weiter rückwärts in das Dunkel der Vorzeit hat die vergleichende Sprachwissenschaft²⁾ zu führen gesucht, indem sie von dem Nachweise, daß die meisten europäischen Sprachen unter sich und mit manchen asiatischen in Bau und Wortschatz nahe verwandt und aus einer gemeinsamen Wurzel, der indogermanischen oder arischen Sprache, entstanden seien, zu dem Versuche fortschritt, aus dem gemeinsamen Sprachgute vorhistorische Kulturstufen zu erschließen. Man unternahm es, festzustellen, was allen indogermanischen Völkern vor ihrer Trennung als Kulturgut eigen gewesen sei; man glaubte dann eine Anzahl Völkergruppen nachweisen zu können, die nach ihrer Loslösung von dem Urvolk noch längere Zeit beisammen geblieben wären, ehe auch sie von einander sich trennten. So nahm man eine Periode an, in der die sämtlichen indogermanischen Völker Europas, von den asiatischen getrennt, noch ein Gesamtvolk gebildet hätten, ließ sich aus diesem die Kelten und Gräkoitaliker loslösen, die Slaven und Germanen noch eine Zeit lang gemeinsam eine besondere Entwicklung durchmachen, bis sich auch diese getrennt und endlich, noch später, die Letten von den Slaven losgelöst hätten. Allein diese Forschungsergebnisse haben sich nicht als stichhaltig erwiesen, und von dem ganzen Stammbaum näherer und fernerer Verwandtschaft ist, was die Slaven betrifft, nichts stehen geblieben als die Erkenntnis der nahen Zusammengehörigkeit der slavischen mit den lettischen Völkern. Wir müssen also, bis sicherere Resultate ge-

wonnen sind, darauf verzichten, die Entwicklung der Slaven von der arischen Zeit an durch die Kulturperioden, die sie etwa durchlaufen haben, bis sie ein Sondervolk wurden, zu verfolgen.

Eben so wenig vermögen wir mit Sicherheit anzugeben, wo ihr Ursprung und ihre älteste Heimat zu suchen ist. Lange galt es schon als unanfechtbare Thatsache, daß die Urheimat des indogermanischen Volkes in Innerasien, auf oder an dem Plateau von Iran gelegen habe; allein seit die vorgeschichtliche Archäologie nachgewiesen hat, daß Europa nördlich von den Alpen schon Jahrtausende vor Christi Geburt bewohnt gewesen ist und in dieser Zeit eine reiche Kulturentwicklung durchgemacht hat, beginnt die entgegengesetzte Ansicht vorzuherrschen, wonach die asiatischen Zweige der arischen Völkerfamilie aus Europa nach Asien gewandert sein sollen.

Endlich hat das ganze Problem durch die Mitarbeit, die die vergleichende Völkerkunde seiner Lösung zugewandt hat, eine starke Verschiebung erlitten. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die indogermanischen Völker keineswegs eine einheitliche Rasse bilden, vielmehr Abkömmlinge von ganz verschiedenen Rassen in sich schließen, und daß auch im Bereiche der europäischen Indogermanen schon in vorhistorischer Zeit starke Völker- und Rassenmischungen stattgefunden haben müssen. Eine sehr beachtenswerte Hypothese erklärt diese Mischungen und zugleich die Differenzierung der indogermanischen Sprachen nach Analogie der Entstehung der romanischen Völker und Sprachen. Wie die Sprache der Herren der Welt, der Römer, von ihren Unterthanen angenommen ward, aber in den einzelnen Landschaften unter dem Einflusse der Idiome der Eingeborenen sich änderte und sich so in eine ganze Anzahl verschiedener Sprachen spaltete, so sollen auch die europäischen Urvölker von Schwärmen eines überlegenen erobernden Volkes überzogen und aus der Mischung der Rassen und Sprachen die verschiedenen Typen der indogermanischen Völker und Sprachen hervorgegangen sein. Alles dies sind Hypothesen; eine zureichend begründete Anschauung von dem vorgeschichtlichen Werbe- und Ausbreitungsproceß des slavischen wie der übrigen indogermanischen Völker ist noch nicht gewonnen worden. Allem Anschein nach aber gehört das slavische Volk zu denen, die sich am wenigsten weit von ihren ursprünglichen Wohnsitzen entfernt haben. Man sucht diese in den Gegenden vom oberen und mittleren Dniepr und dem Nordabhang der Karpaten bis an die Wolga. Von hier aus sich langsam weiter nach Nordwesten und Westen vorschiebend, hatten die Slaven bereits vor Beginn unserer Zeitrechnung die Ostsee und zur Zeit des Tacitus die Weichsel erreicht. Am den Beginn des dritten Jahrhunderts durchbrachen die Gothen auf ihrer Wanderung von der Ostsee bis ans Schwarze Meer das Gebiet der slavischen Stämme, gegen Ende desselben Jahrhunderts erlagen diese trotz ihrer zahlreichen Volksmasse nach kurzem Kampf wegen ihrer geringeren Waffentüchtigkeit dem Ostgothenkönig Ermanrich und wurden mit ihren nördlichen Nachbarn und nächsten Stammverwandten, den lettischen Völkern, seine Unterthanen. Sie vertauschten darauf die gothischen Herren mit den Hunnen, durch deren Feldzüge

gegen Westen und Süden auch ihre weitere Ausbreitung eine westliche und südliche Richtung erhielt. Inzwischen mußten sie noch den Durchzug der Langobarden sich gefallen lassen (zwischen 380 und 487), der ihnen selbst aber die Bahn zum Vorrücken über die Ober frei machte. Sie besetzten dann im Laufe des fünften und sechsten Jahrhunderts den ganzen von den Germanen verlassenen Raum zwischen der Ostsee und den Alpen östlich der Elbe und Saale, wobei die etwaigen Reste der alten Bevölkerung freiwillig oder gezwungen ihre Wohnsitze räumten oder sich auch in der Überzahl der Eindringlinge verloren. Etwa ums Jahr 600 wird der Bevölkerungswechsel auch für unser Land, das ohne Zweifel am spätesten besetzt ward, vollendet gewesen sein. Auf diese westlichen, in das altgermanische Gebiet vorgebrungenen Stämme ward nun der Volksname „Wenden“ beschränkt, den man für germanischen Ursprungs hält und als „Weidende“ oder „Bewohner des Weidelandes“ erklärt. Für die Gesamtheit des Volkes kam dafür die einheimische Benennung „Slaven“ auf, die „Redenden“, d. h. die die rechte Sprache Redenden im Gegensatz zu den Nemci, den Stummen, womit die nichtslavisch redenden Ausländer bezeichnet wurden. ³⁾

Die Wenden erscheinen nach Ausweis ihrer Sprachen oder Sprachreste innerhalb der slavischen Stämme als eine zusammengehörige, nahe verwandte Gruppe. Unter ihnen selbst aber unterscheidet man drei Völkerschaften, die Sorben, die in der Lausitz und in Thüringen wohnten, die Wilzen in der Mark Brandenburg, auch im östlichen Mecklenburg und westlichen Pommern und die Obotriten im westlichen Mecklenburg und östlichen Holstein. Die beiden letzteren werden von den Sprach- und Geschichtsforschern häufig unter dem Namen Polaben, d. i. die an der Elbe Wohnenden zusammengefaßt. ⁴⁾

Am weitesten nach Nordwesten drangen unter den wendischen Völkerschaften die Obotriten ⁵⁾ vor.

Der Name tritt in den besten Geschichtsquellen der karolingischen Zeit in der Form Abodriten auf; die uns geläufige Form war erst im 12. Jahrhundert gebräuchlich. Die Deutung des Wortes ist unsicher. Es gab im 9. Jahrhundert noch einen zweiten Stamm gleichen Namens, der zu beiden Seiten der Donau an der Theiß und Morawa ein ausgedehntes Gebiet besaß, doch steht nicht fest, ob die Namensgleichheit nur zufällig ist, oder ob die südlichen Obotriten ursprünglich Stammesbrüder der nördlichen gewesen sind, die sich auf den Wanderungen von ihnen getrennt hatten. Die nördlichen Obotriten besetzten das nordwestliche Mecklenburg und die holsteinische Halbinsel Wagrien, letztere vielleicht erst während der Sachsenkriege Karls des Großen. Als ihre Ostgrenze (gegen die Wilzen) ist meistens die Warnow angesehen worden, doch ist neuerdings wahrscheinlich gemacht, daß deren Lauf in historischer Zeit großen Theils in das Gebiet der Wilzen fiel und die Grenze sich weiter westlich befand. Sie begann nach dieser Annahme am Fulgenbache, führte von da nach Süden über die Rühlung an die Warnow oberhalb Bükow (bei Eichhof), lief darauf die Mildenitz flußaufwärts und aus der Quellgend dieser durch den Plauer See.

Neben den Obotriten werden in Karls des Großen Zeit, aus der unsere ersten Nachrichten über die Polabischen Wenden stammen, noch drei kleinere Völkerschaften, die Linonen, Bethenzer und Smeldinger, genannt. Die Linonen wohnten südlich von der unteren Elbe in der heutigen Priegnitz, die Wohnsitze der Bethenzer und Smeldinger⁶⁾ kennen wir nicht genau, doch müssen sie zwischen dem Gebiete der Obotriten und dem der Linonen und zugleich an oder in der Nähe der Elbe gelegen haben, also wohl an der Unterelbe, womit die — allerdings unsichere — Deutung des Namens Smeldinger als Anwohner der Elbe zusammenstimmt. Beide Namen verschwinden vom Ende des neunten Jahrhunderts ab, ihre Träger sind entweder über die Elbe gegangen und haben sich an der Besiedelung des hannoverschen Wendlandes beteiligt oder sind an die Nachbarstämme, Obotriten oder Linonen, angegliedert worden. Die Obotriten, die noch gegen Ende des neunten Jahrhunderts als ein einheitliches Volk erscheinen, zerfielen später in mehrere Unterabteilungen⁷⁾.

Wir lernen sie am genauesten aus dem geographischen Abschnitt des Werkes kennen, das der Bremer Geistliche Adam gegen Ende des elften Jahrhunderts über die Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen verfaßt hat. Er beginnt seine Aufzählung der „Völker der Slaven“ mit den Wagriern, deren Hauptort Oldenburg (wendisch Stargard) war; es sind die wendischen Bewohner des östlichen Holsteins, der Halbinsel zwischen der Lübecker und der Kieler Bucht, nach denen man diese Halbinsel noch heute Wagrien nennt. Der Name kommt zum ersten Mal in der Zeit Ottos des Großen vor, man deutet ihn die „Röhnen, Herzhaften“. An die Wagrier schließt Adam die „Obotriten, welche jetzt Rereger heißen mit dem Hauptorte Mecklenburg (wendisch Wiligrab?)⁸⁾ und die Polaben mit dem Hauptorte Rakeburg an und nennt darauf neben den Linonen noch die Warnaber. Die Bezeichnung Polaben, die wir oben allen an die Elbe grenzenden Wendenstämmen beilegte, ist hier in einem engeren Sinn gebraucht. Das Polabenland grenzt im Westen an Wagrien und das sächsische Holstein und ward im Osten durch die Stepenitz und die Sude von dem Gebiet der Rereger geschieden, das die Wismarsche Bucht auf beiden Seiten umfaßte und von da in breitem Streifen quer durch Mecklenburg nach Süden bis an und zeitweilig auch über die Elbe vom Plauer See abwärts reichte. Das Gebiet der Warnaber (d. i. Krähen?) endlich war die Gegend östlich von der oberen Warnow zwischen dieser und der Mildeuitz und das Nordufer der Elbe vom Plauer See abwärts bis gegen Neustadt hin; zeitweilig wenigstens reichte es auch nach Süden hin über den Fluß hinüber.

Wenn auch Adam die Wagrier, Polaben und Warnaber von den Obotriten trennt und deren Namen auf den mittleren Teil des Stammes beschränkt, so blieb doch daneben die Benennung Obotriten als Gesamtbezeichnung für alle Teile des Stammes fortdauernd in Gebrauch. Polaben und Warnaber sind überhaupt nicht als besondere Völkerschaften anzusehen, sondern nur als Teile (Gaue) des Volkes der Obo-

triten und sind meistens, wenn dieses in den Geschichtsquellen erwähnt wird, miteinbegriffen. Größere Selbständigkeit erstrebten und erreichten auch zeitweilig die Wagrier, ein Streben, auf welches die isolierte Lage ihres Gebietes nicht ohne Einfluß gewesen sein kann, doch ist es auch bei ihnen zweifellos, daß sie sich von den Obotriten abgezweigt haben. Weniger sicher ist dies von den Linonen, und eine ähnliche Stellung wie diese nehmen weiter nach Osten hin die Mürizer ein. Sie werden schon vor dem Ende des neunten Jahrhunderts erwähnt und bewohnten den späteren Gau „Muzizzi“, der sich von der Müriz westwärts an beiden Ufern der Elbe bis zum Plauer See erstreckte. Vielleicht gehört ihnen noch der Ostsaum der Müriz bis an die Strelitz'sche Grenze; im Süden schied sie der Vesuntwald bei Wittstok von den Linonen, ihre Nordgrenze ist nicht sicher bekannt.

Das Gebiet der bisher genannten Stämme ward nun in weitem Bogen im Osten und Süden von dem mächtigen Volke der Wilzen umfaßt. Nach Einhard, dem Biographen Karls des Großen, nannten sie sich selbst „Weletaben, was die „Großen, Mächtigen,“ bedeutet, und woraus die bei den Deutschen gebräuchliche Benennung Wilzen (Wilten) durch Verunstaltung entstanden sein mag.

Seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts kam ein anderer einheimischer Name auf, Lintizen, (Leutizen). In dem Worte steckt die Wurzel lut (ljnt), die rüstig, wild bedeutet. Als Ostgrenze der Wilzen galt lange, so noch bei Adam von Bremen, die Oder; erst im 12. Jahrhundert, als man die Pommeren genauer kennen lernte, die damals das Land zu beiden Seiten der Peene bis Demmin aufwärts besaßen, wird an der Obermündung das Gebiet der Wilzen auf die Landschaften westlich von Demmin beschränkt. Es ist möglich, daß dies die Folge eines erobernden Vordringens der Pommeren über das Oberhaff ist, doch ist auch ein Irrtum Adams nicht ausgeschlossen, der diese entfernten Gegenden wenig genau kannte, wie er denn Demmin an die Mündung der Peene verlegte.

Die Wilzen oder Lintizen zerfielen in eine ganze Anzahl von Völkerschaften, von denen innerhalb der Grenzen des heutigen Mecklenburg vier wohnten.

Es sind von Norden nach Süden:

1. Die Reffiner, (Riziner, Chizziner), benannt nach ihrem Hauptorte Reffin bei Rostock. Ihre Ost- und Südgrenze war die Recknitz.

2. Die Circipaner zwischen Recknitz, Trebel und Peene (und zwar dem östlichen Quellfluß, der aus dem Torgelower See kommt). Der Name bedeutet die jenseits der Peene Wohnenden und ist dem Stamme offenbar von den im Süden des Flusses verbleibenden Stammverwandten beigelegt.

3. Die Tollenser zwischen Peene und Tollense (von *doleniza* Niederung). Ihr Gebiet schloß also außer der Gegend des heutigen Stavenhagen und Benzlin noch einen Teil von Pommeren, von Treptow bis Demmin in sich.

4. Die Redarier im heutigen Mecklenburg-Strelitz, („die Kriegerischen“) lange Zeit die mächtigste aller wilzischen Völkerschaften ⁹⁾.

Auf diese vier Stämme, die in engerem Zusammenhang mit einander standen, als die übrigen Glieder der wilzischen Gruppe, wird zuweilen der Name Wilzen oder Liutizen beschränkt, in weiterem Sinne jedoch erstreckt sich diese Benennung auch auf die sämtlichen Stämme der Mark Brandenburg nördlich von den Sorben und zuweilen selbst auf die Pommern, mindestens die westlich von der Obermündung wohnenden; nicht ohne tiefere Berechtigung, denn die Wenden Vorpommerns gehören sprachlich mit den Liutizen und Obotriten zusammen, während die slavischen Bewohner des östlichen Pommerns, die Kassuben, mit den Polen näher als mit den Wenden verwandt sind. Unter den wilzischen Stämmen Brandenburgs seien als Nachbarn Mecklenburgs die Heveller oder Stodoraner und die Ufrier genannt, jene die Bewohner des Havellandes, diese die der heutigen Ufermark. Beider Gebiet reichte über die Südgrenze des heutigen Mecklenburg hinüber.

Auch die Insel Rügen war von Wenden liutizischer Herkunft besetzt, die man Ranen nannte.

Wendische Ortsnamen und Dorfnamen.

Wenn wir die Smeldinger und Bethenzer bei Seite lassen und die Gaue des obotritischen Stammes als eine Einheit rechnen, so hatten also nicht weniger als neun wendische Völkerschaften an dem Boden des heutigen Mecklenburg Anteil, von denen drei ihn allerdings nur eben an der Grenze berührten, die Linonen, Heveller und Ufrier, die sechs andern aber mit ihrem ganzen Gebiete oder doch seinem größten Teile unserem Lande angehörten, die Obotriten, die Müritzer und die vier Wilzenstämme, Kessiner, Circipaner, Tollenser und Redarier.

Diese Stämme waren es also, die unser Land besetzten und es mit einem Netz von Ansiedelungen überzogen, das je nach der mehr oder minder wegsamen und anbaufähigen Beschaffenheit der Gegend in seinen verschiedenen Teilen mehr oder minder dichte Maschen zeigte. Daß es im ganzen recht dicht war, dafür legen die sehr zahlreichen wendischen Ortsnamen Zeugnis ab, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Zugleich besitzen sie, soweit ihre Bedeutung mit einiger Sicherheit hat festgestellt werden können, einen hohen Wert für die Erkenntnis der Eigenart des wendischen Volkes und seiner Kultur. Deshalb mag es erlaubt sein, der Besprechung der wendischen Kultur ein Verzeichnis wendischer Ortsnamen mit ihren Deutungen voraus zu schicken ¹⁰⁾, das allerdings auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, aber doch die verschiedenen Weisen der Namengebung, die bei den Wenden üblich waren, durch Beispiele erläutert. Viele der wendischen Ortsnamen sind von der geographischen Beschaffenheit der Umgegend abgeleitet, z. B. Lofwisch, Brenz, Fleffenow, Flatow, Kaliß und Kality, Lanfen, Lankow, Lansen, Lenz, Lenzen, Barnin, die sämtlich, von verschiedenen Wortstämmen gebildet,

„Sumpfort“, Ort am Sumpf, bedeuten. Mienke und Flow heißen Lehmort, Ramin Steinort, ebenso Schalitz; Peetsch, vielleicht auch Parchim bedeutet sandiger Ort, Lützen dagegen Ort mit fettem Boden. Karbow heißt Hügelort, Göhren, Goritz, Gdrnow bergiger Ort, Godems Ort am Wasser (einem kleinen Bach), Ketschow Bachort, ähnlich Netzow, Stavenow Teichort, Jeeße und Jesar Ort an einem Landsee, Kostock Ort an der Verbreiterung des Flusses; der bekannte Vergnügungsort Zippendorf am Schweriner See birgt in seinem Namen einen wendischen Wortstamm (sopotu), der ihn als einen Ort am „rauschenden Wasser“ bezeichnet.

Eine große Zahl von Ortschaften ist nach Tieren oder Pflanzen benannt, die den sich anbauenden Wenden in der Umgebung ihres neuen Wohnsitzes auffielen. So bedeutet Schwerin Tierort, Wildtierort, Thurow, was dreimal vorkommt — auch die Länder Ture und Turne — Auerochsenort, Bippornitz und Bipperow Eberort, Zeterow Auerhahnort, Zapel und Sabel Reiherort, Drosedow Drosselort, Warbelow Sperlingsort, Ribnitz Fischort, Salow Froschort, Güstrow Eidechsenort, Lehßen heißt Waldort, ebenso Laase; ähnlich Palingen Ort am Hain, Pinnow Baumort, Drenitz Ort am Gehölz, Dambek und Damm Eichenort, Bresen, Bresewitz Birkenort, Bresegard Birkenberge, Bristow Ulmenort, Rukieten Ort mit Sahlweiden, Röcknitz Weidenort, ebenso Jvenack und Warbende, Kleinow Ahornort, Vorkow Kiefernort, Grabow und Gramnitz Hainbuchenort, Liepen (auch Liep?) Lindenort, Jasnitz und Jessenitz Eschenort, Tornow Dornenort, Veselin Epheuort, Parber Farnkrautort, Bozeten Distelort, Drehnkow Hartriegelort, Köppornitz Fenchelort, Grieben, Griebow und Griebenitz Pilzort. Auch die Obstbäume, Gartenpflanzen und Getreidearten wurden von den Wenden zur Namengebung ihrer Dörfer verwandt: Jabel und Jabelitz heißen Apfelbaumort, Grüssow Birnbaumort, Schlieven Pflaumenort, Bobitz Bohnenort, Ribühl Zwiebelort, Rosin Roggenort.

Audere Ortschaften haben ihren Namen von der Bedeutung, die sie für den Verkehr der Umgegend hatten oder von irgend welcher Thätigkeit, die von ihren Bewohnern ausgeübt ward; so bedeutet Plau Flößort, Broda Fährort, Laage Brückenort, daselbe Mustin und Mestlin; Läwen und Lävitz Jagdort, Zietlich Vogelherd, Pastow Weideort, Degtow Ort, wo Birfenteer gewonnen wird, Schmölen Teerort, Stolp Ort zum Fischfang; Kiepfe und Kieps heißt die Fischer, Mattey die Ackerbauer, Rogel, Kowalz und Kowahl die Schmiede, Strelitz die Schützen, Drefahl die Holzhauer, ebenso Kladrum und Kloddram.

Endlich giebt es eine zahlreiche Gruppe von Ortsnamen, die aus Personennamen entstanden sind, häufig mit der Endung ici, ico (—itz), was Nachkommen des betreffenden Ahnherrn (Geschlechtsältesten) bedeutet, so erklärt man Babelitz (älteste Form Bobelitze) Nachkommen des Bobola (Rundbauch), Gnewitz (Gnevetice) Nachkommen des Gneveta (Zorn), Zieritz (Zirice) Nachkommen des Zir (Leben) u. a. Oder der Name des Geschlechtes, welches ein Dorf gründete, wird, um dieses zu benennen, in den Plural gesetzt, so in Vellahn (Vilane = die Vilan), Fahr-

binde (Verbende, die Verbeta), Görslow und Gößlow (Gorezlawa, die Gorizlaw) u. a. Adjectivischen Ursprungs sind die Namen auf ova, ova, ovo (—ow), sie bezeichnen das Dorf als Eigentum des betreffenden Gründers, so Banglow (Bantzecowe, der Baczek'sche Ort), Balchow (Ort des Lelek), Malchow (Ort des Miloch); und die auf — in wie Bobbin (Ort des Baba Greis), Dößin (Ort des Dusa) u. a. m.

Freilich reicht der Name eines Ortes nicht in allen Fällen aus, um ihn als wendisch zu kennzeichnen, es sind nicht selten deutsche Dörfer mit wendischen Flurnamen benannt, die man in der Gegend vorfand; doch hat sich noch ein zweites Kennzeichen wendischen Ursprungs vielfach bis auf den heutigen Tag erhalten, die Dorfform.

Die Wenden brachten nämlich für ihre Dörfer besondere, sehr charakteristische Anlageformen¹¹⁾ mit, die sich sowohl von den früher bei den Germanen gebräuchlichen (den Hausendörfern), wie auch von den in der Zeit der Colonisation üblichen (den Hagerdörfern) deutlich unterschieden. Die verbreitetste derselben war die der sogenannten Rundlinge. Rings um einen freien Platz von annähernd runder Gestalt, der nicht selten mit Linden, dem Lieblingsbaum der Wenden, bestanden war, und auf dem sich oft ein Teich befand, gruppierten sich die Gehöfte in einem eng geschlossenen Kreise, so daß die Häuser ihre Giebelseite dem Platze zuekehrten. Ein einziger Weg führte in den Kreis hinein, ohne ihn zu durchschneiden, so daß das Dorf also nur von einer Richtung her betreten werden konnte. Auf der Feldseite breiteten sich die Gärten keilförmig aus, nach außen mit hohen Bäumen bestanden, und schlossen mit einer das Ganze fast kreisförmig umziehenden Hecke ab.

Eine andere, westlich der Ober seltener An siedelungsform war das Straßendorf, bei dem die Gehöfte zu beiden Seiten einer geraden Straße lagen; diese war so breit, daß rechts und links von den Gehöften Wege fortliefen, in der Mitte aber ein Anger blieb, der fast immer ausgegrabene Wasserlöcher zeigte, aus denen Baulehm genommen werden konnte. Auch hier wurden die Gärten hinten durch eine in der Regel gleichmäßig laufende Hecke abgeschlossen, die der ganzen Anlage die Form eines oft sehr genau rechteckigen Parallelogrammes gab. Noch heute sind diese beiden Dorfformen, mindestens die des Rundlings, in einer großen Zahl unserer Dörfer mehr oder weniger deutlich kenntlich, die also noch heute Zeugnis davon ablegen, daß sie in ihrer ersten Anlage aus der Wendenzeit stammen.

Stände und Verfassung.

Die Anlageformen der wendischen Dörfer tragen das Gepräge einer aufs engste verbundenen wirtschaftlichen Gemeinschaft, und es ist schon an sich wahrscheinlich und wird durch die oben berührte Sitte patronymischer Namengebung zur Gewißheit, daß diese Gemeinschaft ursprünglich als Geschlechtsverband zu denken ist. Eine Anzahl von verwandten Familien unter einem Ältesten besaßen gemeinschaftlich eine

Flur oder erhielten sie von der Stammesobrigkeit zugewiesen. Sie siedelten sich darauf in einem Dorfe an, wobei ursprünglich jedenfalls für jedes selbständige Familienhaupt ein besonderes Gehöft erbaut ward, und bebauten dann den Acker gemeinschaftlich unter Leitung ihres Ältesten, der den Ertrag verteilte, oder teilten die Flur so, daß einem jeden Gehöft ein bestimmter Acker zum Sondereigen zugewiesen ward.

Indem nun mit der Zeit die einzelnen Familien sich selbst wieder zu Familiengruppen erweiterten, entstand bei den Slaven die Einrichtung der sogenannten „Hauskommunion“. ¹²⁾ Der unter den Pflug genommene Acker war hierbei nicht mehr Gemeinteigen der ganzen Dorfschaft, sondern unter die einzelnen Gehöfte zu festem Besitze verteilt. Ein jedes Gehöft aber war nicht von einer, sondern einer ganzen Anzahl (6—8) Familien bewohnt, die unter der gemeinsamen Leitung des von ihnen aus den Männern der Kommunion gewählten Hausvaters (Starešina von staru alt oder Zupan von zupa Herdstätte, Wohnplatz) standen. Der Ackerbesitz der Gehöfte ward nicht unter die einzelnen Familien aufgeteilt, sondern blieb gemeinsames Eigentum der ganzen Hausgenossenschaft, deren Vorstand jedem Mitgliede derselben seine Arbeit zuwies und das gemeinsame Vermögen verwaltete. Solche Hauskommunionen bestehen noch heute in verschiedenen Formen bei den Südslaven und sind wahrscheinlich auch bei den Nordslaven vorhanden gewesen, wenn hier auch in historischer Zeit nur noch einzelne Spuren davon nachzuweisen sind.

Über diesen Hauskommunionen und ihren Ältesten blieb das Institut der Dorfsältesten bestehen. Bei sich herausbildender Erblichkeit des Amtes hob sich die Familie, die es besaß, über die übrigen Geschlechtsgenossen hinaus, auch konnte leicht die Anschauung entstehen, daß die Familie des Dorfsältesten ein Eigentumsrecht über das ganze Dorf hätte, beides Momente, die diese leitenden Familien aus der Masse der übrigen auf eine höhere Stufe emporhoben und so die Entstehung eines Adelsstandes hervorriefen, der in historischer Zeit bei allen wendischen Stämmen auftritt.

Ward in einem Dorf die Zahl der Familien, die in Hauskommunion standen, zu groß, um auf seiner Feldflur noch ausreichende Nahrung zu finden, so zog der Überschuß aus und gründete ein neues Dorf, wenn Raum war, in der Nähe des alten. So konnte sich mit der Zeit ein Geschlecht über eine ganze Zahl von Dörfern verzweigen und sich so zu einem Gau und weiterhin zu einem Stamm auswachsen. Auch der Gau aber bedurfte eines Oberhauptes, der die gemeinsamen Institutionen in Obacht nahm, die Ausführung der gemeinsamen Beschlüsse überwachte und im Kriege das Aufgebot des Gaues führte. So entstand aus dem Adel das Fürstentum, das mit dem Adel zusammen den ersten Stand, den Herrenstand, bildete. Neben diesem gab es nur einen, den Bauernstand; ein Bürgerstand war noch nicht vorhanden, denn Städte gab es unter den mecklenburgischen Wenden noch nicht, und die Bewohner der Ortschaften, die — neben den größeren Burgen — allmählich erwachsen, gehörten ihrer sozialen und politischen Stellung nach zum Bauernstand.

In einer solchen Burg gab sich ein jeder Gau seinen militärisch-politischen Mittelpunkt. Der Zweck der Anlage, deren Art zugleich mit den wichtigsten der erhaltenen Burgwälle im ersten Hefte besprochen wird, war in erster Linie der, den Bewohnern der umliegenden Dörfer im Falle eines feindlichen Angriffes einen Zufluchtsort zu bieten. Im Frieden waren die meisten dieser Burgen unbewohnt, doch mußten sie stets in verteidigungsfähigem Zustande gehalten werden, und die Pflicht, die dazu nötigen Fuhren und Arbeiten zu leisten, das sogenannte „Burgwerk“, lag selbstverständlich denselben Dörfern ob, die die Burg errichtet hatten. So schlossen sich diese um ihre Burg zu einem Burgwardbezirke zusammen. Manche Bezirke legten auch, wenn es erforderlich schien, mehrere befestigte Plätze an, unter denen aber einer als der Hauptort, die Hauptburg, hervortritt. Zu beachten ist noch, daß nicht selten ein größerer Bezirk mit einer Hauptburg mehrere kleinere in sich schloß. Die Burgwardbezirke sind schon früh bezeugt und sind allen wendischen und fast allen slavischen Stämmen gemeinsam gewesen, wodurch wahrscheinlich wird, daß die Einrichtung schon aus deren früherer Heimat jenseits der Weichsel stammt.

Ihre Zahl für die einzelnen Stämme ist von einem bayerischen Mönche aufgezeichnet worden, der gegen Ende des neunten Jahrhunderts eine kurze Übersicht über die slavischen Stämme zusammenstellte. Nach seinen Angaben hatten die Obotriten zu seiner Zeit 53 Burgwardbezirke, wobei die wagrischen miteingeschlossen sind, die Wilzen, zu denen er jedenfalls die Ukrer und vielleicht auch die Pommeren rechnet, 95, die Linonen 7, die Bethenzer, Smeldinger und Mürizer zusammen 11, die Heveller 8, die Sorben 50.

Wir sind nicht im Stande, das wendische Mecklenburg vollständig in seine Burgwardbezirke aufzuteilen und kennen aus den Geschichtsquellen und Urkunden der wendischen Zeit nur wenige derselben, doch gehen die sogenannten „Länder“ (terrae), die schon im Beginn der christlichen Zeit auftreten, und aus denen unsere heutigen Ämter entstanden sind, sicher zum großen Teil schon auf die vorchristliche Zeit zurück und sind wendische Burgwardbezirke gewesen. Bis zum Jahre 1300 hin sind, nach Stammesgebieten geordnet, die folgenden bezeugt:

I. Im Gebiet der Obotriten:

1. In Polabien:

Hageburg, dessen Burg die Hauptburg des ganzen Polabenlandes war, Voitin (das heutige Amt Schönberg), Gadebusch, Wittenburg, Woizenburg.

2. Im Obotritenland (im engeren Sinne):

Mecklenburg Schwerin, Briesen (der östliche Teil des Amtes Grevesmühlen), Dassow, Klüh, die Insel Poel, Now, Brüel, Silesen (östlich vom Schweriner See mit der Burg Dobin), Wenigen (zwischen Rognitz, Elde und Elbe mit der Burg Grabow), Jabel und Dirginc (Amt Neuhaus).

3. Im Warnaberland:

Sternberg, Plau, Ture (das Amt Lübz), Parchim, Brenz.

II. Im Lande Müriz:

Malchow, Röbel, Wredenhagen (Burg Wenden), Waren, Schlön (nordöstlich von Waren) und wohl auch Turne (südöstlich der Müriz bis Bechlin in der Priegnitz).

III. Im Gebiet der Milzen:

1. Im Reffinerlande:

Reffin, Werle, Marlow, wahrscheinlich auch Rostock, Gobanze (bei Kröpelin), Schwaan und Bülow.

2. In Circipanien.

Das Land zerfiel nach einer Annalennachricht aus dem 12. Jahrhundert in drei „Provinzen“, vielleicht Wisbede mit Bareze (westlich der Nebel), Tribeden oder Gnoien mit dem großen Burgwall von Neu-Niköhr und Kalen mit Malchin.

3. Im Tollenserland:

Lützen (bei Stavenhagen), Gädebehn und Tollense (auf pommerischem Gebiet westlich von der Tollense).

4. Im Redarierland:

Wustrow (?) am Westufer des Tollense-Sees), Stargard und Weserik.

Alle die genannten Bezirke werden schon am Schlusse der Wendenzeit bestanden haben; aber welchen Veränderungen sie etwa innerhalb der Wendenzeit unterlegen sind, und wie sie sich einerseits zu den weit zahlreicheren Bezirken jenes bayerischen Geographen und andererseits zu den 18 Gauen verhalten, in die nach Adam von Bremen das slavische Gebiet der Hamburger Diözese zerfiel, entzieht sich unserer Kenntnis.

An der Spitze dieser Bezirke also standen Fürsten oder Herzöge, die aus der Reihe der adligen Familien des Bezirkes erwählt wurden. Erbllichkeit des Amtes aber konnte um so leichter eintreten, als der gewählte Herzog seinen Wohnsitz naturgemäß auf oder in der Nähe der Burg nahm. Solche — vermutlich erbliche — Gausfürsten begegnen uns bei den Sorben und Wilzen schon im Beginn der historischen Zeit, und bei beiden Stämmen ist dabei von einer Vielheit von Fürsten die Rede; es hatte eben jeder Gau seinen besonderen Fürsten.

Über diese Burgwardhänptlinge, die der Araber Ibrahim bezeichnender Weise „Älteste“¹³⁾ nennt, sind die Sorben und die Wilzen überhaupt nicht oder nur ganz vorübergehend hinausgekommen, obgleich es auch bei ihnen vorkam, daß ein Dynastengeschlecht mehrere Burgwarde eine Zeitlang in seinem Besitze vereinigte. Die Verfassung dieser beiden Stämme war also republikanisch. Zur Entscheidung gemeinsamer Angelegenheiten kamen sie auf Landesversammlungen zusammen, wo es lebhaft genug herging. Wenn z. B. ein Einzelner den gefaßten Beschlüssen widersprach, so ward er mit Schlägen gezüchtigt; die Aus-

führung der Beschlüsse suchte man dadurch zu sichern, daß man dem, der sich nach Schluß der Versammlung ihr widersetzte, Haus und Hof verbrannte und plünderte oder ihm auf der nächsten Landesversammlung eine Geldbuße nach Maßgabe seines Standes auferlegte.

Die Obotriten besaßen schon bei ihrem Eintritt in die Geschichte ein Stammesfürstentum, unleugbar ein Zeichen einer weiter fortgeschrittenen Entwicklung gegenüber jenen andern Stämmen. In der letzten Hälfte der Karolingerzeit scheint der Stamm dann zur vielköpfigen Regierung der Burgwardhäuptlinge zurückgekehrt zu sein, doch war dies nur vorübergehend. Spätestens von der Mitte des 10. Jahrhunderts ab treten wieder Stammesfürsten der Obotriten auf. Soweit aber gedieh die Entwicklung auch bei ihnen nicht, daß diese Würde erblich ohne alle Einschränkung geworden wäre. Sie wurde vielmehr nach dem Tode ihres Inhabers auf der Landesversammlung durch Wahl übertragen; doch war es herkömmlich, daß man einen der Söhne oder Verwandten des Verstorbenen wählte, und man wich von dieser Sitte nur aus ganz besonderen Gründen ab. Auch eine gleichzeitige Regierung zweier Brüder kommt vor. Die Landesversammlung hatte auch das Recht, einen unbeliebten oder untüchtigen Fürsten abzusetzen, doch zog der Wende, zu jeder Gewaltthat leicht bereit, einer solchen Verhandlung zuweilen das schneller wirkende Mittel der Vertreibung oder Ermordung vor. Im Gegensatz hierzu tritt gegen Ende der Wendenzeit die Anschauung auf, daß die Person des Fürsten für heilig und unverleßlich galt, so daß kein Wende, auch wenn er ihm im Kampf gegenüberstand, die Waffe gegen ihn zu erheben wagte¹⁴⁾.

Der einheimische Titel des Fürsten war Kneze (Herr)¹⁵⁾, was unsere lateinisch geschriebenen Geschichtsquellen in verschiedener Weise nicht selten auch mit „König“ (rex, regulus) wiedergeben. Die Machtstellung des Stammesfürsten bei den Obotriten wird im Laufe der Zeit beträchtliche Veränderungen durchgemacht haben. Anfangs wenig über das Niveau der angesehenen Edlen hervorragend, zog er allmählich die Rechte der Burgwardhäuptlinge größtenteils an sich und drückte diese zu Beamten herab, die er aus eigener Machtvollkommenheit einsetzte.

In allen größeren Burgen, die überhaupt Wohnräume enthielten, hatte er ein Absteigequartier, das zugleich, wenn von Pommeren ein Schluß auf das Obotritenland erlaubt ist, ein Asyl für alle Angeklagten und Verfolgten war. Wer es einmal betreten hatte, über den durfte nur im ordentlichen Gerichtsverfahren abgeurteilt werden. Bei den Gerichtsversammlungen führte in wichtigen Fällen der Fürst selbst als oberster Gerichtsherr den Vorsitz.

Zu seinem Unterhalte besaß er ausgedehnte Güter, hatte auch freie Verfügung über alles noch unbebaute Land und gewann allmählich ein Oberherrenrecht über den gesamten Grund und Boden, das in einem Hufenzins sämtlicher Bauern des Landes seinen Ausdruck fand. Er ward im Namen des Fürsten von den Burgwardvorstehern, den „Castellanen“, erhoben, wodurch die Burgwarddistrikte auch zu Verwaltungsbezirken wurden. Außer diesem Hufenzins, der in Naturalien

bestand, und anderen Abgaben der Bauern, deren Art nicht deutlich ersichtlich ist, flossen noch die Erträge von mancherlei Zöllen, wie Markt-, Brücken- und Seezöllen in die fürstliche Kasse ¹⁶).

Neben den Stammesfürsten erscheinen auch bei den Obotriten zuweilen noch andere, es sind entweder die Oberhäupter einzelner Stammesteile, wie der Wagrier, oder die Führer des Adels, der trotz der Schmälerung seiner Macht durch den Fürsten großen Einfluß behauptete: es blieb Regel, daß sich in allen wichtigen Fällen der Fürst der Zustimmung der angesehensten Edlen versicherte. Und wenn einmal bei eintretender Vacanz Gründe vorlagen, die bisher herrschende Familie unberücksichtigt zu lassen, oder wenn diese ausgestorben war, so scheint es auch gegen Ende der Wendzeit noch vorgekommen zu sein, daß der Adel aus seiner Mitte einen, der durch Reichtum, Einfluß und persönliche Eigenschaften sich dazu zu eignen schien, zur Fürstenwürde erhob ¹⁷).

Während also der Unterschied zwischen Fürstenwürde und Adel flüchtig blieb, ward der Bauernstand durch eine immer mehr sich vertiefende Kluft vom Herrenstand getrennt. Ursprünglich wohl vollfrei, geriet er allmählich in Hörigkeitsverhältnisse verschiedener Art zum Herrenstand, der auch die Grundherrschaft gewann, und wurde, auch abgesehen von dem Burg- und Brückenwerk mit so viel Abgaben, Leistungen und Frohnden belastet, daß seine Lage recht drückend wurde, um so mehr, als auch die Last der Tribute, die seit der Eroberung des Landes durch die Deutschen zu zahlen waren, naturgemäß von den Grundherren auf die Bauern abgewälzt wurde. Auch das Burgwerk erforderte, seit fürstliche Gebäude auf den Burgen zu errichten und instand zu halten waren, weit mannigfaltigere Arbeiten als vorher, wo die Burgen nur einfache Wälle waren. Und wenn der Fürst, begleitet von einem Gefolge von Edlen, im Lande umherzog, so hatten die Bauern die Zelte, in denen er rastete, wo keine Burg Unterkunft bot, von einem Ort zum anderen zu schaffen und für den nötigen Unterhalt zu sorgen. Zu seinen Jagden mußten sie durch Beföstigung der Hunde und Hundeführer Beihülfe leisten, mußten auch die Falkennester aufsuchen und sorgfältig acht haben, daß die jungen Vögel zu rechter Zeit, bevor sie flügge waren, weggenommen und an die herzoglichen Falkeniere abgegeben wurden.

Manche Dörfer wurden, vermutlich gleich bei ihrer Gründung, von ihren Grundherren zu besonderen Dienstleistungen, wie zu einer bestimmten Handwerks- oder Berufsthätigkeit verpflichtet, die allen Haushaltungen in gleicher Weise oblag. Diese Sitte ist bei mehreren slavischen Stämmen nachgewiesen. Daß sie auch bei den mecklenburgischen Wendon bestand, erweisen Dorfnamen wie die o. a. Rogel, Rowalz und Rowahl die Schmiede, Strelitz die Schützen. Mit den hörigen Bauern sind die zahlreichen Sklaven und Knechte, die durch Krieg oder Seeraub ins Land kamen und größtenteils zur Ackerbestellung verwandt sein werden, nicht zu verwechseln. Sie hatten überhaupt keine politischen Rechte, während die Bauern deren

nicht verlustig gingen. Diese besprachen auf Versammlungen ihre gemeinsamen Angelegenheiten, bildeten bei den Gerichten den Umstand, hatten das Recht, auch im Frieden Waffen zu tragen und waren dienstpflichtig im Kriege.

Die Wenden im Kriege.

Mit Krieg und Kampf ward allezeit ein beträchtlicher Teil des Lebens der Wenden ausgefüllt. So wird es schon von der Vorzeit an gewesen sein. Freilich nimmt man gewöhnlich an, daß sich die Wenden in kleinen Trupps friedlich über die öden Strecken der baltischen Tiefebene verbreitet hätten, und gewiß ist dies soweit richtig, als größere Kriege, zu denen sich auf beiden Seiten stärkere Völkermassen zusammengeballt hätten, nicht stattgefunden haben können. Aber allzu friedlich wird man sich schon die Einwanderung der Wenden nicht vorstellen dürfen. Schon die Form der Dörfer, die entschieden auf Erleichterung der Verteidigung berechnet ist, wie die Anlage der Burgwälle, auch die Entwicklung des Fürstentums bei den Obotriten, das sich am leichtesten als ein stehend gewordenes Stammesführeramts im Kriege erklärt, spricht gegen jene Annahme. Bei der Besitznahme der baltischen Länder mögen sie im Anfang oft Mühe genug gehabt haben, sich zwischen den noch im Lande gebliebenen Nesten der germanischen Bevölkerung zu halten. Auch später, als diese vernichtet, vertrieben oder unterworfen war, werden sie manche Fehde mit den germanischen Nachbarstämmen und unter sich selbst ausgefochten haben. Die bittere Feindschaft zwischen den beiden mecklenburgischen Hauptstämmen, den Obotriten und den Wilzen, die im Beginn der historischen Zeit bestand, wird gewiß mit ihrem Ursprung in eine weit frühere Zeit zurückreichen. Auch an Grenzstreitigkeiten mit den Sachsen, besonders an der Ostgrenze Holsteins wird es nicht gefehlt haben. Eine Erinnerung an solche Kämpfe klingt uns noch aus einer Quellschrift des neunten Jahrhunderts entgegen, der Überführung des heiligen Alexander, dessen Leib im J. 851 durch einen Enkel Widukinds vom Rom nach Wildeshausen gebracht ward. Die Schrift, die vor dem J. 865 verfaßt ist, enthält im Anfang eine Schilderung der Sachsen in heidnischer Zeit und ihres Verhältnisses zu ihren Grenznachbarn, den Thüringern, Friesen und Obotriten, die hier allein aus der Zahl der Wendenstämme genannt werden. Alle diese Nachbarvölker der Sachsen — so heißt es dann — „waren ununterbrochen gezwungen, entweder durch Verträge oder durch unabwendbare Kämpfe die Grenzen ihrer Länder vor den Sachsen zu schützen.“ Die Schilderung, die auf mündlicher Tradition in den Grenzlandschaften beruhen mag, spricht an durch ihre innere Wahrheit, nur daß selbstverständlich nicht immer die Sachsen die Angreifer gewesen sind. Durch die historische Zeit aber zieht sich eine Kette von Kriegen und Fehden; in manchen Perioden wüteten die Grenzkämpfe jahrzehntelang fast ununterbrochen. Dieser Zustand widersprach dem Charakter des wendischen Volkes nicht; der

Neigung zu Räubereien, die Tacitus den Slaven zuschreibt, und die von Kaiser Mauritius (582—602) bestätigt wird, dem wir eine interessante Schilderung der wendischen Volksart und Kriegsweise verdanken, sind die Wenden stets treu geblieben. Unverzagt und kriegslustig nennt sie auch der arabische Reisende Ibrahim, der in der Zeit Ottos des Großen die Wendenländer besuchte und eine anziehende Schilderung derselben verfaßt hat ¹⁹⁾.

Die Waffen ²⁰⁾, deren sie sich bedienten, waren hauptsächlich Speer, Schild und Schwert. Nach Kaiser Mauritius führte jeder Slave zwei Wurfspeere; auch waren hölzerne Bogen mit vergifteten Pfeilen in Gebrauch. Bei den Wenden ist uns von solchen nichts bekannt, die Polen hatten Bogenschützen, doch ist von vergifteten Pfeilen nicht die Rede. Das Schwert verstand der Wende nicht selbst zu schmieden, doch ward es in solchen Mengen aus Deutschland eingeführt, daß es gradezu zur Nationalwaffe ward. Auch die Art wird, allerdings im Frieden, als Waffe in der Hand eines Wenden erwähnt. Helme und Panzer, die Ibrahim den Obotriten zuschreibt, haben jedenfalls nur die Edlen besessen. Diese waren beritten, das gesamte Bauernaufgebot aber, das den Kern der wendischen Heere bildete, focht zu Fuß.

Auch die Feldzeichen ²¹⁾, die die einzelnen Scharen hatten, Panniere, auf denen ihre Götter und Göttinnen abgebildet waren, oder auch heilige Lanzen wurden ihnen von Fußgängern vorangetragen. Unter Posaemenschall rückten die Schaaren vorwärts.

Das Bauernaufgebot verschaffte den Wenden gegenüber den deutschen Ritterheeren im zehnten, elften und zwölften Jahrhundert nicht selten eine große Übermacht an Zahl, allein es war bei aller Kampfeslust minderwertiges Material und im Kampfe Mann gegen Mann den Deutschen nicht gewachsen. Ähnlich ging es ihnen früher den Byzantinern gegenüber, sie mieden deshalb, wie schon Kaiser Mauritius sagt, offene Schlachten, waren dagegen Meister in unerwarteten Überfällen und Kriegslisten allerlei Art. Genau so war ihre Kampfesweise den Deutschen gegenüber. Waren sie selbst die Angreifer, so erspähten sie irgend einen schwachen Punkt der Grenze oder einen besonders günstigen Augenblick, warfen sich mit plötzlicher Überraschung auf das feindliche Gebiet und plünderten eine möglichst weite Strecke desselben aus, wobei sie mit barbarischer Wildheit — freilich kaum schlimmer als die civilisierteren Deutschen im Wendenlande — hausten und von den Bewohnern, was nicht im Kampfe erlag, gefangen mitschleppten. Sobald die Gegner sich zu größeren Truppenabteilungen gesammelt hatten, wichen sie zurück und suchten mit ihrer Beute die Heimat wieder zu erreichen. Auch bei Angriffen der Deutschen wichen sie großen, entscheidenden Schlachten im ganzen aus, gaben ihre Dörfer preis und zogen sich auf ihre Wasserburgen und in ihre Wälder und Sümpfe zurück, deren Unwegsamkeit ihnen einen weit besseren Schutz gewährte als ihre Waffen. Gerade vom Obotritenlande betont Ibrahim ausdrücklich, daß Heere daselbst nur mit großer Mühe eindringen könnten, da das ganze Land niedriger Wiesenboden, Sumpf und Morast sei. Am leichtesten waren Erfolge gegen die Wenden in strengen Wintern zu gewinnen, wenn ihre Flüsse,

Seen und Moräste mit Eis bedeckt waren. Dann pflegten sie leicht zum Frieden bereit zu sein, dessen Abschluß sie mit einem symbolischen Akt vollzogen, indem sie das oberste Haupthaar abschnitten und es nebst etwas Gras mit der rechten Hand darreichten. Einen anderen Brauch hatten die Rügener, die bei Abschluß eines Vertrages ein Steinchen ins Meer warfen unter der Verwünschung, sie wollten untergehen gleich jenem Steine, wenn sie dem Vertrage zuwider handelten. Trotz dieser feierlichen Bräuche war Vertragsbruch bei den Wenden an der Tagesordnung, besonders ließen sie sich durch Geldgeschenke leicht dazu verleiten ²⁷⁾.

Ein ganz neues und ergiebiges Feld für ihre Raublust fanden die Wenden, seit sie begonnen hatten Kriegsflotten zu bauen. Daß sie schon früh die See befahren haben, beweist die Besetzung von Inseln, wie Rügen und Fehmarn durch Wenden, allein eine größere Kriegsflotte scheinen sie erst vom neunten Jahrhundert ab, unter dem Einfluß der dänischen Wikinger, besonders seit sich diese mitten unter ihnen, in der Jomsburg bei Julin, festgesetzt hatten, allmählich geschaffen zu haben. Zur Zeit Karls des Großen konnten sie dänische Landungen noch nicht zur See erwidern, dagegen unterstützten sie den Kriegszug Ottos II. (984) gegen Dänemark mit einer Flotte. Seitdem wurden sie bald gefürchtete Seeräuber und setzten das lohnende Handwerk noch lange fort, als ihre Lehrmeister selbst es schon aufgegeben hatten. Zur Zeit ihres nahenden Unterganges, als sie infolge der häufigen Verwüstungszüge mehr und mehr verwilderten, galt ihnen der Seeraub gradezu als ein zu ihrer Erhaltung unentbehrlicher Erwerbszweig.

Wirtschaftliche Thätigkeit der Wenden.

Der Hauptnahrungszweig der Wenden war die Landwirtschaft ²⁸⁾, bei der neben dem Ackerbau die Viehzucht eine bedeutende Rolle spielte. Zum Pflügen des Ackers bedienten sie sich eines gekrümmten hölzernen Hakens, der von Stieren oder Pferden gezogen ward. Er war für schweren Boden unbrauchbar; die Wenden beschränkten sich deshalb, wie vor ihnen die Germanen, auf die Bestellung des leichteren, aber minder ergiebigen Sandbodens, wodurch weite Strecken des Landes dem Anbau entzogen blieben. Die Fortschritte, die der Ackerbau bei den Deutschen vom siebenten bis zwölften Jahrhundert machte, ließen sie völlig unbeachtet und eigneten sich nicht einmal den schwereren und weit wirksameren deutschen Eisen-Pflug an. Geerntet wurde mit Sichel.

An Getreide wurden Roggen, Gerste, Hirse, Hauf und Flachs gebaut, auch wohl schon Weizen, der allerdings nicht für die Ostseeküste, wohl aber für Böhmen bezeugt ist. Man kannte schon die doppelte Bestellung im Frühling und Herbst (Sommer- und Winterkorn). Zum Mahlen des Getreides benutzte man Handmühlen; Wassermühlen führten erst die deutschen Kolonisten im zwölften Jahrhundert ein; das Brotbacken war bekannt.

Daß auch die Ausbeutung der Waldprodukte einen breiten Raum in der wirtschaftlichen Thätigkeit des Wenden einnahm, zeigen Ortsnamen, wie die o. a. Drefahl, Kladrum, Kloddram (die Holzhauer), auch Degtow (Wirkenteerort). Eifrig betrieben wurde ferner die Bienenzucht; aus dem Honig bereitete man Met, aus Gerste ward Bier gebraut. Auch Gartenbau ward betrieben; an Obstbaumarten sind in unserm Lande durch Namen Äpfel, Birnen und Pflaumen bezeugt, an Gartengewächsen Bohnen und Zwiebeln. Mohn ward zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Pommern viel gebaut. Auch Wallnußbäume gab es, doch waren sie selten. Bei Stettin stand einer, der für heilig galt. Die Nüsse wurden so hoch bezahlt, daß der Besitzer des Baumes aus ihrem Verkaufe seinen Unterhalt gewinnen konnte.

An Vieh wurden Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Gänse und Hühner gehalten. Bei der Schilderung des Obotritenreiches hebt Ibrahim seinen Pferdereichtum ausdrücklich hervor. In Pommern und Schlesien, vielleicht also auch in Mecklenburg, schweiften Scharen davon wild in den Wäldern umher.

Auch Jagd und Fischfang steuerten mit ihren Erträgen zum Unterhalt des Wenden bei. Die Wälder waren wildreich; neben unseren heutigen Jagdtieren gab es damals noch Bären, Wölfe und Wildrinder, von denen eins (ob Nestier oder Wisent, bleibe dahingestellt) vielleicht schon den Wenden als Symbol der Macht ihrer Fürsten diente und Wappentier unseres Fürstenhauses geblieben ist. Daß der Urstier zur Wendenzeit bei uns noch nicht ausgestorben war, beweisen die o. a. Namen. Die Jagd war jedem erlaubt, und oft genug mag auch der Arme ausgezogen sein, um die schmale Kost seines Tisches mit einem Stück Wildpret zu bereichern. Die Hejagd mit Hunden war ein Lieblingsvergnügen der Edlen und Fürsten. Zu den Vögeln, denen man auf Vogelherden (s. o. Zietlich) nachstellte, gehörten gewiß die Drosseln (s. o. Drosedow). Auch die Jagd auf Auerhähne (s. o. Teterow) und die Falkenbeize auf Reiher (s. o. Bapel und Sabel) wird gepflegt sein. Dem Ibrahim fiel ein dunkelgefärbter Vogel auf, „der alle Stimmen von Menschen und Tieren nachmachen kann“, und den die Wenden fingen und hielten: es ist unverkennbar der Staar.

Vielleicht noch wichtiger für die Ernährung des wendischen Volkes als die Jagd war der Fischfang. Die Flüsse und Seen waren an Fischen überreich, auch auf dem Meere trieb man Fischfang; zum Heringsfang versammelten sich alljährlich im November an der Küste Rügens ganze Flotten.

Dem Handwerk und der Industrie kann nur ein geringer Bruchteil der wendischen Bevölkerung gewidmet gewesen sein; sie standen nur auf niedriger Stufe. Kunst und Wissenschaft vollends waren kaum in den ersten Ansätzen vorhanden. Eine Schrift gab es zwar, aber sie ward nur zu Inschriften, z. B. an Götzenbildern, verwandt und war nicht in allgemeinem Gebrauche. Somit haben die Wenden keinerlei Litteratur hervorgebracht; kein Wende hat es je unternommen, seines Volkes Geschichte niederzuschreiben, auch die Lieder, in denen die Wenden ihrer Lust und ihrem Leide wie ihrer Verehrung des Göttlichen Aus-

druck gegeben haben mögen, hat keiner unter ihnen aufgezeichnet, während doch in Deutschland Geschichtschreibung wie Poesie längst zu vielgepflegten Litteraturzweigen geworden waren.

Auch von einer Baukunst kann bei ihnen kaum die Rede sein. Nur in der Anlage ihrer Burgwälle wie in der Schiffsbaukunst entfalteten sie ein bemerkenswertes Geschick. Ihre Gehöfte errichteten sie aus Holzfachwerk mit Lehmewurf (Klehmstaken), oft nur aus Reifig und verschmähten es, den Ziegelbau von den Deutschen sich anzueignen, obgleich doch ihr Land reich an gutem Material dazu war. Die uralte, primitive Wohnweise in Gruben blieb bei ihnen in häufigem Gebrauch, ebenso der Pfahlbau. Selbst die Wohnungen der Fürsten und Edlen unterschieden sich nur durch Größe, Geräumigkeit und allerlei Zierrate, aber nicht durch besseres Material von den Bauerhäusern. Steinerne Gebäude waren überaus selten im Wendenlande. Auch die Tempel, auf deren Ausstattung die Wenden hohen Wert legten, waren Holzbauten.

Diese Bauweise brachte die Kunst der Holzschnitzerei zu einer eigenartigen Entwicklung. Hierin erreichten die Wenden große Fertigkeit und schufen Werke, die die Bewunderung der Besucher erregten. Leider ist davon nichts erhalten geblieben.

Ebenso wenig hat sich etwas von den Erzeugnissen ihrer Weberei und ihrer Lederindustrie bis auf unsere Zeit gerettet. Die Kleidung der Wenden bestand aus leinenen Unterkleidern und einem wollenen Obergewand. Auf dem Haupte pflegte man einen kleinen, spitzen Hut zu tragen, an den Füßen Schuhe oder Stiefeln; barfuß gehen galt als ein Zeichen der äußersten Armut. Nur die gröberen Zeuge wurden im Lande selbst gefertigt, feinere von auswärts eingeführt und teuer bezahlt.

Am besten unter den wendischen Industriezweigen ist ihre Keramik bekannt, deren Produkte im ersten Hest geschildert werden. Dort werden auch die erhaltenen Schmucksachen, besonders die „Schlāfenringe“, besprochen. Hier möge nur betont werden, wie gering entwickelt im ganzen Erfindungsgabe und Leistungsfähigkeit der Wenden in allen Industriezweigen erscheinen.

Handel.

Trotz des tiefen Kulturstandes der Wenden bot doch ihr Land Produkte, die für andere benachbarte und fernwohnende — Völker begehrenswert waren. Noch in höherem Grade gilt dies von dem germanischen Norden, zu dem die Wege von Südosten und Südwesten her durch das Wendenland führten. Umgekehrt ging auch den Wenden nicht gänzlich das Bedürfnis und Bestreben ab, Erzeugnisse anderer, höher kultivierter Völker in ihren Besitz zu bringen. So entwickelte sich — nicht sogleich nach Besitzergreifung des Landes durch die Wenden aber doch allmählich, besonders vom achten Jahrhundert ab — ein nicht unbedeutlicher Handel in und durch die Wendenländer. Seine Beziehungen weisen bis in sehr weite Ferne, bis nach dem Orient (Kleinasien), wo

im achten, neunten und zehnten Jahrhundert die arabische Großmacht in ihrer höchsten Blüte stand²⁴⁾. Mit ihrem Emporstreben verband sich auch ein glänzender Aufschwung des arabischen Handels, der die ganze damals bekannte Welt von den Säulen des Herkules bis nach China und Indien hin umspannte. Auch den europäischen Norden suchte das rührige Volk sich zu erschließen; er bot Schätze, die dem Süden völlig fehlten und dort sehr hoch im Werte standen, besonders Bernstein und kostbare Pelze. Über das Schwarze Meer hinüber gewann man zunächst Fühlung mit den slavischen Stämmen an der unteren Wolga, von wo dann Handelswege durch Rußland und Polen bis an die Ostseeküste und weiter sich bildeten. Die große Ausdehnung dieses Orienthandels läßt sich an den sehr zahlreichen Funden arabischer Münzen (Dirhems), die im ganzen slavischen Osten und germanischen Norden gemacht sind, ermessen; die Münzen sind vielfach zerhackt, ebenso die Silberbarren und die silbernen, oft sehr zierlichen Schmuckgegenstände orientalischer Herkunft, z. B. Ringe aus Silberdraht und Ohrgehänge, die in den Funden den Dirhems häufig beigegeben sind. Es rührt dies daher, daß man das Geld damals nicht zählte, sondern wog. Mit diesem Hack Silber also zahlte der Orient dem baltischen Norden, und es gelangte in großen Mengen bis nach Skandinavien. So sind auf Gotland im Laufe der Zeit über 13000 arabische Münzen ans Tageslicht gekommen, und im Gouvernement Wladimir (in Groß-Rußland) machte man einen Fund, der aus nicht weniger als 11077 Exemplaren bestand.

Die Wenden spielten bei diesem Handel, dessen Ziel der germanische Norden war, im wesentlichen nur die Rolle von Zwischenhändlern, doch werden auch aus ihren Ländern Pelze, wie die von Bibern, Füchsen, Luchsen, Mardern, Wieseln und Hermelinen und auch Bernstein zur Ausfuhr gelangt sein. Auch getrocknete Fische, Honig, Wachs und Birkenrinde, die als Schreibmaterial Verwendung fand, werden als Ausfuhrgegenstände von den arabischen Schriftstellern genannt. Sehr begehrt waren wendische Sklaven, die in großer Zahl, meistens auf dem Wege über Spanien, nach dem Orient gelangten. Die nordischen Wikinger unternahmen besondere Raazzias nach der Südküste der Ostsee, um dort Sklaven zu rauben.

Der wichtigste Stapelplatz für den Orienthandel im Innern des Landes war Prag. Der oben erwähnte Reisende Ibrahim schildert das lebhafte Treiben dort: „Russen und Slaven kommen dahin mit ihren Waren von der Stadt Krakau, und Muselmänner, Juden und Türken kommen aus dem türkischen Gebiet mit Waren und byzantinischen Mithkals (Silbermünzen) und nehmen dafür Sklaven, Zinn und Bleiarten (?).“²⁵⁾ Als Verkehrszentrum hatte Prag auch eine ausgedehntere Industrie entwickelt, als sonst an den wendischen Orten zu herrschen pflegte. Man verfertigte dort die Sättel, Häume und (Leber-) Schilde, die bei den Wenden in Gebrauch waren.

Auch an der Ostseeküste entstanden Handelsemporien, in denen die nordischen Kaufleute ihre Waren zum Weitervertrieb absetzten. Vielleicht nicht der älteste, wohl aber der zuerst genannte dieser Hafenorte lag in

unserm Lande, wahrscheinlich an der Wismarschen Bucht.²⁶⁾ Die Dänen nannten ihn Nerik, der wendische Name ist nicht bekannt. Er stand mit Schleswig im Verkehr, und der Warenaumsatz muß zur Zeit Karls des Großen, wo der Ort genannt wird, recht beträchtlich gewesen sein, da die Einfuhrzölle, die die Kaufleute von Nerik bezahlten, für Dänemark eine ergiebige Einnahmequelle bildeten. Allein Nerik ward von König Götrik im Jahre 808 zerstört, und die dort ansässigen — wohl dänischen — Händler wurden nach Schleswig hinübergeführt. Der Ort wird dann in den Geschichtsquellen nur noch einmal — im Jahre 810 — erwähnt, wo er aber vermutlich noch in Trümmern lag. Wenn er wieder aufgebaut sein sollte, hat er doch seine Bedeutung als Station für den Zwischenhandel eingebüßt, dessen Hauptstapelplatz für den Südwestwinkel der Ostsee Julin (d. i. Wollin) ward. Adam v. Bremen²⁷⁾, der im elften Jahrhundert schrieb, giebt eine glänzende Schilderung der Stadt, die allerdings nach der Weise dieses Schriftstellers nicht frei von Übertreibung ist. Er bezeichnet sie sogar als die größte von allen Städten, die Europa einschließt! In ihr wohnen Slaven und andere Nationen, Griechen und Barbaren. Auch Sachsen dürfen sich dort niederlassen, falls sie sich verpflichten, ihr Christentum nicht öffentlich zu bekennen. Die Stadt ist reich an Waren aller Völker des Nordens und besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Von Julin aus gelangt man in sieben Tagereisen nach Hamburg; will man zu Wasser reisen, so muß man zu Schleswig oder Oldenburg zu Schiff gehen — ein Hafen an der mecklenburgischen Küste wird nicht genannt, es wird also seit Neriks Zerstörung auch keinen irgend wie bedeutenden gegeben haben —; von Julin aus reist man in 14 Tagen nach Kiew. Auf das deutlichste tritt noch in dieser Schilderung der Zusammenhang der Ostseeküste mit Südrußland und dem Orient hervor, obgleich damals der Verkehr mit den Arabern bereits durch das Vordringen türkischer Horden in Südrußland gestört war.

Die Straße von Julin nach Hamburg muß durch Mecklenburg geführt haben, man vermutet über Stettin, Pasewalk, Rethre, Malchow, Schwerin und Raseburg. Noch eine andere von Osten nach Westen unser Land durchschneidende Straße ist beglaubigt, sie führte von Demmin, das mit Julin in Wasserverbindung — die Peene abwärts — stand, über Dargun, Lüchow und Laage und wird als „Königsstraße“ bezeichnet; ihre weitere Fortsetzung nach Westen mag über die Burgen Werle und Dobin geführt haben.²⁸⁾

Dies waren indessen nur Seitenzweige der großen orientalischen Handelswege, die die Richtung nach Norden hatten, und da Neriks Zerstörung bereits in die Zeit fällt, wo jener Handel erst aufzublühen begann, so ist Mecklenburg abseits von seinem Hauptzuge geblieben und verhältnismäßig wenig von ihm berührt worden. In Folge davon sind die arabischen Silberfunde in unserem Lande weit spärlicher als z. B. in Pommern. Der weitaus wichtigste der heimischen Funde ist der von Schwaa²⁹⁾.

Auf dem linken Ufer der Warnow, dem Burgwall von Werle schräg gegenüber, wurde im J. 1853 eine Urne ausgepflügt, die einen

ganzen Silberschatz enthielt, von im ganzen 186 alten Lot an Gewicht. Darunter waren 3240 Münzen oder Bruchstücke von solchen, dazu eine Anzahl von Kopf- und Armringen, Verloques, Ohrgehängen und Silberbarren. Fast alles war zerhackt, die deutschen Münzen überwogen die arabischen bei weitem, von letzteren fand sich nicht eine einzige vollständig erhaltene, aber 223 Bruchstücke; bemerkenswert sind noch eine Münze aus Georgien und eine russische. Der Fund muß etwa gegen das Jahr 1030 geborgen sein. Damals hatte sich der Hauptstrom des Verkehrs aus den Wendenländern bereits nach Westen, nach Deutschland, gelenkt. Die Zufuhr arabischer Silbersachen hatte mit dem Beginn des elften Jahrhunderts aufgehört.

Etwa um dieselbe Zeit, als die Araber von Südosten her mit der Ostseeküste Fühlung suchten, begann auch der Verkehr des westelbischen Deutschland mit den Wendenländern. Es war dies eine Folge der Unterwerfung Sachsens und der Wendenländer unter das fränkische Reich, denn bis dahin scheint zwischen den Sachsen, die keinen regen Handelsgeist besaßen, und ihren wendischen Nachbarn kein irgendwie erheblicher Verkehr bestanden zu haben. Schon unter Karl dem Großen aber entwickelte sich ein lebhafter Tauschhandel an der Wendengrenze; Karl beschränkte ihn indessen durch eine Verfügung, die er im Anfang des J. 806 aus Diefenhofen erließ³⁰⁾, auf eine Anzahl, auf deutschem Gebiet gelegener Stationen und verbot den Händlern über diese hinaus mit ihren Waren vorzugehen. Für die Stämme an der Unterelbe wurden die Orte Bardowiek, Schezla (am Cateminer Bach?) und Magdeburg bestimmt und den dort stationierten Grafen die Aufsicht über die Ausführung der Verordnung übertragen. Mit der Regelung des Grenzhandels ward ein Ausfuhrverbot von Waffen und Rüstungen verbunden. Wer ihm zuwider handelte, ward mit Confiscation seiner sämtlichen Waren bestraft, von denen dann die Hälfte dem Fiscus zufiel, die andere Hälfte zwischen dem kaiserlichen Sendgrafen und dem Angeber geteilt ward.

Welche Wirkung die Verordnung geübt hat, ist nicht ersichtlich. Sie wird nach Karls Tode bald in Vergessenheit geraten sein. Das Waffenausfuhrverbot ward nicht gehalten, ihre Schwerter wenigstens, auch wohl die Rüstungen, haben die Wenden von den Deutschen bezogen. Während der langdauernden, wilden Kämpfe in der zweiten Hälfte des neunten und der ersten des zehnten Jahrhunderts wird der friedliche Grenzverkehr ins Stocken geraten sein; er steigerte sich schnell wieder, als Heinrich I. und Otto I. die Wenden von neuem unterworfen hatten. Sie führten keine Handelsperre wieder ein, öffneten vielmehr den deutschen Kaufleuten die Wendengrenze zu ungehindertem Eintritt. Nun wurden Bardowiek und Magdeburg — Schezla trat zurück und verschwand — die Thore, durch welche hauptsächlich der deutsche Einfluß seinen Einzug in die Wendenländer hielt. Um Magdeburg, seine Lieblingschöpfung, besonders zu heben, erteilte Otto I. (wann, ist unbekannt) den dortigen Kaufleuten urkundlich die Erlaubnis freien und ungehinderten Reisens „nicht nur in den christlichen, sondern auch in den heidnischen Gegenden“ des Reiches und befreite sie von sämtlichen Markt-, Wege- und Brückenzöllen, wie sie sonst den Ver-

kehr, auch in den Wendenländern, belasteten, innerhalb des ganzen Reiches außer zu Mainz, Köln, Tielc und Bardowiek. Dieses Privileg ward im J. 975 von Otto II. und im J. 1025 von Konrad II. erneuert²¹⁾. Wir sehen daraus, daß neben Magdeburg damals auch Bardowiek zu den allerbedeutendsten Handelsplätzen des ganzen Reiches gehörte; es ward dann im zwölften Jahrhundert von Lübeck überflügelt, während Magdeburg seine Bedeutung behauptete. Dieses stand nicht nur mit seinen nächsten wendischen Nachbarn, den Wilzen und Sorben in starkem Verkehr, sondern auch mit den Obotriten und Pommern; eine Handelsstraße führte von Magdeburg und Havelberg über Malchow nach Demmin, wo sie die „Königsstraße“ erreichte, eine andere ging weiter östlich am Westufer der Müritz entlang²²⁾.

Von Produkten, die deutsche Kaufleute in die Wendenländer einführten, werden feine Wollenzeuge, die man aus Sachsen bezog, als Ausführgegenstand für das Obotritenland speciell Pferde genannt, deren Zucht also schon damals in unserem Lande in besonderer Blüte stand. Der Heringfang führte auch sächsische Kaufleute an die Küste von Rügen, wo sie gegen einen Zins an den Landesgott freien Zutritt in den Hafen und die Erlaubnis zum Fange und zum Handel hatten. Getrocknete und gesalzene Seefische wurden, wie nach Südosten, so auch nach Westen ausgeführt; auch Pelzhandel ward nach Westen betrieben, besonders von Preußen aus. Endlich muß auch hier die Menschenware noch einmal erwähnt werden, nicht nur wurden wendische Sklaven zahlreich durch Deutschland transportiert, um von Spanien aus zu den Arabern gebracht zu werden, sondern es blieben auch ungezählte Mengen in Deutschland als Knechte und Leibeigene, dieser Handelszweig war so ausgebreitet, daß die deutsche Sprache aus dem Namen des Nachbarvolkes in griechischer Form eine Benennung für den Unfreien („Sklave“) machte²³⁾.

Für den inneren Verkehr in den Wendenländern dienten Märkte²⁴⁾, die in den größeren Ortschaften — den Vororten der Gauburgen — abgehalten wurden. In Stettin war der siebente Tag der Woche, die auch bei den Wenden schon siebentägig war, Markttag. Auch der erste Wochentag ward als Markttag verwandt, so bei den Wagriern in Oldenburg, wo auf einem Platze neben dem Walte alles Volk am Sonntage zum Markte zusammenzukommen pflegte, und ebenso in Plön, wo dieser Sonntagsmarkt vom Bischof Gerold 1163 unterjagt ward, da die Wenden vor den Handelsgeschäften den Besuch des Gottesdienstes vernachlässigten. Auch in Mecklenburg wird ein Markttag erwähnt, auf dem einmal 700 dänische Gefangene zum Verkauf ausgestellt waren.

Als Tauschmittel waren für den Kleinverkehr von Alters her unter den Wenden Leinentücher²⁵⁾ in Gebrauch. Sie sind bei den Böhmen im zehnten Jahrhundert durch Ibrahim und bei den Rügern noch im zwölften Jahrhundert bezeugt. Hier, auf der entlegenen Insel, hatte sich die Sitte, die ursprünglich gewiß allen wendischen Stämmen gemeinsam war, am längsten erhalten. Die Obotriten gingen schon zur Zeit Ottos des Großen zum Gebrauche deutschen Geldes über, dem gegenüber das arabische Geld nach dem Jahre 1000 bald verschwand.

Die deutschen Münzen im Funde zu Schwaan, neben denen auch böhmische und englische vorkommen, stammen aus einer großen Zahl verschiedener Prägestätten meistens aus der sächsischen Kaiserzeit, am zahlreichsten aber sind darunter, wie in allen ähnlichen Funden, die sogenannten „Wendenspfennige“ und „Adelheidsmünzen“²⁶⁾ Die Wendenspfennige sind Denare mit aufgebogenem Rande und unleserlicher Aufschrift, die in der ersten Zeit der Regierung Ottos I., vielleicht auch schon unter Heinrich I. in Ostachsen geprägt sind. Die Unleserlichkeit der Aufschrift erklärt sich dadurch, daß man die Zeichen auf dem Felde der Hauptseite gerade so nachgraviert hat, wie sie auf den ächten Münzen zu sehen sind, wodurch sie beim Abschlag im Spiegelbilde zu stehen gekommen sind. Ihr Gewicht beträgt, wie bei den ächten Denaren, etwa 1,4 Gramm von fast reinem Silber. Aus etwas späterer Zeit stammen die Adelheidsmünzen, nach Otto I. zweiter Gemahlin benannt, Denare, die die Namen Otto und Adelheid tragen; sie sind seit 952 in Magdeburg geprägt. Man zerschneidet für den Kleinverkehr diese Münzen bis zu Vierteln. Größere Summen wurden noch lange Zeit nach Pfunden gewogen (Talent-Mark), wobei man außer Münzen, wie der Schwaaner Fund und ähnliche anderswo gemachte Funde zeigen, auch Silberbarren, Ringe und dergleichen in Zahlung nahm.

Die Kaufkraft des Geldes scheint in den Wendeländern zur Zeit Ottos des Großen, als Ibrahim seine Reise machte, noch höher als in Deutschland gewesen zu sein, was sich leicht durch die größere Seltenheit des Geldes gegenüber dem Reichtume an Produkten, besonders an Getreide, erklärt. In Böhmen kaufte man für einen „Pfennig“, womit wohl ein Denar gemeint ist, soviel Brotkorn, als ein Mann für einen Monat nötig hat, und um denselben Preis soviel Gerste, als man braucht, um ein Pferd einen Monat zu füttern. Zehn Hühner bekam man für einen Pfennig; die Leinentücheln, die man neben dem Silbergeld dort noch gebrauchte, galten je $\frac{1}{10}$ Pfennig. Trotz dieses geringen Wertes konnte man sie, wenn man die nötige Menge besaß, auch zu größeren Einkäufen, zum Kauf von Weizen, Sklaven, Pferden, Gold und Silber benutzen. Auch bei den Obotriten fand Ibrahim die Preise billig, wobei ihm zum Vergleiche schwerlich nur seine Heimat, sondern wohl auch das westelbische Deutschland vorschwebte. Hier galt schon in der Karolingerzeit der Scheffel Weizen 3 bis $3\frac{1}{2}$ Denare, und die Preise stiegen bis zum zwölften Jahrhundert auf das fünffache²⁷⁾.

Leider fehlt es uns für die späteren Jahrhunderte an ähnlichen Nachrichten, wie wir sie für die Zeit Ottos des Großen dem klugen Araber verdanken. Immerhin ist anzunehmen, daß sich der Wert des Geldes in den Wendeländern allmählich den in Deutschland herrschenden Verhältnissen angenähert hat. Und der Grenzverkehr wird, wenn auch durch Kriegszeiten häufig und lange unterbrochen, im ganzen eher zu- als abgenommen haben.

So mangelte es den Wenden nicht an Beziehungen zu den Kulturkreisen der damaligen Welt, dem orientalisches-griechischen und dem romanisch-germanischen, allein wie wenig Nutzen haben sie aus diesen Beziehungen für sich gezogen! Wie wenig haben sie es verstanden, sich

die ihnen durch den Verkehr zugänglich gemachten Kulturgüter anzueignen, geschweige denn sie selbstthätig fortzubilden! Während die Nordgermanen durch die arabischen Schmuckfachen zu eigener Silberindustrie angeregt wurden, in der sie die von den Arabern entlehnten Motive eigenartig weiter entwickelten (Wifingerstiel), verbrauchten die Wenden die feinsten orientalischen Geschmeide als „Hack Silber“. Und von ihren deutschen Nachbarn entlehnten sie weder den Ziegelbau noch auch die Wassermühle noch den schweren Pflug mit der eisernen Schar, der allein imstande war, den Boden in den fruchtbarsten Teilen ihres Landes zu bezwingen. Auch auf dem Gebiete der Sitte und des Glaubens hielten sie zäh an der Weise der Väter fest und sträubten sich hartnäckig ihre ererbte Religion trotz ihrer barbarischen und grausamen Bräuche aufzugeben.

Religion und Kultus.

Nach Helmold unterschieden die Wenden einen guten und einen bösen Gott, alles Glück leiteten sie von dem guten, alles Unglück von dem bösen Gott her. Diesen nannten sie Czernebog (von czerny schwarz, finster und bog Gott), jenen Belbog (von bialy, bely weiß, hell). Wenn sie bei ihren Opferfesten die Schale herumgehen ließen, so weihten sie sie, indem sie über ihr jene beiden Götter anriefen. Man hat angenommen, daß diese beiden Gottheiten ursprünglich Personifikationen des Lichtes und der Finsternis gewesen seien, und hat sogar den Versuch gemacht, die sonst bekannten wendischen Götter auf sie zurückzuführen. Indessen erweckt schon die Benennung Diabol, die Helmold dem Czernebog als einen zweiten Namen beilegt, Mißtrauen gegen die Echtheit dieser Gottheiten. Diabol ist augenscheinlich der christliche Teufel (diabolus), und somit ist möglich, daß beide Gottheiten, die, soviel wir sehen, keine Verehrung in Kultusstätten genossen, erst durch eine Art von Aneignung der christlichen Vorstellungen von Gott und Teufel entstanden sind. Noch deutlicher spiegelt sich christlicher Einfluß in Helmolds Behauptung wieder, die Wenden hätten nicht geleugnet, daß ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche. „Dieser vor allen gewaltige aber sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die andern aber gehorchten ihm, indem sie die von ihm übertragenen Ämter verwalteten; sie seien aus seinem Blute entsprossen, und jeder Gott stehe um so höher, je näher er diesem Gott der Götter stehe.“ Hier liegt offenkundig ein Versuch vor, die altüberlieferte Vielheit der wendischen Götter mit dem Glauben der Christen an einen Gott zu vereinigen.

Wollen wir zu dem alten, echten Götterglauben der Wenden gelangen, so werden wir nicht nur diesen einen höchsten Gott, sondern vermutlich auch den Czernebog und Belbog als fremdartige Eindringlinge ausscheiden und uns nach den Gottheiten umsehen müssen, denen sie in ihrem öffentlichen Kultus Verehrung zollten²⁶⁾.

Hauptgott der Obotriten und Wilzen war in historischer Zeit Radegast, daneben verehrten die Stejliner den Goderac; in Povelberg

herrschte der Dienst der Gerovit, der auch in Wolgast bezeugt ist, in Stettin und sonst in Pommern, auch in Brandenburg der des Triglav; der Hauptgott der Rügener war Swantewit (Swatowit?), neben ihm werden Rugiävit, Porevit und Porenuz genannt, die in Karenz, und Bizamar, der auf Jasmund einen Tempel hatte. Die Wagrier in Oldenburg nannten ihre Hauptgöttheit Prove, die in Plön Podaga.

Gegenüber diesen zahlreichen männlichen Göttern ist nur eine weibliche Gottheit bezeugt, Siwa, die Spenderin des Erntesegens, die nach Helmold vorzugsweise bei den Polaben verehrt ward, deren Dienst aber auch bei den Obotriten durch den Namen der Stadt Schwann (Sywan) beglaubigt ist, wenn anders dieser mit Recht auf sie zurückgeführt wird. Vermutlich ist sie auch mit der Fortuna identisch, die nach Wilhelm von Malmebury zu Heinrichs III. Zeit bei den Liutizen Verehrung genoss.

Radegast hatte den Beinamen Zuarasici oder Zuarasi (von swar Streit, Kampf), er war also, wie auch sein Kultus und die wahrscheinliche Etymologie seines Tempelortes Rethre (von rati Krieg) beweist, ein Kriegsgott, nach seiner ursprünglichen Naturbedeutung aber wohl ein Sonnengott, worauf das weiße Ross, das ihm gehalten ward, hinweist. Er wird bei den Obotriten und Wilzen in jedem Burgbezirke einen Tempel gehabt haben, der weitaus berühmteste aber stand im Lande der Redarier zu Rethre, wie die besser beglaubigte Namensform für das übliche „Rethra“ lautet. Er lag, umgeben von einem großen, heilig gehaltenen Haine neben einer Burg von dreieckiger Gestalt, die drei Thore hatte. Zwei derselben führten aus der Burg in den Hain, das dritte auf den Weg zum Tempel selbst, der am Wasser lag. Es war ein Holzbau, dem die Hörner verschiedener Tiere zum Fundamente gebient haben sollen. Die Außenwände des Heiligtums waren mit den Bildern verschiedener Götter und Göttinnen geschmückt, die sehr kunstvoll in das Holz hineingemeißelt waren. Drinnen standen an den Wänden Statuen von Götzen, furchtbar anzuschauen, denn sie waren in voller Rüstung, mit Helm und Harnisch angethan, der Name eines jeden war am Fußgestell angebracht. Den Mittelpunkt dieser Götterversammlung bildete Radegast Zuarasi selbst. Sein Bild war vergoldet und ruhte auf einem purpurnen Polster.

Auch die Feldzeichen wurden in dem Tempel aufbewahrt. Der Dienst des Radegast zu Rethre hatte seine Blütezeit im zehnten und elften Jahrhundert, wo er um die vier wilzischen Stämme der Redarier, Tollenfer, Circipaner und Kessiner eine Art von Einheitsband schlang, das eine Zeit lang den Mangel eines engeren politischen Zusammenschlusses ersetzte. Auch die übrigen wilzischen Stämme und die Obotriten suchten häufig den Tempel zu Rethre auf. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts ward er zerstört, so vollständig, daß sogar die Stätte, wo er gelegen hatte, in Vergessenheit geriet. Bis heute ist es noch nicht gelungen, sie aufzufinden. Die uns erhaltenen Beschreibungen sind verworren und widersprechen sich, doch scheint aus derjenigen, die noch den meisten Anspruch auf Authenticität hat, der des Bischofs Thietmar von Merseburg in seiner Chronik, mit einiger Sicherheit soviel hervorzugehen, daß der Tempel am Westufer eines Sees lag³⁹). Nach der Zerstörung

von Kethre gewann dem Radegast ein anderer Göze den Rang ab, dessen Schutz sich seinen Verehrern noch wirksamer zu erweisen schien, Svantevit auf Rügen, „der heilige Sieger“ oder „heilige Seher“, dessen angesehenster Tempel auf Arkona lag. Auch ihm ward ein weißes Roß gehalten, während z. B. dem Triglav in Stettin ein schwarzes heilig war. Sattel und Zaum vom Roße des Svantevit waren mit Gold und Silber stattlich verziert. Nur der Priester durfte es auf die Weide führen und auch besteigen. Oft benutzte es der Gott selbst, um auf ihm zum nächtlichen Kampfe gegen die Feinde seines Dienstes auszureiten. Man fand das Roß dann morgens wieder im Stalle, aber vom nächtlichen Ritt mit Rot und Schweiß bedeckt.

Auch ein besonderes Banner hatte Svantevit, das durch Größe und Farbe sich auszeichnete. Das Heer, dem es vorangetragen ward, hatte Vollmacht, sich an Göttlichem und Menschlichem nach Belieben zu vergreifen; Festen hätte es zerstören, Altäre zertrümmern und ganz Rügen in Asche legen dürfen; selbst über Königsgewalt ging die Macht dieses Banners.

Das Standbild des Svantevit im Tempel war von riesiger Größe, aus Holz gearbeitet und hatte vier Köpfe, die nach den vier Seiten blickten; die Härte und das Haupthaar waren nach Landesfittte geschoren. In der rechten Hand trug der Göze ein Horn, das mit Metall verschiedener Art verziert war und jährlich einmal mit Getränk gefüllt wurde. Der linke Arm war gebogen in die Seite gestemmt. Die Kleidung war ein Rock, der bis an die Schienbeine reichte. Diese waren aus einer anderen Holzart als die übrige Figur, aber so kunstvoll mit den Knien verbunden, daß man nur bei genauer Betrachtung die Fugen wahrnehmen konnte. Die Füße standen auf der Erde und hatten ihr Fußgestell unter dem Boden. In der Nähe ward ein Zaum und ein Sessel und andere Insignien der Gottheit aufbewahrt, darunter fiel besonders ein gewaltig großes Schwert auf, dessen Griff und Scheide mit feiner getriebener Arbeit geschmückt und mit Silber beschlagen war.

Ähnliche Kolosse von Götterbildern gab es bei den Wenden nicht selten, denn sie liebten es, sich auf diese Weise die übermenschliche Macht der Götter zu versinnlichen. Genauere Beschreibungen sind noch von vieren erhalten. Von den drei Göttern in Karez hatte Mugiävit, ein Kriegsgott, das größte Standbild; ein Mann vermochte, auf die Füße des Gottes tretend, mit einem Beile in ausgestreckter Hand kaum bis an dessen Kinn zu reichen. Das Bild war aus Eichenholz roh und unschön gearbeitet, sein Haupt hatte unter einem Scheitel sieben menschliche Gesichter. Am Gürtel trug es sieben Schwerter in ihren Scheiden, ein achttes hielt es entblößt in der rechten Faust, in der es durch einen Nagel befestigt war. Die Größe der Bilder des Porevit und Porenuz wird nicht angegeben, sie mögen also kleiner gewesen sein, als das des Mugiävit. Porevit hatte fünf Köpfe, trug aber keine Waffen, ebenso wie Porenuz, der vier Gesichter unter einem Scheitel hatte, dazu ein fünftes auf der Brust, am Kinn von der rechten, an der Stirn von der linken Hand des Gözenbildes gehalten. Alle diese Rügen'schen Gözenbilder hat der

dänische Geschichtschreiber Saxo beschrieben, der sie selbst gesehen und ihre Zerstörung mit erlebt hat.

Den Biographen des Apostels der Pommeren, des Bischofs Otto von Bamberg, verdanken wir eine Beschreibung des Standbildes, das die Stettiner dem Triglav in seinem großen Tempel gesetzt hatten; es hatte drei Köpfe, die versilbert waren, eine goldene Binde verhüllte Augen und Mund. Die Dreiköpfigkeit deuteten die Priester des Gottes auf dessen Herrschaft über die drei Reiche, den Himmel, die Erde und die Unterwelt; die Binde sollte bedeuten, daß der Gott über die Sünden der Menschen hinwegsehe.

Hatte man hier Gold und Silber nur als Zierrat verwandt, so waren andere Götterbilder ganz aus Gold oder Erz gegossen, so das Götterbild, das i. J. 967 in Oldenburg als Beute gewonnen ward. Ein obotritisches Götterbild ist nicht bekannt geworden, ebenso wenig ein obotritischer Tempel, doch werden sie den beschriebenen ähnlich gewesen sein. Die Mürziger hatten vor Malchow einen Tempel mit Götterbildern, der erst 1147 zerstört ward. Von den Lütizen erzählt Thietmar ausdrücklich, es hätte jeder Gau seinen besonderen Tempel mit einem Höhenbilde gehabt.

Nicht selten sah man von dem Bau eines Tempels und der Aufstellung eines Götterbildes darin ab und weichte der Gottheit nur einen Hain. So hatte Prove in Oldenburg im zwölften Jahrhundert nur einen solchen Hain aus besonders großen, heiligen Eichen, der mit einem Holzzaun eingezäunt war. Zwei Thore führten hinein mit verzierten Vorderportalen. Vielfach knüpfte sich die Verehrung des Heiligen nur an irgend einen besonders hervorragenden Baum oder Felsblock oder eine Quelle oder auch eine Höhe an. Den Wagriern mußte nach ihrer Befehung zum Christentum das Schwören bei Bäumen, Quellen und Steinen untersagt werden. In Julin ward eine alte verrostete Lanze aufbewahrt, die man für heilig hielt. In Wolgast hatte Gerovit einen Tempel, in dem aber kein Bild von ihm sich befand, sondern statt dessen ein goldener Schild, der an der Wand hing.

Von den Gottheiten, die öffentliche Verehrung genossen, unterscheidet Helmold die „Penaten“, Hausgötter, deren Kultus die Hausgenossen pflegten.

Die Ehrfurcht der Wenden vor ihren Göttern war sehr groß und mit einer starken Beimischung von Furcht durchsetzt. Denn der Zorn der Mächtigen war leicht zu erregen, und schwer ward geschlagen, wer ihn auf sich lud. Ein bezeichnender Zug ist, daß die Wenden, so leicht sie es sonst mit Versprechungen und Verträgen nahmen, doch große Scheu hatten, etwas bei ihren Göttern zu beschwören, aus Furcht vor ihrem Zorn, wenn sie falsch schwören.

Bei jeglichem wichtigen Werke im Leben suchten sie ihre Zustimmung nach, besonders auch, wenn ein Krieg bevorstand. Unter ihren Fahnen und mit ihren Wildern zogen sie in den Kampf, ihnen brachten sie nach glücklicher Rückkehr ein reichlich Teil der Beute zum Danke dar.

Und diese Ehrfurcht vor den Göttern übertrug sich auch auf die Priester, die zur Vermittelung des Verkehrs mit jenen aus der Zahl der Volksgenossen erwählt wurden, und die Stätten der Gottesverehrung. Den heiligen Raum durften gewöhnlich nur die Priester betreten. So war es beim Svantevittempel auf Arkona; die Heiligkeit des Ortes ward hier so streng gewahrt, daß selbst die Reinigung des Tempels am Tage vor einem Opferfeste von dem Oberpriester eigenhändig besorgt werden mußte. Er durfte dabei innerhalb des Tempels nicht einmal Atem holen und mußte dazu jedesmal an die Thür treten. Auch vom Tempel des Radegast zu Rethre und von dem heiligen Hain des Prove in Oldenburg wird ausdrücklich berichtet, daß der Eintritt allen verwehrt gewesen sei, außer den Priestern und den Opfern. In Oldenburg durften auch von Todesgefahr Bedrängte in den Hain flüchten, dessen Thore deshalb jeder Zeit offen standen. Hatten sie den Hain erreicht, so waren sie vor jeder Verfolgung sicher, denn kein Wende hätte gewagt, selbst im Kriege die heilige Stätte mit Blut zu besetzen oder sonst ihren Frieden zu brechen. An Ehrenrechten der Priester wird noch erwähnt, daß sie in Rethre beim Opferfeste allein sitzen bleiben durften, während alle andern stehen mußten. An Einfluß im politischen Leben standen sie dem Adel mindestens gleich. Der Oberpriester des Svantevit auf Arkona war einflußreicher als der König selbst. Er war äußerlich an dem langwallenden Haupt- und Barthaar kenntlich, das nur er unter allen Rügern tragen durfte, während die übrigen beides schoren.

Neben den Priestern höheren Ranges gab es noch untergeordnete Tempeldiener in größerer oder geringerer Zahl, die bei den gottesdienstlichen Verrichtungen halfen, auch wohl das Götterbild in den Krieg begleiteten. So hatte Svantevit 300 Trabanten, die im Felde einen berittenen Trupp bildeten; was sie erbeuteten, gehörte dem Gotte.

Zum Unterhalt der Priester dienten in erster Linie die Opfer und Geschenke. Auch regelmäßige Abgaben waren üblich. Dem Svantevit in Arkona zinsten alle wendischen Küstenstämme, in Rügen betrug die Abgabe jährlich einen Denar für jeden Kopf, ohne Unterschied, ob Mann oder Weib, außerdem bekam der Gott den dritten Teil aller Kriegsbeute, besonders ward alles Gold und Silber im Tempelschatz niedergelegt, soweit man es nicht den Frauen zum Schmucke überließ. Überdies unterlag noch der Handel bei den Rügern einer Abgabe an Svantevits Tempel, die auch die Auswärtigen zahlen mußten. Von Triglav in Stettin wissen wir, daß er den zehnten Teil der Beute bekam. Ähnlich mag es auch anderswo, wo es uns an Nachrichten mangelt, z. B. bei den Obotriten gewesen sein.

Auch Landbesitz hatten die Tempel. Die angeseheneren gewiß in bedeutender Ausdehnung. Wenn die Vermutung richtig ist, daß Otto I. die Bistümer im Wendlande besonders mit dem eingezogenen Tempelgut ausstattete, so müssen ganze Burgwarde mit allen ihren Ortschaften im Besitze von Tempeln gewesen sein.

Der Gottesdienst bestand in Opfern und Geschenken, durch welche man den Zorn der Götter abzuwenden und ihre Gencichtigkeit zu ge-

winnen hoffte. Jeder Privatmann durfte Opfer darbringen, und zu diesem Zwecke öffnete sich ihm der heilige Raum, der ihm sonst verschlossen war. Auch für die ganzen Gaue der Völkerschaften wurden Opfer dargebracht, teils bei besonderen Veranlassungen, z. B. wenn man in den Krieg ziehen wollte oder nach errungenem Siege heimkam, oder auch wenn der Gott durch das Loos seinen Priester die Feier eines Festes anordnen hieß, teils zu bestimmten jährlich wiederkehrenden Zeiten; an diese schlossen sich dann Feste an. In diesen Festen scheint die alte Naturbedeutung der wendischen Götter noch am deutlichsten durch, sie lehnen sich an den Wechsel der Jahreszeiten an. Bis in das sechzehnte Jahrhundert erhielt sich bei den Wenden in der Jabelhaide ein „Maifest“, das der Historiker Marschalk Thurius mit den Worten schildert:

„Im Sommer so lauffen sie um ihre Hüben
Wohl über ihr Feld mit großem Sange,
Ihr Puden (Pauke) sie schlan mit einer Stange,
Die Pude von eines Hunds Haut zwar.
Sie machen sie zu mit Haut und Haar,
Und meinen, soweit die Laut erklingt,
Ihr Regen und Donner nicht Schaden bringt.
Ihr Priester ist der erste in Reiben,
Der tritt ihm vor den Tanz in Meyen;
Wendischer Sitt' ist ihm bekannt,
Jeho ist er Sclavastko genannt.“

In den Mai fiel auch das Fest des Gerovit in Havelberg, um die Sommer Sonnenwende fand ein großes Fest in Julin statt, zu dem die ganze Landschaft zusammen strömte. Dem Svantevit zu Ehren ward ein Erntedankfest im Herbst begangen, der Siwa (Fortuna) bei den Liutizen war der 30. November geweiht.

In ungezügelter Freude gaben sich die Wenden dem Festesjubiläum in Umzügen, Tänzen und Spielen hin. Hierbei werden sie das achtsaitige Saiteninstrument und vielleicht auch das gewaltige, mehr als zwei Ellen lange Blasinstrument benutzt haben, die Ibrahim erwähnt. Auch schwelgerische Mahle und gewaltige Gelage wurden dem Gott zu Ehren veranstaltet. So verzehrte man beim Fest des Svantevit die dem Gotte dargebrachten Opfertiere, und bei dem darauf folgenden Gelage galt es für sündhaft, wenn man nüchtern blieb. Im Triglatentempel zu Stettin zechten die Edlen aus den Trinkgefäßen des Gottes, die im Heiligtum aufbewahrt wurden. Nur geschlechtliche Ausschweifungen waren streng verpönt, und man wußte von bösen Strafen zu erzählen, mit denen der Gott Übertretungen dieser Sitte gezüchtigt hätte.

Die Opfer, die der Wende seinen Göttern darbrachte, waren meistens blutig; Rinder und Schafe wurden geschlachtet, sehr beliebt aber waren und blieben bis zum Untergang des Heidentums Menschenopfer. Besonders am Blute der Christen hatten die Götter Wohlgefallen, so behaupteten wenigstens die Priester, die bittersten Feinde der fremden Religion. Auch dem Svantevit wurde zuweilen ein Christ geopfert, doch waren in seinem Dienst, seinem Charakter als Erntegott entsprechend, auch unblutige Gaben üblich. An seinem Feste nahm der Priester das Horn ab, das der Gott, mit Met gefüllt, in der Rechten trug, und wenn es

sich nicht mehr ganz gefüllt fand, so deutete man dies auf eine schlechte Ernte im nächsten Jahre, und der Priester mahnte das Volk, mit den vorhandenen Vorräten sparsam umzugehen, damit man auch noch für die Zeit der Noth ausreiche; fehlte aber nichts an dem im Jahr vorher eingegossenen Trank, so verkündete er künftigen reichen Ernteertrag. Dann goß er den Inhalt des Hornes zu Füßen des Gottes aus, ließ es wieder füllen, bot es zum Scheine dem Gotte zum Vortrank dar und erflehte in feierlichem Gebete für sich, sein Vaterland und dessen Bürger Segen und Sieg. Darauf trank er das Horn in einem Zuge aus, ließ es noch einmal füllen und gab es dem Gotte zurück. Auch einen gewaltigen Kuchen von runder Form brachte man dem Gotte dar, der Priester pflegte sich hinter diesem zu verstecken und zu fragen, ob ihn das Volk noch sehen könnte. Bejahte es die Frage, so wünschte er, daß es im nächsten Jahre nicht der Fall sein möge, womit er den Wunsch nach einer reicheren Ernte im künftigen Jahre andeuten wollte.

In ganz derselben Weise ward bei den Lituzen das Horn der Siwa mit seinem Inhalt an Met zu Weissagungen benutzt. Überhaupt war die Erforschung der Zukunft eine wichtige Seite der wendischen Götterverehrung, und Vorzeichen, die auf dieselbe hindeuteten, spielten schon im Privatleben der Wenden eine große Rolle. Ging der Wende zu irgend einem Geschäfte aus, so achtete er auf das erste Tier, dem er begegnete. War es ein Glück verheißendes, so setzte er seinen Weg fort, andernfalls kehrte er um. Das Looswerfen war allgemein bekannt, man benutzte dazu drei Holzstückchen, die auf einer Seite weiß, auf der anderen schwarz waren. Kam die weiße Seite oben zu liegen, so bedeutete dies Glück; war es die schwarze, Unglück. Die Frauen setzten sich zuweilen an den Herd und zogen, ohne zu zählen, Striche durch die Asche. Fand sich beim Nachzählen, daß ihre Zahl grade war, so sah man das als ein gutes; war sie ungrade, als ein böses Vorzeichen an.

Bei allen wichtigen Unternehmungen aber im privaten oder öffentlichen Leben suchte man die Orakelstätten in den Tempeln, besonders die zu Rethre und später zu Arkona auf. An beiden Stätten benutzte man die heiligen Kasse zur Erkundung der göttlichen Willensmeinung. In Rethre hoben die Priester, heimliche Zauberformeln murmelnd, eine Grube aus und warfen die Loosstäbe hinein, die sie dann untersuchten. Darauf deckten sie die Grube mit grünem Rasen zu und führten das Ross des Gottes über die Spitzen zweier kreuzweis in die Erde gesteckter Speere hinweg. Erst der Ausfall dieses Orakels ward als entscheidend angesehen, während die Loosung nur als Voruntersuchung galt. Fiel aber eins der beiden Orakel ungünstig aus, so ward das Unternehmen aufgegeben. Zuweilen sandte der Gott ungefragt ein Zeichen. Wenn einmal ein Krieg drohte, kam wohl aus dem nahen See ein großer Eber mit weißen, glänzenden Pauern hervor und wälzte sich vor aller Augen im Moraste, wobei die Erde bebte. In Arkona steckte man, wenn ein Raubzug unternommen werden sollte, drei gekreuzte Speerpaare in gleichen Zwischenräumen von einander, mit den Spitzen schräg in den Boden und führte dann das Pferd hinüber. Trat es über alle drei Paare mit dem rechten Fuße zuerst, so war das Vorzeichen

günstig; nahm es aber auch nur einmal den linken Fuß, so änderte man den Plan und befragte wiederum das Orakel, und dies wiederholte man so oft, bis man einen günstigeren Bescheid vom Gotte erhalten hatte.

Neben dem Götter- und Opferdienst gab es bei den Wenden auch eine Art von Seelenkultus⁴⁰⁾. Thietmar sagt freilich, nach dem Glauben der Slaven sei mit dem zeitlichen Tode alles aus, allein ganz kann dies nicht richtig sein. Nicht nur ehrte man den Verstorbenen durch ein festliches Begräbniß, wobei man die Leiche, wenigstens bei vornehmeren Leuten, unter lauten Klagen auf einer Bahre durch den ganzen Ort trug, sondern man gab auch bei der Bestattung dem Toten einen Trank in die Grube mit, auch Gegenstände, deren er sich künftig bedienen könnte, so einer Frau etwa eine Spindel, einem Mann ein Messer. Und alljährlich legte man zu bestimmten Zeiten den Verstorbenen Speisen, Getreide und Leinsamen auf die Gräber, um sie damit zu erfreuen und böse Einflüsse, die man ihnen zuschrieb, abzuwenden. Also an eine Art von Fortleben der Seele nach dem Tode müssen die Wenden geglaubt haben, aber sie hatten davon die allertrübsten Vorstellungen und schrieben ihr nur ein gespensterhaftes Leben zu; der ungeheure Abstand dieser Anschauungen von den christlichen macht das etwas zu weit gehende Urtheil Thietmars leicht begreiflich. Die Bestattungsart wird im ersten Hefte dargestellt in älterer Zeit war der Leichenbrand herrschend, der aber allmählich, gewiß erst insolge christlichen Einflusses, durch die Bestattung abgelöst ward, ohne ganz verdrängt zu werden. Für die Vergung der Gebeine beim Leichenbrande ward wenig Sorge getragen und auch auf die Ausstattung der Urnen- und Skelettgräber wenig Wert gelegt.

Familienleben und Nationalcharakter.

Erscheint die Behandlung der Toten bei den Wenden nicht grade pietätvoll, so wäre es doch falsch, wenn man daraus auf Mangel an Pietät im Familienleben⁴¹⁾ der Wenden schließen wollte. Das wenige, was wir davon wissen, läßt eher das Gegentheil vermuten. Allerdings herrschte Vielweiberei, aber die Stellung der Frau scheint nicht wesentlich schlechter als bei den Germanen gewesen zu sein. Wir hören von Frauen, die sehr hohes Ansehen genossen. Eine solche lebte bei Ramin als Witwe; sie verwaltete ihre Güter völlig selbständig, und es heißt, sie habe ein strenges Regiment über ihr zahlreiches Gesinde geführt. Wenn im Jahre 929 die in Lenzen eingeschlossenen Wenden nicht nur ihre Knechte, sondern sogar ihre Frauen und Kinder den Siegern als Sklaven preisgaben, um für sich selbst freien Abzug zu erhalten, so geschah dies in der äußersten Not, und man darf aus dem vereinzeltten Vorfall nicht auf Geringsachtung der Frauen im allgemeinen schließen. Wie hoch man die Ehe schätzte und welchen Wert man auf eheliche Treue legte, geht aus den strengen Strafen hervor, die über

Ehebrüchige, sowohl Männer als Weiber, verhängt wurden. Sie sind von den Polen bekannt, aber wir haben keinen Grund, sie auf diese beschränkt zu denken. In der Gattentreue hat auch die uralte Sitte der Opferung von Frauen beim Tode ihres Mannes, die sich bei den Wenden bis ins zehnte Jahrhundert erhielt, ihre Wurzel. Beglaubigt ist sie — für die Slaven im allgemeinen — zuerst durch Kaiser Mauritius; er rühmt die eheliche Treue der slavischen Frauen und erzählt, daß viele nach dem Tode ihres Mannes sich selbst erdrosselten, um nicht als Witwen weiter leben zu müssen. Für die Wenden ist Bonifacius ihr erster Zeuge; er erwähnt sie in einem Briefe, in dem er dem angelsächsischen Könige Aethilbald Vorstellungen wegen seiner Sittenlosigkeit macht und ihm die Wenden als Muster vorhält. „Mit solcher Hingabe, heißt es da, beobachten sie „die abscheulichste und schlechteste Menschenklasse“, die gegenseitige eheliche Liebe, daß das Weib nicht weiter leben will, wenn ihr Mann gestorben ist. Und lobenswert gilt unter ihnen das Weib, das mit eigener Hand sich den Tod giebt und sich auf demselben Scheiterhaufen mit ihrem Manne verbrennen läßt.“ Von den Serben berichtet der Araber Masudi (aus dem zehnten Jahrhundert), daß die Frauen Verstorbener sich mit Messern Schnitte in Hände und Gesicht machten und eine, die ihre Liebe zu ihm beweisen wollte, sich selbst erhängte. Bei den Polen wurde noch unter Miesco, dem Vater Boleslavs des Kühnen, der Frau, die ihren Ehemann verloren hatte, nachdem er verbrannt war, das Haupt abgeschlagen.

Ist in diesen Bräuchen ein Rest aus uralter Vorzeit erhalten, so ist eine andere Unsitte, die aus dem zwölften Jahrhundert überliefert wird, wohl erst jungen Datums. Es kam damals bei den Pommeren nicht selten vor, daß Frauen neugeborene Töchter töteten, damit sie sie nicht aufzuerziehen brauchten. Diese Barbarei scheint sich erst infolge der Not, die durch die Polenfeldzüge entstand, eingeschlichen zu haben. Zu Ibrahims Zeit kann sie noch nicht geherrscht haben, denn nach Ibrahim war das Ehegeld, das der Mann bei den Slaven dem Vater seiner künftigen Frau zahlte, sehr groß, so daß ein Mann reich wurde, wenn er mehrere Töchter hatte.

Die Fürsorge für die Eltern in ihrem Alter galt bei den Slaven für eine Ehrenpflicht der Kinder. Wer alt und krank ward, den überwies man seinem Erben, der ihn verpflegen und sich auf das sorgsamste seiner annehmen mußte. So gab es bei ihnen keine Dürftigen oder Bettler. Dieses schöne Bild entwirft Helmold von den Mägern, doch war die Einrichtung selbst, die dem Charakter des patriarchalischen Geschlechterstaates entspricht, ohne Zweifel allen slavischen Stämmen eigen. Ein anderer schöner Zug des wendischen Nationalcharakters ist die Gastlichkeit⁴²). Kam ein Fremder in eine Ortschaft, so wetteiferten alle, ihm Haus, Küche und Keller anzubieten, so daß niemand um gastliche Aufnahme erst zu bitten brauchte. In Stettin hatte jeder Hausvater ein eigenes Gemach, in dem jederzeit auf einer reinlich gedeckten Tafel Speisen und Getränke für Fremde bereit standen. Wenn einer, was jedoch sehr selten vorkam, überführt ward, einem Fremden Aufnahme verweigert zu haben, so kam er in allgemeinen Verruf,

und man durfte ihm sein Haus und seine Habe niederbrennen. Das Gewöhnliche war, daß alles, was Ackerbau, Fischerei oder Jagd an Ertrag geliefert hatten, mit vollen Händen hingegeben ward. Und wer darin am verschwenderischsten war, ward am meisten gepriesen.

Durch die Sucht hierin Aufsehen zu erregen, ließen sich viele zu Diebstahl und Raub verleiten. Man entschuldigte diese, wenn der Thäter, was er in der Nacht gestohlen hatte, am andern Morgen unter die Gäste verteilte. So ward selbst die Übung dieser schönen Tugend mit barbarischen Bräuchen durchsezt.

Eine andere anziehende Eigenschaft des wendischen Nationalcharakters war das reich entwickelte Naturgefühl, das dem Volke eigen war. Schon die große Zahl der Dorfnamen, die die Wenden der sie umgebenden Natur entnahmen, zeigt die Gabe scharfer Naturbeobachtung; noch deutlicher spricht aus der Fülle von Flurnamen, mit der sie die Umgebung ihrer Ortschaften ausstatteten, die Neigung gemüthvolle Beziehungen zur Natur anzuknüpfen: man hat in Sachsen in einer Parochie von 23 kleinen Dörfern bei jedem Dorfe deren 10 bis 30 gezählt. Was aber vor allem den deutschen Gegnern Achtung vor den Wenden abnötigte, war ihre zähe Ausdauer und ihre große Genügsamkeit, nicht weniger ihre Freiheitsliebe. „Alles Elend achten sie gering der teuren Freiheit gegenüber. Es ist nämlich dieser Menschenstamm abgehärtet und scheut keine Anstrengung; gewöhnt an die dürftigste Nahrung, halten die Slaven für Genuß, was den Unfern als sehr beschwerlich erscheint.“ So schildert der Corveyer Mönch Widukind, der unter Otto dem Großen eine Geschichte der Sachsen verfaßte, die Wenden ⁴³). Achtung verdient auch die zähe Treue, mit der sie an den Sitten und Überlieferungen der Väter festhielten, und gegen die allerdings die Unzuverlässigkeit und Unbotmäßigkeit, der Hang zur Hinterlist und Treulosigkeit, der ihnen vorgeworfen wird ⁴⁴), einen seltsamen Kontrast bilden. Freilich wird im Kampfe mit einem stärkeren Gegner der schwächere immer leicht zur Hinterlist greifen, und was die Treulosigkeit anbetrifft, die sie gezeigt haben sollten, so bestand sie vorzugsweise darin, daß sie das ihnen aufgezwungene Joch bei jeder Gelegenheit wieder abzuschütteln suchten. Unverkennbar aber war ein Zug von Grausamkeit ⁴⁵) und Härte ihnen eigen. Auch die Deutschen gingen im Dünkel ihrer Überlegenheit oder in falschem Glaubenseifer nicht eben sanft mit ihren wendischen Nachbarn um, wurden aber doch von diesen weit an Härte übertroffen. Hinter der scheinbar trägen Gleichgültigkeit, mit der sie die Mißhandlung durch die Deutschen oft lange ertrugen, lauerte eine wilde Leidenschaftlichkeit, die dann plötzlich hervorbrach und in ihren Wutausbrüchen keine Grenzen kannte. Wehe dem, der ihnen dann als Gefangener in die Hände fiel! Ein schlimmes Loos wartete seiner; selbst wenn man ihn am Leben ließ, um Lösegeld zu erpressen, ward er mannigfach gepeinigt und drückend gefesselt. Und wie viele sind von den Wenden unter den ausgesuchtesten Qualen zu Tode gemartert worden! Dem einen rissen sie die Eingeweide aus dem Leibe und wickelten sie um einen Pfahl, andere schlugen sie ans Kreuz, so

zeigten sie eine wahrhaft teuflische Gabe im Erfinden von immer neuen Martern und weideten sich mit wilder Freude an den Qualen ihrer Opfer.

Jene Treue aber gegen die Art und Sitte der Väter hatte eine Rehrseite, die den Wenden selbst verhängnisvoll ward. Sie beruhte weniger auf bewußtem Willensentschluß als auf Trägheit und Mangel an Streben nach geistiger, sittlicher, wirthschaftlicher und politischer Weiterentwicklung. Während die Deutschen vom siebenten bis zum zwölften Jahrhundert auf allen Gebieten des Lebens die allergrößten Fortschritte machten und unter wirksamer Zusammenfassung der eigenen Kraft im Wettkampf der Völker die erste Machtstellung gewannen und lange behaupteten, blieben die Wenden in der alten Barbarei stecken, verschmähten es die wirthschaftlichen Fortschritte ihrer Nachbarn sich anzueignen und kamen in politischer Beziehung wenig oder garnicht über das lose Gefüge des Geschlechter- und Gauverbandes hinaus, geschweige daß sie eine Form gefunden oder auch nur gesucht hätten, ihre verschiedenen Stämme zu einem festen und starken politischen Ganzen zu verbinden. So kam, was kommen mußte. Wirthschaftlich zurückgeblieben und politisch ohnmächtig, erlagen sie dem stärkeren Nachbar und fielen der Vernichtung anheim, allerdings erst nach vierhundertjährigem, wechselvollem Ringen, dessen Betrachtung wir uns jetzt zuwenden.

II.

Die mecklenburgischen Wenden als Unterthanen Karls des Großen.

Über die ersten 200 Jahre, in denen die Wenden Mecklenburg bewohnten, ist ein tiefes Dunkel gebreitet, sie blieben in dieser ganzen Zeit völlig außerhalb des Gesichtsfeldes der romanisch-germanischen Kulturwelt, während ihre südlichen Stammesgenossen, die Sorben, als Grenznachbarn Thüringens schon früh den Franken bekannt und zeitweilig auch zinspflichtig wurden. Erst in der Regierungszeit Karls des Großen beginnt das Dunkel auch über der wendischen Ostseeküste sich zu lichten. Das fränkische Weltreich schiebt seine Grenze bis an die Elbe vor und tritt, kaum daß dies geschehen ist, auch zu den Wenden jenseits des Flusses in Beziehungen. Die Berichte der fränkischen Annalisten über diese Beziehungen sind die frühesten historischen Nachrichten, die uns über unsere wendischen Altvordern erhalten sind. Sie beginnen mit dem Jahre 780.

Karls des Großen Bündnis mit den Obotriten und Feldzug gegen die Wilzen.

Der Zug, den Karl der Große im Jahre 780 gegen die Sachsen unternahm, war gegen deren nordöstliche Gaue gerichtet. Nachdem sich ihm in Ohrum an der Oker alle Bewohner des Bardengaus — um Bardowiek und Lüneburg — und sogar viele der Nordalbingen gestellt hatten, hielt er die Unterwerfung Sachsens für vollendet und begann das Land unter Bischöfe, Presbyter und andere Geistliche zu verteilen, um seine Christianisierung zu vollenden. Zugleich aber trat mit der Einverleibung auch des östlichen Sachsens in das Frankenreich noch eine neue Aufgabe an ihn heran, die Aufgabe, der neuen Provinz auch befriedete Grenzen zu schaffen, insbesondere ihre Ostgrenze vor den Raubzügen der Wenden, zumal der wilzischen Stämme zu sichern, damit das Werk der Bekehrung ungestört seinen Fortgang nehmen könne. Zu diesem Zwecke rückte Karl von Ohrum aus mit seinem ganzen Heere an die Elbe — es war das erste Mal, daß er auf seinen Zügen durch Sachsen die Elbe erreichte —, schlug an der Mündung einige Meilen nördlich von Magdeburg für eine Zeit lang sein Lager auf und knüpfte von hier aus Verhandlungen mit den Wenden jenseits des Flusses an.

Die Wilzen standen damals mit den Obotriten in Fehde und hatten den schwächeren Nachbar in die Enge getrieben. Die Folge war, daß die Obotriten sich an den Frankenkönig wandten und ihn um Schutz und Hilfe baten. Karl kam diese Spaltung unter den Wenden sehr gelegen; zwar war er nicht gesonnen, schon jetzt die Elbe zu überschreiten und das eben erst bezwungene Sachsen im Rücken, sich und sein Heer den Gefahren eines Feldzuges ins Wilzenland auszusetzen, doch versprach er den Obotriten seinen Schutz und schloß mit ihnen einen Bund. Bei dem ungeheuren Machtabstand des fränkischen Weltreiches von dem kleinen Wendenstamm ist es selbstverständlich, daß ein solches Bündnis eine Unterordnung der Obotriten unter das Nachbarreich in sich schloß. Ihr Fürst heißt denn auch später ein Vasall des Frankenkönigs, er wird schon im Jahre 780 einen Hulbigungsseid geleistet haben ¹⁾.

Karl sandte den Wilzen den Befehl, seine neuen Verbündeten, die Obotriten, ebenso wie seine neuen Unterthanen, die Sachsen, fortan unbehelligt zu lassen, und die Wilzen mögen unter dem frischen Eindruck der gewaltigen Machtentfaltung an ihrer Grenze für den Augenblick Gehorsam versprochen haben; wir dürfen dies aus den Worten schließen, mit denen die Reichsannalen Karls Thätigkeit an der Elbe schildern: er habe dort die Verhältnisse der Sachsen und auch der Slaven jenseits des Flusses, soweit es die Zeit erlaubte, geordnet. Nachdem er also seinen Zweck für den Augenblick erreicht hatte, kehrte er an den Rhein zurück.

Als aber in den nächsten Jahren die Streitkräfte des Frankenreiches durch einen neuen, gefährlichen Aufstand des gesamten Sachsenlandes in Anspruch genommen wurden, begannen die Wilzen aufs neue die Obotriten zu bedrängen. Und Karl rückte zwar im Verlaufe seiner Kämpfe mit den Sachsen mehrmals bis an die Elbe vor — so stand er 785 in Bardengau, dem Gebiet der Obotriten gegenüber —, allein eine Abtheilung seines Heeres über den Fluß zu senden, den Obotriten zu Hilfe, erschien ihm auch jetzt noch allzu gewagt, und er begnügte sich, als die Obotriten sich klagend an ihn wandten, mit einem erneuten Befehle an die Wilzen, Ruhe zu halten, der fruchtlos blieb ²⁾.

Erst im Jahre 789 fand er Zeit, der Not seiner wendischen Freunde abzuhelpen und mit den widerspenstigen Wilzen, die es wagten, seinen Befehlen zu trotzen, gründliche Abrechnung zu halten. In der Erkenntnis, daß ein bloßer Rachezug keinen dauernden Erfolg verspreche, beschloß er, die wilzischen Stämme zu vollständiger Unterwerfung zu zwingen. Der ganze Sommer des Jahres ward der Heeresfahrt gewidmet, zu der im Frühling auf der Reichsversammlung zu Nachen die fränkischen und sächsischen Großen ihre Zustimmung gegeben hatten. Ausführliche Kunde von diesem Feldzuge erhalten wir durch die fränkischen Reichsannalen und deren spätere Uebearbeitung, die vielleicht Einhard, den Biographen Karls, zum Verfasser hat ³⁾.

Mit einem bedeutenden Heere von Franken überschritt der König den Rhein, zog auf dem Marsch durch Sachsen den sächsischen Heerbann an sich und ging dann über die Elbe auf zwei Brücken, deren eine auf beiden Ufern mit einer Verschanzung aus Holz und Erde versehen ward. An der Havel stieß noch eine Abtheilung Friesen zum Heere, die zu

Schiff die Elbe und Havel aufwärts gefahren war; es mag dies in der Gegend von Havelberg gewesen sein, woraus sich etwa die Gegend von Arneburg als mutmaßlicher Übergangsort für Karls Heer ergibt. Von Süden her zogen auf Karls Befehl die Sorben herbei, von Norden die Obotriten; ihr Fürst wird bei dieser Gelegenheit genannt: er hieß Wihan⁴⁾. Es ist der erste Obotritenfürst, den die Geschichte kennt, vermutlich regierte er schon 780. Auch den Namen eines wilzischen Fürsten erfahren wir, er hieß Dragovit⁵⁾ und ragte unter den übrigen Häuptlingen der Wilzen durch den Adel seines Geschlechtes und auch durch die Würde, die ihm sein Alter verlieh, hervor, ohne jedoch eine gebietende Stellung über die übrigen Häuptlinge, nach Art des Obotritenfürsten, zu besitzen.

Gegen Dragovit und seine Hauptburg richtete Karl seine vereinten Heeresmassen, indem er unterwegs alles mit Feuer und Schwert verwüstete. So kriegerisch die Wilzen auch waren, gegen diese überlegene Machtentfaltung wagten sie keinen Widerstand. Karl erreichte die Burg Dragovits ohne irgend welchen ernstlichen Kampf, und als er sie umlagerte, öffnete Dragovit die Thore und erschien, Friede bittend, vor ihm. Karl ließ ihn eine Anzahl Geiseln stellen, nahm ihm das eidliche Versprechen der Treue und des Gehorsams ab und setzte ihn dann wieder in seine Fürstenwürde ein.

Ob Dragovits Burg auf mecklenburgischem Boden oder südlich davon gelegen hat, ob also Karl im Jahre 789 seine Waffen bis über die Grenze unsers Landes getragen hat oder nicht, wissen wir nicht, jedenfalls aber reichte die Wirkung des Zuges bis tief in das östliche Mecklenburg hinein. Denn dem Beispiele Dragovits folgten alle übrigen Fürsten und Häuptlinge der Wilzen. Alle Stämme, nach einer Nachsicht bis an die Peene, nach einer andern sogar bis ans Meer, unterwarfen sich dem Sieger, der sie zur Zahlung eines bestimmten Tributs verpflichtete.

So waren neben den Obotriten, die sich freiwillig den Franken angeschlossen hatten, auch die Wilzen dem fränkischen Reiche unterthan geworden. Ja, in den Kreisen der fränkischen Geistlichkeit trug man sich schon mit der Hoffnung, es werde auch gelingen, die Wilzen für das Christentum zu gewinnen. Wir erfahren es aus einem Briefe, den Alkuin, der berühmte Gelehrte und Freund Karls, kurz nach Beendigung des Feldzuges vom Jahre 789 an einen sächsischen Abt geschrieben hat⁶⁾, worin er u. a. um Nachricht bittet, ob die Wilzen, die Karl jüngst unterworfen, dem christlichen Glauben sich geneigt zeigten. Doch darf man aus diesen Worten nicht schließen, daß wirklich Versuche gemacht oder auch nur ernstlich beabsichtigt seien, die Wilzen zu bekehren.

Karl selbst hat an dem Heidentum seiner Verbündeten, der Obotriten, keinen Anstoß genommen und ihnen niemals eine Verpflichtung zum Religionswechsel abverlangt; er war zu sehr Realpolitiker, als daß er, ehe der innere Ausbau der neu gegründeten sächsischen Kirche vollendet war, der noch auf lange hinaus alle verfügbaren Kräfte der fränkischen Geistlichkeit in Anspruch nahm, dieser noch eine neue Aufgabe gestellt und auch den Wenden das Christentum aufzuzwingen versucht hätte.

Das Ziel seiner Wendenpolitik war die Sicherung der Elbgrenze, und dieses war erreicht durch das Bündnis mit den Obotriten und die Unterwerfung der Wilzen. Damit begnügte sich Karl, und wie er überhaupt jeden Eingriff in die inneren Verhältnisse der Wendenstämme vermied, so hütete er sich insbesondere ihre Religion anzutasten, indem er es der stillen Wirkung der Zeit überließ, wie weit sich etwa die Wenden die Kultur ihrer neuen Herren aneignen möchten. Erst ganz am Ende seiner Regierung hat er die ersten einleitenden Schritte zur Christianisierung des baltischen Wendenlandes gethan.

Die Obotriten unter Wizan und Thrasco als Verbündete Karls von 789 bis 809.

Der Friede an der Ostgrenze dauerte nicht lange. Seine erste Störung ging von den Sachsen aus, die sich im Jahre 792, als Karl in einen Krieg gegen die Awaren verwickelt war, aufs neue erhoben und sich dabei, wie berichtet wird, mit ihren heidnischen Grenznachbarn verbanden: wir werden unter diesen neben den Dänen auch die Wilzen zu verstehen haben; daß nicht nur die Dänen gemeint sind, beweist eine Nachricht in den Wolfenbütteler Annalen, einem der kürzeren Quellenwerke jener Zeit, deren in den Klöstern des fränkischen Reiches eine Anzahl entstand, und die bei aller Kürze ihrer Aufzeichnungen doch zuweilen wertvolle Ergänzungen der ausführlicheren Geschichtsdarstellung der Reichsannalen enthalten. Diese Annalen nennen zum Jahre 792 ausdrücklich neben Sachsen und Friesen auch Slaven als Empörer.

Der Aufstand breitete sich im J. 793 noch weiter aus, und erst 794 ward ein erster Heereszug zu seiner Bewältigung unternommen. Aus demselben Jahre enthalten die oben genannten Wolfenbütteler Annalen die farge Notiz, es seien viele Mannschaften im Slavenlande getötet; es wird also eine Abtheilung des fränkischen Heeres gegen die aufständischen Wenden, vermutlich die Wilzen entsandt sein, die aber unglücklich focht⁶⁾.

Der Feldzug des Jahres 794 bildete die Einleitung zu mehrjährigen Kämpfen, die sich aber vom J. 795 ab auf den Nordosten Sachsens beschränkten. Ob sich die Obotriten daran beteiligten, ob sie sich in den Jahren von 792 bis 794 feindlicher Angriffe von Seiten der Wilzen oder Sachsen zu erwehren hatten, erfahren wir nicht; daß sie aber ihrem Bündnis mit den Franken treu blieben und deshalb von den Sachsen als Feinde betrachtet und behandelt wurden, erhellt aus dem Schicksal, das ihr Fürst im J. 795 erlitt.

Als Karl in diesem Jahre in Bardowiek stand, entbot er seinen Vasallen, den Obotritenfürsten Wizan, zu sich. Wizan folgte dem Befehle, ward aber unterwegs, als er über die Elbe fuhr, von den Sachsen überfallen und erschlagen⁷⁾. Karl rächte den Tod seines Verbündeten durch furchtbare Verheerung der sächsischen Gaue auf dem linken Elbufer in diesem und dem folgenden Jahre. Das Sachsenland nördlich

der Elbe, „Nordalbingien“, betrat er selber nicht, sondern bediente sich, als dort im J. 798 noch einmal die Empörung ausloderte, zu deren Bewältigung der Obotriten, deren Fürst seit Wichans Tode Thrasco (795—809) war, vermutlich ein Sohn oder wenigstens ein naher Verwandter des Verstorbenen⁸⁾.

Nach dem Bericht der Reichsannalen⁹⁾ über diesen Feldzug, sind nicht die Obotriten, sondern die Sachsen die Angreifer gewesen. Übermütig geworden, weil sie für die Ermordung einiger fränkischen Königsboten nicht bestraft waren, seien sie gegen die Obotriten, die Verbündeten Karls, ausgezogen. Allein hier verdient die Darstellung eines anderen Quellenwerkes der Zeit wegen größerer innerer Wahrscheinlichkeit den Vorzug, nach dieser brachen die Obotriten mit einigen Sendboten Karls — offenbar in dessen Auftrag und um den Mord der Königsboten zu rächen — verwüstend in das Land der Sachsen ein. Die Sachsen sammelten sich, und es kam an der Grenze beider Völker, aber auf sächsischem Gebiet zur Schlacht bei einem Orte Namens Suentana: es ist das „Suentifeld“ an der Schwentine, die Stätte des späteren Bornhöved, also dieselbe Gegend, wo nach 4 Jahrhunderten (1227) König Waldemar von den Holsteinern und Mecklenburgern besetzt ward.

Den rechten Flügel des wendischen Heeres befehligte einer der Sendboten Karls Namens Eburis, der eine fränkische Truppenabteilung bei sich hatte. Den überwiegenden Teil des Heeres aber bildete das Aufgebot der Obotriten, von ihrem Fürsten selbst geführt. Der Kampf endete mit einer vollständigen Niederlage der Sachsen, von denen mehrere tausend das Schlachtfeld deckten. Es war also ein glänzender Sieg, den hier die Obotriten im Dienste und Auftrage ihres Oberherren erfochten. Eine Abordnung der Sieger suchte den König auf, der mittlerweile nach Nordthüringen gezogen war, und Karl ehrte die tapferen Verbündeten hoch, „wie sie es verdienten“. Die Nordalbingier aber unterwarfen sich und hielten einige Jahre Ruhe.

Im Zusammenhang mit der Überwältigung der Empörung in Sachsen wird die Wiederunterwerfung der Wilzen gestanden haben, sie muß spätestens im J. 799 erfolgt sein. Denn wenn es in dem Bericht über die Ereignisse dieses Jahres in den Reichsannalen heißt, der jüngere Karl — der älteste Sohn des Königs — sei von dem Vater von Paderborn aus in den Wardengau gesandt, „zu einer Unterredung mit den Slaven“, wofür die spätere Überarbeitung die Worte einsetzt, Karl sei entsandt zur Erledigung einiger Geschäfte mit den Wilzen und Obotriten, so wird damit die Rückkehr der Wilzen in das Abhängigkeitsverhältnis zum Frankenreich bereits vorausgesetzt¹⁰⁾.

Noch zweier Feldzüge in den Jahren 802 bis 804 bedurfte es, um die letzten Regungen des Widerstandes in den sächsischen Gauen zu beiden Seiten der Unterelbe zu bewältigen, wobei Karl große Scharen von Sachsen aus der Heimat in das Innere des fränkischen Reiches verpflanzte. Zum Abschluß dieser Maßregeln ließ er im Jahre 804 die ganze Bevölkerung des Wichmodigau, zwischen Weser und Unterelbe, und die von Nordalbingien wegsühren, so wenigstens behaupten die Reichsannalen und in Übereinstimmung mit ihnen eine andere auf zeit-

genössischen Nachrichten beruhende Geschichtsquelle, die Chronik von Moiffac¹¹⁾. Es ist indessen wahrscheinlich, daß ein Rest der Bevölkerung zurückblieb, etwa die, die sich an dem letzten Aufbruch nicht beteiligt hatten, oder daß nicht ganz Nordalbingien, sondern nur ein Teil, der Osten des Landes, entvölkert ward.

Das menschenleere Land überwies dann Karl den Obotriten und ihrem Fürsten Thrasco, der ihn im Jahre 804 in Hollenstedt — 2 Meilen südlich von Harburg — aufsuchte. Außer ihm waren noch andere wendische Häuptlinge erschienen, die mit Thrasco in Streitigkeiten geraten waren, deren Entscheidung sie von Karl, ihrem gemeinsamen Oberherrn, erbaten. Dabei soll Thrasco dem Kaiser viele Geschenke überbracht haben. Karls Entscheidung zeigt, worin diese Streitigkeiten bestanden; es heißt nämlich, er habe Thrasco den Wenden „zum König eingesetzt“. Man hat daraus schließen wollen, daß vor dem Jahre 804 bei den Obotriten überhaupt kein Stammesfürstentum bestanden habe, daß dieses vielmehr erst eine Schöpfung Karls des Großen sei; allein schon vorher treten Wigau sowohl wie Thrasco als Führer und Fürsten des ganzen Stammes auf, während bei den übrigen wendischen Stämmen, den Wilzen und Sorben, ausdrücklich von einer größeren Zahl gleichberechtigter Fürsten die Rede ist. Die Erteilung der Königswürde an Thrasco im Jahre 804 wird also einen andern Sinn haben. Nun werden wenige Jahre später die Smeldinger und Vinonen als Thrascos Unterthanen genannt, somit liegt die Annahme nahe, daß es deren Häuptlinge gewesen sind, die Karl im Jahre 804 der Oberherrschaft Thrascos unterstellte. An eine förmliche Verleihung des Königstitels ist dabei nicht zu denken, nach wie vor dem Jahre 804 werden die drei Titel: König, Herzog, Fürst von den Herrschern der Obotriten ebenso wie den übrigen Wendenfürsten unterschiedlos in den Geschichtsquellen gebraucht, alle drei sind Übersetzungsversuche des nationalen Fürstentitels bei den Wenden, des Wortes „Knese“.

Die Schenkung von Nordalbingien, mag sie sich nun auf die ganze Landschaft oder nur deren östlichen Teil bezogen haben, sowie auch die Einsetzung Thrascos als Fürsten über die kleineren, den Obotriten benachbarten Wendenstämme ist offenbar zunächst als Lohn für die guten Dienste aufzufassen, die Thrasco im Jahre 798 und wohl auch sonst geleistet hatte.

Allein es ist nicht zu verkennen, daß Karl, indem er ihn belohnte, ihn zugleich seinen eigenen Zwecken noch mehr als bisher dienstbar zu machen suchte. Der doppelte Machtzuwachs legte dem Wendenfürsten zugleich eine doppelte Aufgabe auf. Denn einmal hatte er fortan die kleineren Wendenstämme, die ihm nur widerwillig gehorchten, in Unterwürfigkeit zu erhalten und zugleich ihrer Neigung zu Grenzräubereien zu steuern, sodann lag ihm als dem Herrn von Nordalbingien die Verpflichtung des Grenzschutzes gegen die Dänen ob, deren Verhältnis zum Frankenreich sich immer feindseliger gestaltete. Den Sachsen stammverwandt, hatten sie in deren Freiheitskämpfen oft sächsischen Flüchtlingen eine Zuflucht geboten; zu ihnen war einst Widukind geflohen, wenn überlegene fränkische Heere nahten, und auch im Jahre 804 hatten

sie wieder sächsische Flüchtlinge aufgenommen. Ihr König Götrik ¹⁷⁾ hatte mit seiner ganzen Flotte und seiner berittenen Mannschaft bei Schleswig Stellung genommen, sein Versprechen aber, zu einer Unterredung mit Karl sich zu stellen nicht gehalten, auch Karls Forderung, die Überläufer auszuliefern, unerfüllt gelassen. Bei solcher Sachlage mußte es Karl wünschenswert erscheinen, daß der geographische Zusammenhang zwischen Sachsen und Dänen unterbrochen werde, damit die Sachsen des Rückhalts beraubt würden, den sie bisher an ihren stammverwandten Nachbarn gefunden hatten. Dieser Wunsch wird bei der Entfernung der sächsischen Bevölkerung aus den Grenzlandschaften und deren Überweisung an die Obotriten, die sich also wie ein trennender Keil zwischen die früheren Nachbarstämme einschieben sollten, als Beweggrund mitgespielt haben.

Durch diese Maßregel ward Nordalbingien vorläufig vom Körper des Reiches abgetrennt. Denn eine Provinz des fränkischen Reiches war das Obotritenland weder durch die frühere Huldigung Wizans im Jahre 780 noch durch Thrascos Einsetzung zum König im Jahre 804 geworden, es blieb gleich den Gebieten der übrigen Wendenstämme Ausland, wenn es auch in Abhängigkeit vom Reiche stand; sein Fürst war zwar ein Vasall des Kaisers, blieb aber zugleich ein auswärtiger Fürst. Daß auch das Obotritenland dem Kaiser als Ausland galt, prägt sich deutlich in der Verordnung aus, die Karl im Anfang des Jahres 806 in Diedenhofen über den Handel mit den Slaven und Avaren erließ, und die schon oben besprochen ist. (Siehe S. 21.)

Für das Obotritenland hat die Verordnung etwas auffallendes. Es berührt recht seltsam, daß Karl eine schwere Strafe auf die Einfuhr fränkischer Waffen in das Gebiet eines eng befreundeten Fürsten setzte. Muß man daraus auf ein Erkalten der freundschaftlichen Beziehungen der Obotriten zu den Franken schließen? Dies wäre voreilig. Das Waffenausfuhrverbot ist nur eine Erneuerung einiger bereits früher erlassenen Verordnungen, von denen auch früher kein befreundetes Grenzland ausgenommen war ¹⁸⁾. Der Grund dafür war offenbar der Wunsch, die Wehrkraft des Landes nicht durch Ausfuhr von Waffen, die — besonders die Rüstungen — damals noch im ganzen selten waren, schwächen zu lassen. Eine Ausnahme zu Gunsten der befreundeten Obotriten zu machen, war um so weniger möglich, als sich sonst ein Weiterverkauf zu den übrigen Wendenstämmen nur dann verhindern ließ, wenn das Obotritenland selbst von einer Zollgrenze umgeben ward, was unausführbar war. Ubrigens lag eine Beaufsichtigung des Grenzverkehrs durch die Grafen ebenso sehr im Interesse der Wenden wie in dem der Franken. Und so ist denn auch trotz des Waffenausfuhrverbotes bei den Obotriten keinerlei Verstimmung über die Verordnung zu gewahren.

Um die Zeit, wo sie erlassen ward, sah es an der Wenden- grenze wieder einmal recht kriegerisch aus, was möglicherweise die Erneuerung des Waffenausfuhrverbots mit veranlaßt hat; in den Jahren 805 und 806 fanden Feldzüge gegen die Böhmen statt, 805 auch ein Vorstoß über die Elbe von Magdeburg aus, 806 noch vor dem böhmischen Feldzug ein Zug gegen die Sorben. Bei diesen Feldzügen werden die

Obotriten nicht genannt, doch hören wir, daß Karl im Jahre 805 auf seinem ersten Zuge gegen Böhmen von „unzähligen Slaven“ begleitet gewesen sei ¹⁴). Man hat vermutet, es seien Obotriten gewesen, allein dies ist nicht wahrscheinlich. In demselben Jahre ging nämlich eine Heeresabteilung bei Magdeburg über die Elbe und verwüstete eine wendische Landschaft, deren Name -- Genewara — uns allerdings sonst nicht bekannt ist, die aber nur im Gebiete der Wilzen gelegen haben kann. Es ist daraus zu schließen, daß die Wilzen Neigung zeigten, den Böhmen beizustehen. Unter diesen Umständen ist es nicht glaublich, daß Karl den Heerbann der Obotriten, die bei Empörungen der Wilzen immer zuerst bedroht waren, so weit von der Heimat entfernt hat. Von ihnen wird er erwartet haben, daß sie halfen die Wilzen in Schach zu halten; die Wenden, die ihm nach Böhmen folgten, werden Sorben sein. Auch diese stehen im nächsten Jahre in Aufruhr; damit stimmt überein, daß bei dem zweiten Zug nach Böhmen (806) kein wendischer Zuzug erwähnt wird.

Erst im Jahre 808 begegnen uns die Obotriten wieder. Thrascos Herrschaft hatte in diesem Jahre eine schwere Probe zu bestehen. Der Dänenkönig Götrik, der zu den Franken schon lange in gespanntem Verhältnis stand und sich mit den vermessensten Plänen trug, behauptete von dem Obotritenfürsten beleidigt zu sein und rächte sich durch einen Angriff auf das Obotritenland. Der wahre Grund war wohl das Bestreben, der fränkischen Macht durch den Sturz ihres ergebenen Anhängers Thrasco Abbruch zu thun ¹⁵). Mit einer Flotte, wohl von Schleswig aus, über die See fahrend, landete er an der mecklenburgischen Küste, schlug dort ein Standlager auf und begann rings die obotritischen Burgen zu bestürmen. Die Landung der Dänen gab das Signal zu einer allgemeinen Erhebung der wendischen Nachbarn gegen die Obotriten. Nicht nur warfen sich sogleich die Wilzen auf ihre alten Feinde und vereinigten sich mit dem dänischen Heere, das landeinwärts vordrang, sondern auch die Smeldinger und Linonen erhoben sich gegen Thrascos Oberherrschaft. Dabei streiften Scharen der Aufständischen auch über die Elbe ins sächsische Gebiet. Thrasco erlag dem vereinten Ansturm, doch gelang es ihm, sich zu retten, während einer der ihm untergebenen Häuptlinge Namens Godelaid ¹⁶), der ihm treu geblieben war, den Dänen in die Hände fiel und aufgehängt wurde. Zwei Drittel der Obotriten sollen dem Dänenkönig zinspflichtig geworden sein, doch ergaben sie sich nicht ohne tapferen Widerstand. Bei dem Sturm auf eine wendische Feste fiel außer andern dänischen Edlen der Bruderjohn des Königs, Reginold, der erste im Reiche nach ihm; überhaupt verlor der König die besten und tapfersten seiner Krieger.

Der Kaiser erhielt die Nachricht von diesen Ereignissen in Aachen und sandte sogleich seinen Sohn Karl an die Elbe. Es ist sehr bezeichnend, daß der junge Karl -- nach den Reichsannalen wenigstens -- nur den Auftrag erhielt, Sachsen vor einem etwaigen Angriff der Dänen zu schützen, nicht aber ins Land der Obotriten gesandt ward, um diesen in ihrer schweren Bedrängnis beizustehen. Dem Kaiser lag eben vor

allem daran, die eigentliche Grenze des Reiches, die Elblinie, zu halten. Die Behauptung des fränkischen Einflusses über die Obotriten kam für ihn erst in zweiter Linie und eben um der Sicherheit der Elbgrenze willen in Betracht¹⁷⁾.

Zu einem Angriff auf Sachsen aber machten die Dänen keine Miene, traten vielmehr bei der Annäherung des fränkischen Heeres mit ihrer Beute den Rückzug an. Auch die Wilzen zogen beutebeladen heim. Unterwegs ließ Göttrik noch den obotritischen Handelsort Perik zerstören, obgleich er daraus bisher durch die Zölle, die die Kaufleute ihm gezahlt hatten, nicht unbeträchtliche Einkünfte gezogen hatte. Die dort ansässigen — wohl dänischen — Händler nahm er mit sich auf die Flotte und fuhr dann nach Schleswig zurück, von wo er den Bau einer Befestigung an der Südgrenze anordnete.

Der junge Karl schlug auf die Meldung von dem Rückzug der Dänen eine Brücke über die Elbe und führte sein Heer ins Gebiet der Smeldinger und Linonen, das er zu verheeren begann. Indessen focht er nicht mit Glück, erlitt empfindliche Verluste und mußte sich, ohne die Wiederunterwerfung der Aufständischen erreicht zu haben, wieder über die Elbe zurückziehen¹⁸⁾.

Der Kaiser ließ nun, um die Einfälle der Wenden auf sächsisches Gebiet zu verhindern, noch im Herbst des Jahres 808 am Ufer der Elbe Kastelle bauen und besetzte sie mit Besatzungen. Das eine der beiden lernen wir einige Jahre später mit Namen kennen, es hieß Hohbuoki und lag auf dem Höhen bei Gartow, einer Anhöhe am linken Elbufer, die eine weite Übersicht über die jenseitigen Niederungen gewährt, und auf welcher Reste des Kastelles jüngst aufgefunden sind¹⁹⁾; das zweite mag der erneuerte Brückenkopf vom Jahre 789, nach der oben ausgesprochenen Vermutung also das spätere Arneburg gewesen sein. König Göttrik schlug durch Gesandte Verhandlungen vor und schob alle Schuld für seinen Angriff auf die Obotriten, die zuerst den Frieden gebrochen hätten. Die Verhandlungen fanden auch statt in Weidenfleth an der Stör (in Holstein), blieben aber ergebnislos.

Inzwischen hatte sich Thrasco, der sogleich nach dem Abzug der Dänen und Wilzen sein Land wieder in Besitz genommen hatte, auf eigne Hand mit dem Dänenkönig in ein besseres Einvernehmen gesetzt, doch hatte er ihm seinen Sohn als Geißel für künftiges Wohlverhalten stellen müssen. Von einer Tributzahlung der Obotriten an die Dänen war nicht weiter die Rede.

Durch den Frieden, den Thrasco mit den Dänen schloß, bekam er freie Hand, um die Wilzen zu züchtigen. Er erbat und erhielt sächsische Mannschaft zur Unterstützung und machte einen Rachezug in die wilzischen Lande, von dem er große Beute mitbrachte; dann wandte er sich, auf Karls Befehl von einer noch stärkeren sächsischen Abteilung unterstützt, gegen die Smeldinger, nahm ihre Hauptburg²⁰⁾ und zwang dadurch alle, die von ihm abgefallen waren, zu dem Bündnis mit ihm zurückzukehren. Die Folgen des Sturmes vom Jahre 808 waren also beseitigt. Allein da von dem Dänenkönig erneute prahlerische Drohungen gemeldet wurden, so beschloß Karl, um für einen besseren Schutz der Elbgrenze

am Unterlauf des Flusses zu sorgen, auch in Nordalbingien eine Feste anlegen zu lassen. Zu diesem Zwecke wurde im Winter des Jahres 809 auf 810 in Gallien und Deutschland Mannschaft gesammelt, die, mit Waffen und allem Nötigen gehörig ausgerüstet, durch Friesland an den bestimmten Ort geführt ward. Es war der Ort Esesfelth an der Stör, das heutige Isehoe. Graf Egbert, vielleicht der Ahnherr des späteren sächsischen Kaiserhauses, erhielt die Leitung der neuen Ansiedelung. Um die Mitte des März im Jahre 810 konnte der Bau beginnen

Die Anlage von Isehoe leitet die Neubesiedelung von Nordalbingien ein, das nun dem Obotritenfürsten wieder entzogen und dem Grafen Egbert unterstellt ward. Nach einer unverwerflichen Nachricht, die allerdings in einer gefälschten Urkunde sich findet, erhielt darauf — nach siebenjähriger Gefangenschaft, wie es heißt, also im Jahre 811 — ein Teil der früheren Bewohner des Landes die Erlaubnis zur Heimkehr²¹⁾, andere hat Ludwig der Fromme wieder in ihre Heimat gesandt, und so ist Holstein ein deutsches Land geblieben.

Für die kirchlichen Bedürfnisse der Landschaft ließ Karl zunächst in Hamburg, das hier zuerst genannt wird, durch den Bischof Amalar von Trier eine Kirche weihen, die er in frommer Freigebigkeit mit Reliquien und andern Gaben ausstattete. Er übertrug den Sprengel an einen Priester Namens Heribac, den er zum Bischof für Nordalbingien und zugleich zum Missionsbischof für die nordgermanischen und die wendischen Länder an der Ostsee weihen zu lassen gedachte. Allein Heribac starb bald, und ehe ein geeigneter Nachfolger sich fand, schnitt der Tod des Kaisers die Ausführung dieses Planes vorläufig ab.

Damit zwischen den nordalbingischen Markgrafen und den Obotriten keine Grenzstreitigkeiten entstanden, ließ Karl in den letzten Jahren seiner Regierung die Grenze zwischen dem Gebiet der Mark und dem Obotritenlande feststellen und durch eine Landwehr kennzeichnen²²⁾. Ein bestimmtes Jahr läßt sich dafür ebenso wenig angeben wie für die eben erwähnten kirchlichen Maßregeln, doch hängt beides ohne Zweifel mit der Gründung von Isehoe zusammen und muß zeitlich auf sie gefolgt sein. Erst der Bremer Kanonikus Adam, der in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts schrieb, hat von dieser Landwehr berichtet, deren Errichtung er ausdrücklich Karl dem Großen zuschreibt. Trotz der 2 $\frac{1}{2}$ Jahrhunderte, die die Abfassungszeit seines Werkes von der Zeit Karls trennen, ist seine Behauptung doch glaubwürdig, da er sie augenscheinlich einer Urkunde des Bremer Domarchivs entnimmt. Man hat diese Landwehr häufig als einen besetzten Grenzwall aufgefaßt und im Zusammenhang damit auch die Errichtung einer besonderen, von der deutschen Mark zu unterscheidenden wendischen Mark an dem Grenzwall entlang angenommen, woraus dann auf eine Verstimmung zwischen Karl und den Obotriten geschlossen werden mußte. Allein diese Annahmen sind irrtümlich, der Grenzwall war nicht besetzt, sondern hatte nur den Zweck einer genauen Feststellung der Grenze. Er begann an der Elbe, wahrscheinlich am heutigen Au Graben östlich von Lauenburg, der auch heutigen Tages noch die Westgrenze von Mecklenburg bildet, traf dann oberhalb Lauenburg die Delvenau, den heutigen Stecknitzkanal, führte eine Strecke

weit an ihr aufwärts bis zum Dorfe Hornbeck, von dort in nordwestlicher Richtung über Linau an das Knie der Trave bei Olbesloe, darauf die Trave aufwärts, solange sie die Richtung von Norden nach Süden hat, über Plunk zur Lensfelder Au und dem Stocksee, dann in einiger Entfernung am Plöner See vorbei an die Schwentine und an dieser entlang bis zu ihrer Mündung in die Kieler Bucht.

Dieser Grenzzug schloß sich gewiß im ganzen der damaligen Westgrenze des Gebiets der Obotriten an. Ob diese Grenze vor dem Jahre 804 weiter im Osten gelegen hat, ob z. B. Wagrien erst nach 804 infolge der Schenkung Karls des Großen von den Obotriten in Besitz genommen ward, läßt sich nicht entscheiden. Wahrscheinlich aber ist, daß keine irgend erheblichen Teile obotritischen Gebietes bei Feststellung der Grenze ihrem Fürsten entzogen und dem fränkischen Grafen unterstellt wurden, daß also die zahlreichen wendischen Ansiedelungen, die westlich von dem Grenzwall nachzuweisen sind, zum überwiegend größten Teil erst aus späterer Zeit stammen.

Thrasco's Tod und Glaomir's Einsetzung, Obotriten und Wilzen in Karls letzten Jahren.

Das gute Verhältnis zwischen den Obotriten und dem Frankenreiche blieb bis an den Tod des Kaisers ungetrübt, ja es scheint sich mehr und mehr befestigt zu haben.

Thrasco hatte die Vollendung des Baues von Ikehoe nicht mehr erlebt. Als er im Jahre 809 in Reric weilte, wohl um Anordnungen zum Wiederaufbau des Ortes zu treffen, ward er durch einen Dänen, einen Vasallen des Königs Götrik, den dieser selbst zu diesem Zwecke an ihn gesandt hatte, meuchlerisch ermordet²³⁾. Durch diese hinterlistige That entledigte sich der Dänenkönig des tapferen Gegners. Den Bau von Ikehoe beantwortete er mit der Landung einer Flotte von 200 Schiffen auf den Inseln und an der Küste von Friesland. Karl traf sogleich Maßregeln zum Bau einer Flotte, um künftighin den Dänen auf ihrem eigenen Elemente begegnen zu können. Dann eilte er trotz seines Alters selbst nach Sachsen und nahm sein Standlager in Verden²⁴⁾, um den Angriff des Dänenkönigs dort zu erwarten. Dieser hatte nämlich gedroht, er wolle den Kaiser in Aachen selbst auffuchen. Mochte er im Ernst daran denken, seine Prahlereien wahr zu machen, oder nicht: Der Tod zerschmitt seinen Anschläge, er erlitt daselbe Schicksal, das er eben seinem Gegner Thrasco bereitet hatte, und ward von einem seiner eigenen Leibwächter erschlagen. Sein Nachfolger Hemming suchte sogleich um Frieden nach, der ihm auch gewährt ward.

Als Karl noch in Verden stand, kamen Abgesandte der Obotriten zu ihm und erbaten sich von ihm einen neuen Fürsten, ein beachtenswerter Vorgang, der beweist, wie sehr sich das anfangs nur lose Band, das die Obotriten an das Frankenreich knüpfte, unmerklich fester gezogen hatte. Denn bisher hatten die Obotriten sich ihren Fürsten

selbst gesetzt. Mag sich der Kaiser, als er im Jahre 804 Thrasco zum „Könige“ einsetzte, ausdrücklich das Recht ausbedungen haben, seinen Nachfolger selbst zu ernennen, oder mag unter den Obotriten ein Streit über die Erbfolge entstanden sein, den sie ihrem Oberherrn zur Entscheidung vorlegten: in jedem Falle trat der neue Fürst nicht mehr kraft des Erbrechtes und der Wahl die Regierung an, sondern kraft der Einsetzung durch den Kaiser. Mit dieser Verstärkung des fränkischen Einflusses hängt wohl zusammen, daß sich in Bezug auf Tributzahlung der Unterschied zwischen den Obotriten und den übrigen wendischen Stämmen, die sämtlich erst mit Waffengewalt hatten unterworfen werden müssen, verwischte. Einhard, Karls des Großen Biograph, nennt, obgleich ihm bekannt ist, daß die Obotriten „Verbündete“ der Franken waren, auch sie unter den tributpflichtigen Völkern; wenn auch ein Irrtum von Seiten Einhards nicht ausgeschlossen ist, wie denn Einhard auf einer andern Stelle seines Werkes entschieden irrthümlich auch von den Obotriten eine gewaltsame Unterwerfung behauptet, so ist doch soviel klar, daß die bevorzugte Stellung der Obotriten unter den Wendestämmen sich in Karls letzten Jahren nicht mehr deutlich ausgeprägt haben kann. Es wird sich auch für sie, vielleicht seit dem Jahre 804 oder 810, die Sitte eingeführt haben, daß sie alljährlich eine Gesandtschaft an den Hof des Kaisers schickten, die ihm Geschenke zu überbringen hatte. Man gewöhnte sich, diese als einen schuldigen Tribut anzusehen, auch erwartete man am fränkischen Hofe, daß der Fürst sich hin und wieder selbst einstellte, um seine Ergebenheit zu bezeugen. Auch hierin wird ein Unterschied zwischen den Obotriten und den übrigen Wendestämmen am Ende von Karls Regierung nicht mehr bestanden haben.

Der im Jahre 810 von Karl Erforene war nicht Thrascos Sohn Ceadrag, der noch zu jung gewesen zu sein scheint, sondern Slaowir, vermutlich auch ein Mitglied der Familie Thrascos, vielleicht ein Bruder von ihm²³). Er hatte sehr bald Gelegenheit sich für seine Erhebung erkenntlich zu erweisen. Etwa gleichzeitig mit dem Einfall der Dänen in Friesland war eine neue Empörung der Wilzen erfolgt. Sie hatten das Kastell Hohbuoki überfallen und zerstört. Auch die Linonen und der kleine, ihnen benachbarte Stamm der Bethenzer waren dabei beteiligt. Die zerstörte Feste ward im Jahre 811 wieder aufgebaut und die Linonen und Bethenzer erfuhren noch in demselben Jahre eine Züchtigung durch ein Heer von Franken und Sachsen. Im folgenden Jahre (812) wurden dann die Wilzen durch den konzentrischen Angriff dreier Heeresabteilungen in die Enge getrieben. Die eine dieser Abteilungen zog durch das Land der Obotriten, und wir dürfen als selbstverständlich annehmen, daß sich ihr deren Heerbann angeschlossen hat²⁴). Die Wilzen wagten keinen Widerstand, stellten Geiseln und gelobten aufs neue Gehorsam.

Noch in demselben Jahre ward der erst jüngst mit den Dänen geschlossene Friede durch den Tod des Königs Hemming wieder in Frage gestellt. In den Streitigkeiten über die Krone, die nun folgten, siegten zunächst zwei Brüder, Harald und Reginfried, mit denen der Kaiser im Jahre 813 den Frieden erneuerte. Sie mußten aber noch vor Ablauf

des Jahres vor ihren Gegnern, den Söhnen des Königs Götrik, aus dem Lande weichen. Die Vertriebenen flüchteten zu den Obotriten und trafen dort Anstalten, um ihr Reich wiederzugewinnen. Karl vermochte sie dabei nicht mehr zu unterstützen, denn am 28. Januar 814 endete der Tod sein thatenreiches Leben.

Von der dänischen Frage abgesehen, die er seinem Nachfolger zu lösen überlassen mußte, hinterließ er die Nordostgrenze des Reiches in befriedetem Zustand. Die Elblinie war durch eine Reihe von Burgen geschützt, die Wendenstämme waren durch Tributpflicht an das Reich gefesselt, jeder Auflehnungsversuch, den sie gemacht hatten, war niedergeschlagen worden. Die unruhigen Wilzen hatten soeben erst eine scharfe Züchtigung erfahren, deren Eindruck in der That so stark war, daß sie sich erst nach mehreren Jahrzehnten zur Erneuerung des Kampfes aufzuraffen vermochten. Von den Obotriten schien vollends keine Feindseligkeit zu befürchten, sie hatten in nie wankender Treue nun schon länger als drei Jahrzehnte zum Frankenreiche gehalten und mehr als einmal an der Seite der Franken und später der Sachsen mit Glück gegen die Feinde des Reiches gekämpft und dafür Dank und Lohn davongetragen, und wenn sich auch im Laufe der Zeit aus der Vasallenstellung ihres Fürsten Folgerungen ergeben hatten, die den Verbündeten in die Stellung eines tributpflichtigen Untertanen herabdrückten, so hatten sie doch selbst keinerlei Unzufriedenheit darüber gezeigt. Vielmehr war gerade ihr Fürstenhaus durch mehr als einen Grund auf den engsten Anschluß an das große Nachbarreich und seine Herrscher hingewiesen. Ihm verdankte es wirksameren Schutz vor den Angriffen der Wilzen, als ihn die Streitkräfte des eigenen Stammes zu gewähren vermochten, und eine Macht- und Gebietserweiterung, die nur mit Hilfe der Franken zu behaupten war, ihm verdankte der jetzt herrschende Fürst seine Einsetzung, von ihm erwartete er Unterstützung bei neuen Angriffen der gefürchteten Dänen. Freilich, die letzte Voraussetzung, um die langjährigen Bundesgenossen in den Verband des christlichen Weltreiches selber aufzunehmen, war noch nicht erfüllt, sie waren noch Heiden. Indessen wenn die Entwicklung sich in derselben Richtung, die sie unter Karl eingeschlagen, unter seinen Nachfolgern fortsetzte, so war nach menschlicher Voraussicht in nicht allzu ferner Zeit die Bekehrung der Obotriten und ihre Einverleibung in das große Nachbarreich zu erwarten. Es geschah jedoch von beidem das Gegenteil.

III.

Der Abfall der Wenden vom fränkischen Reiche unter Karls Nachfolgern.

Der Feldzug nach Dänemark und der Reichstag zu Paderborn im Jahre 815.

Dem neuen Kaiser fehlte es nicht an gutem Willen, die ererbte Machtstellung des Reiches in ihrem ganzen Umfang zu behaupten, ja, seine erste kriegerische Maßregel würde, wenn sie mit Erfolg gekrönt gewesen wäre, zu einer zukunftsreichen Erweiterung derselben geführt haben. Sie betraf die Nordostgrenze und hatte die Beendigung der dänischen Wirren zum Zweck. Reginfried hatte den Versuch die Herrschaft wiederzugewinnen mit dem Tode büßen müssen, worauf sich sein Bruder Harald zu Kaiser Ludwig begab und ihm als Lehnsmanu huldigte. So war unerwartet schnell ein Fürst des gefürchteten Nachbarvolkes fränkischer Vasall geworden, freilich ein Fürst ohne Land. Um ihm dieses wiederzuschaffen, gab der Kaiser den Befehl zu einer Heerfahrt der Sachsen und Obotriten nach Jütland¹⁾. Schon im Winter des Jahres 814/15 versuchte man zweimal die mit Eis bedeckte Elbe zu überschreiten. Doch ward es beide Male durch eintretendes Thauwetter verhindert. Man verschob also den Feldzug auf den Frühling. Das Heer, das aus dem Aufgebot sämtlicher sächsischen Grafen und dem ganzen Heerbann der Obotriten bestand, rückte um Mitte Mai unter dem Oberbefehl des kaiserlichen Sendboten Walderich, der wohl Egberts Nachfolger war, über die Eider in die Landschaft Sinlendi ein. Es war das erste und bis tief ins 10. Jahrhundert das einzige Mal, daß ein deutsches Heer die Grenze des gefürchteten Volkes überschritt.

Die Sachsen und Obotriten drangen sechs Tagemärsche weit vor und schlugen dann am siebenten Tage am Ufer des Meeres ein Lager auf. Die Dänen wichen dem Kampfe aus, sie lagerten mit einer Flotte von 200 stark bemannten Schiffen an einer Insel in der Nähe — jedenfalls Jünen —, ohne es jedoch zu einer Schlacht kommen zu lassen. Drei Tage lang blieb Walderich in seinem Standlager, dann brach er wieder auf, verwüstete die benachbarten Gaue, nahm von dort vierzig Geiseln mit und kehrte nach Sachsen zurück.

Der Erfolg des mit so großem Aufwande von Streitkräften unternommenen Zuges war nur ein halber, weil man den Dänen nicht auf ihr eigentliches Element, das Meer, zu folgen vermocht hatte. Ludwig sah die Lehre nicht, die er hieraus hätte ziehen sollen, oder wollte sie nicht sehen, er wie seine Nachfolger verjäumten es, den bereits von

Karl begonnenen Versuch, dem Frankenreiche eine starke Flotte zu verschaffen, mit der nötigen Energie fortzusetzen. Es ist bekannt, wie viel Elend dadurch über das Reich gebracht worden ist.

Im Sommer desselben Jahres kam Ludwig selbst nach Sachsen und hielt dort vom ersten Juli an in Paderborn eine große Reichsversammlung für die östlichen Provinzen ab²⁾. Hier leisteten sämtliche unterthänige Slavenstämme die Huldigung, unter ihnen auch die Obotriten und Wilzen. Auch Harald erschien hier vor dem Kaiser, und es ward ihm neue Unterstützung in Aussicht gestellt. Sie ermöglichte ihm jedoch nur, seine Gegner mit Raubzügen in Atem zu halten; festen Fuß vermochte er nicht auf dänischem Boden zu fassen, mußte ihn vielmehr in kurzem wieder gänzlich räumen, worauf Götriks Söhne die alleinigen Herren in Südjütland wurden.

Slaomirs Abfall und Abschung.

Das fränkische Reich zeigte sich also außerstande, seinem Schützling zu seinem Rechte zu verhelfen. Die Folge war, daß auch bei den Obotriten die Achtung vor der fränkischen Macht, die sie an den großen Karl gekettet hatte, unter seinem Nachfolger sogleich dahinschwand: kaum drei Jahre nach Karls Tode ergriffen seine langjährigen treuen Verbündeten die Waffen gegen die Franken. Die Veranlassung war eine persönliche Kränkung ihres Fürsten. Ceadrag, Thrascos Sohn, war mittlerweile mündig geworden und erhob Anspruch auf die Fürstenwürde, die sein Vater bekleidet hatte. Er fand bei einem Teil der Großen seines Volkes Unterstützung, und diese wandten sich im Jahre 816 für ihn an den Kaiser, als er in Compiègne war³⁾. Immer war Ludwig bestrebt, den Wenden, so viel es möglich war, ihre eigenen Wünsche zu erfüllen, sei es aus Gerechtigkeitsgefühl, sei es, um sie bei guter Laune zu erhalten. So befahl er denn, daß Slaomir die Herrschaft mit Ceadrag teilen solle. Kraft der von Karl gewonnenen oberherrlichen Gewalt über die Obotriten glaubte er diese Anordnung treffen zu dürfen, ohne Slaomir um seine Einwilligung auch nur befragt zu haben, und doch hatte sich auch Slaomir durch gute Dienste Anspruch auf Dank von Seiten der Franken erworben. Kein Wunder, daß er zornig aufbrauste, als er im Jahre 817 den Befehl des Kaisers erhielt. Auf der Stelle kündigte er ihm den Gehorsam⁴⁾ auf und setzte sich mit den Söhnen Götriks ins Einvernehmen über einen gemeinsamen Zug gegen die fränkische Mark. Eine dänische Flotte fuhr in die Elbe und unter Verheerung beider Ufer der Stör bis vor Jhehoe, ein dänisches Landheer unter Gnuomi, dem Befehlshaber der Befestigungen an der dänischen Südgrenze, zog zu Lande heran. Auch die Obotriten eilten herbei und begannen im Verein mit den Dänen die Burg zu bestürmen.

Der Kaiser that auf die Kunde von Slaomirs Abfall weiter nichts, als daß er den Markgrafen an der Elbgrenze den Befehl zugehen ließ, sie möchten für den Schutz der ihnen anvertrauten Landstriche Sorge tragen. Sein Verdienst war es also nicht, wenn die Besatzung von

Izheoe so hartnäckig und tapfer Widerstand leistete, daß der Kampfes-eifer der Dänen und Wenden bald erlahmte und sie abzogen.

Erst im folgenden Jahre suchte ein Heer von Sachsen und Ostfranken den Abtrünnigen in seinem eigenen Lande auf⁶⁾. Der Erfolg des Zuges war durchschlagend, Slaomir mußte sich gefangen geben und ward im Winter des Jahres 818 nach Aachen zum Kaiser geführt. Es scheint, als wenn die Obotriten in ihrer Mehrheit noch den Franken zuneigten und ihren Fürsten selbst ausgeliefert hatten, sobald das fränkisch-sächsische Heer in ihr Gebiet eingerückt war; wenigstens wird von keinem Kampf berichtet, und in der Gerichtsverhandlung, die gegen ihn als abtrünnigen Vasallen in Aachen stattfand, traten die Vornehmsten der Obotriten selbst, die auf Befehl des Kaisers mitgekommen waren, als Ankläger auf⁷⁾. Slaomir vermochte ihre mannigfachen Beschuldigungen nicht zu entkräften, die Fürstenwürde ward ihm abgesprochen, und er mußte als Verbannter im Frankenreich bleiben, während Ceadrag die Herrschaft über den ganzen Stamm der Obotriten antrat.

Obotriten und Wilzen von Ceadrags Regierungsantritt bis zur Gründung des Erzbistums Hamburg.

Der neue Fürst erhielt im Jahre 819 den Befehl, den Harald, der wieder einmal über die Ostsee geflüchtet war, zu seinen Schiffen zurückzuleiten⁸⁾, damit er noch einmal versuche sich in den Besitz des dänischen Reiches zu setzen; soviel wir sehen, handelte es sich dabei nicht um Waffenunterstützung gegen seine dänischen Gegner, sondern nur um ein Geleit bis an die Küste des Obotritenlandes selbst, wo Harald gelandet war. Harald schlug diesmal, da er von seiten seines fränkischen Lehnsherrn fortdauernd ohne wirksame Unterstützung gelassen ward, den Weg des Vergleiches ein und teilte sich mit zweien der Söhne Göttriks in die Herrschaft, während zwei andere vertrieben wurden. Hierdurch lockerte sich seine Verbindung mit den Franken, die sein Bündnis mit den Söhnen des alten Feindes mit Argwohn betrachteten. Der Obotritenfürst sah sich nun vor die Frage gestellt, wessen Freundschaft er festhalten solle, die der Dänen oder die der Franken. Er wählte das erstere, und das war sehr begreiflich. Denn war von diesem Kaiser Schutz zu erwarten, wenn die drei Könige mit vereinter Macht sein Land überzogen? Der Kaiser war fern und überdies unkriegertisch, aus der Nähe drohten die Dänen. Schon die Pflicht der Selbsterhaltung also gebot ihm, die Freundschaft mit den Dänen der mit dem Kaiser vorzuziehen. Dazu kam, daß die Abhängigkeit vom Frankenreich unter Ludwig eine lästigere Form angenommen hatte⁹⁾. Ludwig gab darauf, daß sie ihren äußerlichen Ausdruck fand in öfteren Besuchen der abhängigen Fürsten am Hofe, wobei sie Geschenke mitzubringen hatten. Schon unter Karl waren, wie wir oben sahen, solche Huldigungsbesuche Sitte geworden, aber Karl verweilte noch in den letzten Jahren seiner Regierung öfter in Sachsen oder sandte wenigstens seinen Sohn dorthin,

die Wenden konnten ihn also in der Nähe auffuchen; Ludwig dagegen betrat seit seinem Antritt durch die Provinzen seines Reiches, auf dem er den Reichstag zu Paderborn hielt, Sachsen nicht wieder, hielt sich vielmehr meistens im Mittelpunkt des Reiches, in den Rheingegenden, auf, der Obotritenfürst hatte also, wenn er seiner Verpflichtung als Vasall genügen wollte, eine weite und kostspielige Reise zu machen. Unter diesen Umständen mußte das Vasallenverhältnis ihm lästig und zwecklos zugleich erscheinen, da es ihm nur drückende Verpflichtungen auferlegte, ohne ihm noch wirklichen Vorteil zu bieten. Auch Ceadrag, der Sohn des treuen Thrasco, begann also in seiner Treue zu schwanken, unterließ wie Slaomir die Reise an des Kaisers Hof, trat in enge Verbindung mit den deutschen Königen und hinderte es nicht, daß obotritische Raubscharen wieder über die sächsische Landwehr nach Nordalbingien zu streifen begannen.

Der Kaiser griff nun auf Slaomir zurück und sandte ihn nach seiner Heimat, damit er an Ceadrag's Stelle trete. Ob dieser kaiserliche Befehl unter den Obotriten Gehorsam gefunden hätte, wissen wir nicht, denn Slaomir erkrankte unterwegs in Sachsen und starb, ehe er seine Heimat erreicht hatte im J. 821. Vor seinem Tode ließ er sich taufen, der erste und für länger als ein Jahrhundert zugleich der einzige obotritische Christ, von dem die Geschichte berichtet.

Ludwig beließ nun Ceadrag im Besitze seiner Fürstenwürde und begnügte sich damit, im Jahre 822 zum Schutze von Nordalbingien wie der Elbgrenze, am rechten Elbufer eine Burg anlegen zu lassen. Die Wenden, die den Ort besetzt hatten, wurden verjagt; er hieß damals Delbende^{*)}, es ist wahrscheinlich das heutige Lauenburg, das dicht an der Grenzlinie Karls des Großen auf der sächsischen Seite derselben liegt*).

Trotz dieser Reibungen an der Grenze kam es zwischen den Obotriten und Franken nicht zum offenen Bruche, vielmehr schickten, als der Kaiser im Dezember dieses Jahres in Frankfurt die Reichsversammlung abhielt, außer den andern wendischen Stämmen auch die Obotriten Gesandte mit Geschenken. Vermutlich war es der Bau der Feste, der sie zum Einlenken bewog, vielleicht auch ein Streit, in den sie mit den Wilzen geraten waren. Auch von diesen waren Gesandte auf dem Reichstage anwesend, doch verlautet nichts davon, daß der Kaiser sich um den Streit zwischen den beiden Wendenstämmen bekümmert hätte. Mit den Wilzen hatte sich der Kaiser im Anfang des nächsten Jahres eingehender zu befassen. Sie — oder richtiger wohl einer ihrer Stämme — hatten unter der Herrschaft mehrerer Brüder gestanden, unter denen Liub als der älteste eine vorwaltende Stellung einnahm. Liub war im Kampf mit den Obotriten gefallen¹⁰⁾, und die Wilzen hatten von seinen Söhnen zunächst den ältesten, Milegast, zum Fürsten erkoren. Als dieser aber ihre Unzufriedenheit erregte, hatten sie ihn abgesetzt und seinen jüngeren Bruder

^{*)} Die Besetzung des Ortes durch die Wenden ist, wie es scheint, ihr erster Versuch jenseits der durch Karl festgesetzten Grenze in Völsstein Boden zu gewinnen; sie wiederholten ihn später mit besserem Glück, (s. u. S. 57).

Cealadrag gewählt. Im Mai des Jahres 823 erschienen beide Brüder vor dem Kaiser, der noch in Frankfurt war¹¹⁾. Er hörte sie an und entschied für den jüngeren, dem, wie er erkannte, das Volk geneigter war. Dann beschenkte er beide reichlich, nahm ihnen das eibliche Versprechen ab, Frieden und Treue zu halten und sandte sie in ihr Vaterland zurück. Milegast scheint sich mit der Entscheidung des Kaisers zufrieden gegeben zu haben.

Auf derselben Reichsversammlung wurden neue Klagen gegen Ceadrag, den Obotritenfürsten, laut; er ward beschuldigt gegen die Franken untreu zu handeln und den schuldigen Besuch beim Kaiser schon lange unterlassen zu haben. Eine Gesandtschaft ward an ihn geschickt, der er einige der Edlen seines Volkes mitgab mit dem Versprechen, zum nächsten Winter sich selbst einstellen zu wollen. Noch immer scheute er sich mit dem großen Nachbarreiche offen zu brechen, er hielt also sein Versprechen und kam mit einem Gefolge von Edlen im November nach Compiègne. Ludwig behandelte ihn schonend, fand seine Rechtfertigung wegen seines langen Ausbleibens ausreichend, und obgleich er in einigen Dingen schuldig erschien, so erhielt er doch wegen der Verdienste seiner Vorfahren volle Verzeihung und ward reich beschenkt wieder entlassen.

Schon nach drei Jahren aber (826), als der Kaiser Anfang Juni in Ingelheim weilte, erhoben vor seinem Richterstuhl obotritische Edle aufs neue Klage gegen ihren Fürsten; soweit ersichtlich ist, handelte es sich neben der Beschuldigung der Untreue gegen die Franken noch um innere Streitigkeiten. Ceadrag ward, bei Androhung strenger Strafe im Falle des Ausbleibens, aufgefordert, sich zur Reichsversammlung im Oktober in Ingelheim zu stellen. Auch dieses Mal wagte er nicht auszubleiben. Er ward nun am Hofe zurückgehalten, und Königsboten gingen zu den Obotriten, um zu erkunden, ob das Volk ihn noch als Regenten wünsche. Sie trafen wieder ein, als der Kaiser in Aachen war (im Winter von 826/27) und meldeten, die Meinungen des Volkes seien geteilt, aber alle Besseren und Angeseheneren wünschten Ceadrags Wiedereinsetzung. Dem willfahrte der Kaiser, doch ließ er sich von Ceadrag Geißel für seine Treue stellen¹²⁾.

Größere Strenge mag der Kaiser um so weniger für nötig gehalten haben, als im Sommer des Jahres 826 (am 24. Juni) der Dänenkönig Harald auf seine Bitte in Aachen die Taufe erhalten und dabei zugleich seine Huldigung erneuert hatte, eine Frucht der Thätigkeit des Erzbischofs Ebo von Rheims, der vom Papste zum Legaten für alle nordischen Länder ernannt war und im Jahre 823 in Dänemark gepredigt hatte¹³⁾.

Ceadrags weitere Schicksale sind unbekannt, erst 18 Jahre später wird wieder ein Obotritenfürst genannt, von dem wir aber nicht erfahren, ob er aus Thrascos Geschlecht stammte.

Daß die Wenden im Laufe der nächsten Jahre (nach 824) wirklich regelmäßig ihren Tribut dargebracht haben, wird man bei der inneren Lage des Frankenreiches bezweifeln müssen. Im Jahre 828 hören wir von einem Kriegszuge gegen die Slaven und deren Unterwerfung nach Verwüstung ihres Landes. Welche Slaven gemeint sind, bleibt unklar.

Zum Jahre 831 ist dann in den Reichsannalen wieder von der Abfertigung slavischer Gesandtschaften die Rede.

Auch eine dänische suchte damals den fränkischen Hof auf, und Ludwig hielt nun die Zeit für gekommen, um für Nordalbingien ein besonderes Bistum zu gründen, auf dessen Mittel sich zugleich die Mission unter den Nordgermanen und den Wenden stützen könne. Schon sein Vater hatte diesen Plan gehabt, Ludwig aber hatte seine Ausführung wegen der dänischen Unruhen bis auf weiteres aufgeschoben und Nordalbingien zwischen die benachbarten linkselbischen Diöcesen Bremen und Verden geteilt. Jetzt nahm er den alten Plan wieder auf. Ansgar, ein Mönch aus dem Nordwesten Frankreichs, der von dem Kloster Corbie (an der Somme) nach dem sächsischen Tochterkloster Corvey übergesiedelt war und den König Harald im Jahre 826 auf seiner Rückfahrt nach Dänemark als geistlicher Beirat begleitet und inzwischen von Dänemark aus auch Schweden besucht hatte, ward zum Hirten der neuen Kirche ausersehen. Er ward im November des Jahres 831 in Diederhofen geweiht und zwar sogleich zum Erzbischof¹⁴⁾, denn der Diöcese Hamburg sollten die künftigen Bistümer im germanischen Norden und im Wendenlande unterstellt werden. Die Hoffnungen, die sich an die neue Gründung knüpften, erfüllten sich nicht so bald. Mit dem hingebenden Eifer des echten Glaubensboten widmete sich zwar Ansgar dem Bekehrungswerke, aber nur unbedeutend waren seine Erfolge, da das Schwert dem Kreuze nicht mehr wie unter Karl schützend zur Seite stand. Für die Wenden vermochte er, da ihm wie seinen Begleitern die Kenntniß ihrer Sprache abging, zunächst nicht mehr zu thun, als daß er eine Anzahl Knaben aus der Sklaverei und Gefangenschaft loskaufte¹⁵⁾ und sie theils in Hamburg theils im Kloster Torout in Flandern, das der Hamburger Kirche verliehen war, zum Dienste Gottes erziehen ließ, mit der Absicht, sie später als Missionare zu verwenden, ein sehr richtiger Gedanke, dessen Ausführung jedoch durch die Stürme der nächsten Jahrzehnte verhindert ward.

Abfall der Obotriten und Wilzen im Jahre 838.

Bis zum Jahre 838 verlieren wir vor den inneren Wirren im Frankenreich die Wenden völlig aus den Augen; in diesem Jahre aber hören wir von einer überraschenden Forderung, die ein dänischer Fürst, Horich, an den Kaiser stellte: er verlangte nämlich nichts geringeres als die Abtretung Frieslands und des Landes der Obotriten. Augenscheinlich handelte er dabei im Einverständnis mit den Obotriten, denn als der Kaiser das dreiste Ansinnen abwies, sah er sich noch in demselben Jahre genötigt, zwei Grafen, Adalgar und Egilo, gegen die Obotriten und Wilzen zu senden, die abgefallen waren. Zum ersten Mal treten hier, wie seitdem oft, beide Stämme vereint auf; der gemeinsame Haß gegen die Deutschen hatte die alten Gegner versöhnt. Die beiden Grafen kehrten im September zurück, als der Kaiser in Ver (zwischen Compiègne und St. Dionys)

weilte, und meldeten die Unterwerfung der Empörer. Es war einer der Siege, wie sie oft von deutschen Heeren im Wendenland erfochten sind, deren Wirkung nur so lange dauerte, als die Deutschen im Lande standen. Schon im nächsten Jahre, wo der Abfall noch weiter um sich griff und auch die Linonen und Sorben als aufständisch genannt werden, vernetwendigte sich die Aushebung neuer Heere. Ostfranken und Thüringer sollen gegen die Obotriten, Sachsen gegen die Sorben und Wilzen gefochten haben; wahrscheinlich liegt hier eine Verwechslung unseres Berichterstatters vor; die Sachsen werden die Gegner der Obotriten, die Ostfranken und Thüringer die der südlicher wohnenden Sorben und Wilzen gewesen sein. Die Sorben wurden überwältigt; von einem Erfolg der gegen die Obotriten und Wilzen ausgesandten Abteilungen verlautet nichts, sie werden also auch keinen gewonnen haben ¹⁶).

So hatten um die Zeit, als Ludwig der Fromme starb (im Jahre 840), die beiden mecklenburgischen Wendenstämme jede Fessel abgeworfen. Des Vaters Werk hatte unter den ungeschickten und schwachen Händen des Sohnes zwar noch einige Jahrzehnte notdürftig zusammengehalten, mehr infolge der Erinnerung an die rasche Energie des Vaters als durch das Verdienst des Sohnes, schließlich aber war es zerfallen. Die Wilzen hatten ihre Scheu vor dem fränkischen Schwert wieder abgelegt, und die frühere Freundschaft der Obotriten war in erbitterte Feindschaft umgeschlagen. Sie gewannen schnell einen bösen Ruf unter den Franken; ein „unbezähmbares Volk“ nennt sie der Biograph Balas, ein vornehmer fränkischer Geistlicher, der noch vor Ludwigs Tod schrieb ¹⁷).

Ludwigs des Deutschen Wendenfeldzüge.

Durch den Vertrag zu Verdun im Jahre 843 erhielt Ludwig der Deutsche, der jüngste Sohn des verstorbenen Kaisers aus dessen erster Ehe, die Herrschaft über die fränkischen Länder rechts vom Rheine. Er ließ es seine erste Sorge sein, an der Ostgrenze den Frieden wiederherzustellen, und die ersten Feinde, gegen die er sich zu wenden hatte, waren die früheren langjährigen Freunde, die Obotriten. Sie erlagen im Jahre 844 dem fränkischen Angriff, ihr König Gokomiuzl fiel, die übrigen Häuptlinge unterwarfen sich ¹⁸). Ludwig ließ das Land, wie der Annalist Rudolf von Fulda erzählt, durch „Herzöge“ ordnen, d. h. er setzte an Stelle des Königs, der die Obotriten beherrscht hatte, keinen neuen König wieder ein, sondern teilte das Land unter mehrere (eingeborene) Herzöge. Dies läßt auf einen entscheidenden Erfolg schließen, allein dem war nicht so. Aus einem anderen Annalenwerke erfahren wir, daß die Wenden auch diesmal sehr bald, nachdem das fränkische Heer den Rücken gewandt hatte, das gegebene Treuversprechen brachen. Den Anstoß dazu gaben die Dänen. Im nächsten Jahre nämlich (845) überfiel eine starke Flotte nordischer Wikinger Hamburg. Der Ort ward zerstört, Erzbischof Ansgar vermochte nur mit Mühe die Reliquien der Kirche und das eigene Leben zu retten, die wendischen Knaben aber, die er dort um sich gehabt hatte, werden von den Dänen mitgenommen oder befreit sein. Auch die dem

Kloster Torout überwiesenen jungen Wenden wurden ihrer Bestimmung entzogen, da das Kloster bei der Teilung von Verdun Karl dem Kahlen zugefallen war und Graf Raginar, dem dieser es geschenkt hatte, die Wenden zu seinem eigenen Dienst verwandte¹⁹⁾. So ward Ansgars Plan sie zu ihren Landsleuten als Missionare zu senden vereitelt, und auch als im Jahre 849 mit den Trümmern des Erzbistums die Diöcese Bremen vereinigt ward und so das Erzbistum neue Mittel zur Erfüllung seiner Aufgabe gewann, blühte zwar die dänische Mission wieder auf, für die Befehung der Wenden aber geschah nichts: vor Heinrichs I. Zeit hat kein christlicher Prediger das baltische Wendenland betreten.

Aber die politische Abhängigkeit der Wenden wiederherzustellen, ließ es Ludwig nicht an immer neuen Versuchen fehlen. Im Jahre 845 brachten die Sachsen den abziehenden Piraten eine Niederlage bei, wandten sich dann gegen die Wenden und eroberten eine ihrer Burgen. Auch Ludwig selbst hatte die Absicht noch im Herbst gegen die Wenden zu ziehen, doch kamen sie dem durch eine Friedensgesandtschaft zuvor, die ihm auf dem Reichstage zu Paderborn Geschenke überbrachte²⁰⁾. Aber schon 846 unternahm er einen Zug über die Elbe, der allerdings nur in einer kurzen Annalennotiz erwähnt wird. Im Jahre 848 empfing er dann slavische Gesandte in Mainz; sie mögen um Frieden nachgesucht haben, doch dauerte die Unruhe fort. Im Jahre 851 soll Ludwig fast alle Slavenstämme mit Verheerungen heimgesucht und von neuem unterworfen haben. 852 erschienen wieder Gesandtschaften in Mainz, was wohl mit dem Feldzuge des vorigen Jahres zusammenhängt. Schon 853 aber schlugen die Wenden wieder los, und 855 wird berichtet, Ludwig sei durch häufigen Abfall der Slaven beunruhigt worden. In allen diesen Fällen (seit 845) werden allerdings weder die Obotriten noch die Wilzen ausdrücklich genannt, aber die Nachricht aus dem Jahre 846 kann nur auf einen dieser beiden Stämme oder höchstens noch auf die Sorben bezogen werden, wie die Erwähnung der Elbe beweist; so werden sich auch die Kämpfe in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre schwerlich auf die südlichen Stämme beschränkt haben, die 853 als Verbündete der Bulgaren auftreten²¹⁾. Im Jahre 858, wo zum ersten Mal wieder die aufständischen Stämme einzeln aufgezählt werden, gehören außer den Mähren und Sorben, auch die Obotriten und Vinonen zu ihnen. Damals wurden umfassende Rüstungen gegen die Wenden angeordnet, und die Leitung des Zuges gegen die Obotriten und Vinonen erhielt der jüngere Ludwig, einer der Söhne des Königs²²⁾. Auch diesmal ward das Unwesen nur für den Augenblick abgestellt; es scheint dann noch gestiegen zu sein. Denn nach einigen Jahren ersuchte Ludwig sogar den Herrscher von Mittelfranken, seinen Neffen Lothar III., auf einer Zusammenkunft zu Mainz, ihm Huzug gegen die Obotriten zu leisten. Lothar versprach es auch, hielt aber nicht Wort, und König Ludwig mußte im Jahre 862 ohne seine Hülfe ins Feld ziehen, wobei er seinen Sohn Ludwig mitnahm²³⁾. Über den Erfolg des Zuges berichten die Fuldaer Annalen, deren Verfasser dem Hofe nahe standen und deshalb Mißerfolge gern verschleiern, Ludwig habe den Obotritenfürsten Tabomiuuzl gezwungen,

seinen Sohn und andere als Geiseln zu stellen. Ungünstiger lautet ein anderer Bericht, nach dem Ludwig nicht unbedeutende Verluste erlitt und nichts Ernstliches ausrichtete, doch werden auch hier Geiseln erwähnt, die Ludwig mitgenommen, und die Ruhe der nächsten Jahre rechtfertigt in der Hauptsache die Darstellung der Annalen von Fulda.

Nach einmal — im Jahre 867 — ward der jüngere Ludwig mit Sachsen und Thüringern gegen die Obotriten ausgesandt. Auch die übrigen Stämme des Reiches erhielten Befehl sich zur Heerfahrt bereit zu halten. Doch verzichtete man nachher auf ihre Mitwirkung, der Zug Ludwigs hatte also genügt²⁴). Damit stimmt zusammen, daß der Kriegszustand, der seit dem Jahre 838 schon drei Jahrzehnte fast ununterbrochen an der Wendengrenze geherrscht hatte, von 867 an für die nördlichen Stämme, die Obotriten und Wilzen — unter den Sorben gährte es weiter, und das mährische Reich blieb fortwährend gefährlich — durch ein Jahrzehnt des Friedens abgelöst ward, in dem die Wenden wieder regelmäßig den schuldigen Tribut zahlten.

So war denn durch Ludwigs des Deutschen Thatkraft nach langer Anstrengung annähernd der Zustand an der baltischen Wendengrenze wiederhergestellt, der dort zur Zeit von Karls des Großen Tod geherrscht hatte, nur mit dem einen großen Unterschiede, daß sich die Obotriten Karl freiwillig untergeordnet hatten, während sie sich Ludwig erst nach vielen Kämpfen gezwungen beugten. Der Friede dauerte deshalb wenig länger, als Ludwig lebte.

Die Wenden unter den letzten Karolingern und Konrad I.

Schon im nächsten Jahre nach dem Tode Ludwigs des Deutschen (877) hatte sein Sohn Ludwig eine Auflehnung der Vinonen und anderer benachbarter Stämme, die den gewohnten Zins weigerten, zu unterdrücken; es gelang ihm indessen sie ohne Krieg durch einige Getreue, die er zu ihnen sandte, zur Unterwerfung zu bewegen²⁵). Drei Jahre später aber brach alles wieder zusammen. In einer furchtbaren Schlacht — wahrscheinlich an der Elbe, in der Gegend von Hamburg — erlag ein fränkisch-sächsisches Heer einem Schwarm dänischer Wikinger, dem sich auch Obotriten angeschlossen zu haben scheinen²⁶). Herzog Brun von Sachsen, der Oheim des späteren Königs Heinrich fiel selbst, mit ihm die Bischöfe Markward von Hildesheim und Dietrich von Minden, zwölf Grafen und achtzehn Edle aus der Umgebung des Königs; zahlreiche andere wurden gefangen abgeführt. Auf die Kunde von dieser Schlacht erhoben sich sämtliche Wendenstämme. Zwar ward Thüringen durch den Grafen Poppo mit Erfolg verteidigt; wie weit das Gleiche dem Herzog Otto (dem Erlauchten), dem Bruder Bruns, in Sachsen gelungen ist, hören wir nicht, doch wird die Fortdauer erbitterter und verlustreicher Kämpfe an der Unterelbe schon durch den Tod des Bischofs Wulfher von Minden erwiesen, der im Jahre 886 im Kampfe gegen die Wenden fiel, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß erst in den Jahrzehnten nach 880 die Obotriten

und Vinonen das hannöversche Wendland in Besitz nahmen. Ebenso werden die wendischen Ansiedelungen in Holstein westlich von Karls des Großen Sachsengrenze aus dieser Zeit stammen²⁷⁾.

Der Tod des Bischofs Wulfher fällt in die Regierungszeit Karls des Dicken, des unfähigsten aller Nachkommen Karls des Großen, der zum Unheil des Reiches noch einmal dessen Teile auf einige Jahre vereinigte. Aber auch unter seinem kräftigeren Nachfolger im Ostrich, Arnulf von Kärnten, verharrten die Obotriten im Widerstand. Arnulf selbst gesteht in einer Urkunde, die er noch im ersten Jahre seiner Regierung dem Erzbischof Rimbert von Hamburg, dem Nachfolger Ansgars, ausstellte, daß Hamburg wegen der Angriffe durch die Heiden unbewohnbar sei. Unter den Heiden sind sicher neben den Dänen auch die Obotriten zu verstehen²⁸⁾. Diese unterließen es, in Regensburg im Jahre 888 zu huldigen, auch den Reichstag zu Forchheim im Mai des Jahres 889 beschieden sie nicht, während andere Slavenstämme und selbst die Dänen dies thaten, und es ward sogleich auf dem Reichstag eine Heerfahrt gegen sie angefangen. Sie fand im September statt, war aber erfolglos, wie selbst die Fuldaer Annalen offen zugeben.

Es waren die Obotriten selbst, welche nach einigen Jahren das Bedürfnis empfanden, bessere Beziehungen zum Frankenreiche herzustellen. Im Mai 895 trafen Gesandte von ihnen bei Arnulf in Salz (an der Saale) ein, überbrachten Geschenke und baten um Frieden. Vielleicht beabsichtigte Arnulf einen Kriegszug gegen sie, und sie kamen dem durch die Gesandtschaft zuvor, da Arnulfs Sieg über die Normannen im Jahre 891 die Achtung vor den fränkischen Waffen wieder gesteigert hatte.

Der König — so wird uns erzählt — gewährte ihren Wunsch. Die anstandslose Gewährung des Friedens schloß von selbst die Anerkennung des derzeitigen Besitzstandes, also die Abtretung des in Holstein von den Wenden besetzten Gebietes in sich ein. Daß sie sich dabei wieder zur Tributzahlung verpflichtet hätten, wird nicht erwähnt, und es scheint, als wenn Arnulf den Anspruch darauf stillschweigend hat fallen lassen und sich mit einer einfachen Anerkennung seiner Oberhoheit begnügt hat²⁹⁾. Die Kargheit unserer Quellen erlaubt freilich darüber keinen sicheren Schluß, das aber ist zweifellos, daß die Obotriten nach Arnulfs Tode (889) unter Ludwig dem Kinde (900—911) und Konrad I. (912—918) weder Tribut bezahlt noch auch nur freiwillige Geschenke dargebracht haben. Vielmehr begannen sie sogleich nach Arnulfs Tode die Nachbargrenze wieder als Tummelplatz ihrer Kriegslust und Beute gier zu behandeln.

Zum ersten Mal werden in der Zeit Ludwigs des Kindes wendische Raubzüge im Jahre 902 erwähnt mit der kurzen doch viel-sagenden Meldung: „Die Slaven verwüsten Sachsen.“ Auch die Ungarn drangen in den ersten Jahrzehnten des zehnten Jahrhunderts mehrmals bis nach Sachsen vor, doch mangelt es an genaueren gleichzeitigen Nachrichten über die Schicksale Sachsens für diese Zeit fast vollständig. Es ist ein beredtes Schweigen: in der furchtbaren Not verstummte die Geschichtsschreibung.

Wie es an der Unterelbe im Sprengel von Hamburg-Bremen damals ausfiel, hat der Geschichtsschreiber des Erzbistums, Adam von Bremen, mit den Worten geschildert: „In jenen Tagen bedrängte die entsetzlichste Verfolgung das Sachsenland, indem von der einen Seite Dänen und Slaven, von der anderen Seite Böhmen und Ungarn die Kirchen plünderten. Damals wurde der Hamburger Sprengel durch die Slaven und der Bremer durch einen Angriff der Ungarn verheert.“ Der Einfall der Ungarn, auf dem sie bis Bremen gelangten, fällt ins Jahr 915, die Raubzüge der Wenden werden sich alljährlich wiederholt haben. Ähnlich wie diese Stelle lautet eine andere desselben Werkes: „Auch die Dänen, denen die Slaven Hilfe leisteten, erschütterten zuerst das transalbingische Sachsen, dann das diesseitige verheerend mit gewaltigem Schrecken.“ Und der Biograph des Erzbischofs Brun von Köln schildert die Zustände in Sachsen um die Zeit von Konrads Tod mit den Worten: „Von der einen Seite drohte das wilde Dänenvolk, zu Lande und zur See mächtig, von der anderen die hundertfach knirschende Wut der slavischen Barbaren; und nicht weniger plagten die grausamen Ungarn.“²⁰⁾

Rückblick.

Überblicken wir von dieser Zeit des tiefsten Niederganges der deutschen Reichsmacht noch einmal die Entwicklung der Verhältnisse an der Wendengrenze seit dem Tode Karls des Großen, so treten aus diesem ganzen Jahrhundert drei Jahre als besonders wichtig hervor, die Jahre 817, 838 und 880.

Im Jahre 817 erleidet die bis dahin nie getrübe Freundschaft zwischen den Obotriten und Franken die erste schwere Erschütterung. Das gegenseitige Vertrauen hat sich seitdem nie wieder hergestellt, doch ward, nachdem der Aufruhr des Jahres 817 bewältigt war, der offene Bruch noch einige Jahrzehnte vermieden. Allein mehr und mehr schwand der Eindruck von der Überlegenheit der fränkischen Macht, den wir im Jahre 817 noch lebhaft nachwirken sehen, unter den Wenden dahin, bei den Obotriten insbesondere trat an die Stelle der früheren Anhänglichkeit zunehmende Entfremdung, sie gipfelte schließlich in dem Abfall des Jahres 838, der das gelockerte Bundesverhältnis vollends zerriß. Es folgen einige Jahrzehnte stets sich wiederholender Versuche der Franken die Wenden wieder zur Tributpflicht zurückzuführen, der Wenden sich davon frei zu machen. Von einer fränkischen Partei unter den Obotriten, wie sie noch unter Geadrag deutlich hervortritt, ist keine Spur mehr vorhanden, auch die Franken kennen keinen Unterschied mehr zwischen den Obotriten und den übrigen Wendenstämmen, allen zwingen sie die gleiche Tributpflicht auf, aber alle sind nur mit Gewalt im Zaum zu halten, und immer nur auf kurze Zeit; schließlich sügen sie sich noch einmal für ein Jahrzehnt, bis das Jahr 880 allen Herrschaftsansprüchen des Frankenreiches über die Wenden ein Ende macht.

Die Zeit nach 880 bringt eine verschlimmerte Wiederholung der vorhergehenden Jahrzehnte. Jede Fessel haben die Wenden abgeworfen, in wilder Raubsucht streifen sie wieder und wieder über die Grenze. Nicht mehr die Wiederherstellung der Tributpflicht, nur noch Friede und Schutz der eigenen Grenze ist das höchste Ziel der fränkischen Reichspolitik gegenüber den Wenden, ein Ziel, das aber nur so wenig erreicht wird, daß die Wenden sogar ihr Gebiet nach der deutschen Seite hin zu erweitern vermögen.

Bei allen Wendenkämpfen seit dem Jahre 838 aber treten die Obotriten vor den übrigen benachbarten Stämmen hervor, sie gelten augenscheinlich als die gefürchtetsten Gegner unter den baltischen Wenden, während von den Wilzen, die doch Karl dem Großen soviel zu schaffen gemacht hatten, auffallend wenig die Rede ist. Es ist bezeichnend, daß der Verfasser der „Überführung des heil. Alexander,“ der nach 851 schrieb, als Nachbarn der Sachsen zu der Zeit, als diese noch Heiden waren, unter den Wendenstämmen nur die Obotriten und nicht auch die Wilzen nennt: wir dürfen daraus schließen, daß zu seiner Zeit im Frankenreiche jene weit bekannter und gefürchteter als diese waren. Ebenso erwähnt Kaiser Lothar († 855) in einem Schreiben an den Papst Leo nur die Obotriten, obgleich die Wilzen ebenso nahe gelegen hätten²¹⁾. Die Gründe, warum die Wilzen damals vor den Obotriten zurücktraten, sind uns nicht bekannt, vielleicht liegt die Erklärung dafür in dem engeren staatlichen Zusammenschluß der Obotriten, der ihnen ein Auftreten mit gesammelter Kraft erleichterte und sie zu ebenso gefährlichen Feinden machte, wie sie früher zuverlässige Bundesgenossen waren.

Zu beachten ist noch für die richtige Würdigung der ganzen Entwicklung, daß sowohl im Jahre 817 als auch in den Jahren 838 wie 880 die Erhebung der Wenden durch die Dänen beeinflusst oder veranlaßt ward. Eine Nachricht, die aus Island stammt, rechnet für diese Zeit „Slavien“ geradezu zum dänischen Reiche²¹⁾. Wir wissen nicht, welcher Teil der wendischen Ostseeküste damit gemeint ist und ob die Nachricht nicht auf Übertreibung beruht. Unverkennbar aber ist, daß die Obotriten in der ganzen Zeit seit Karls Tode von ihren nordischen Nachbarn in ihrer Unbotmäßigkeit bestärkt und mehr und mehr in deren Wikingerreiben hineingezogen worden sind. Es war also für das baltische Wendenland die dauernde Herstellung friedlicherer Zustände nicht zu erwarten, ehe nicht dem Treiben ihrer dänischen Nachbarn ein Ende gemacht ward. Des sterbenden Königs Konrad Hochherzigkeit wies den deutschen Stämmen in seinem mächtigsten Gegner Heinrich von Sachsen ihren Retter. Zum Throne gelangt, wußte Heinrich sein Stammland von seinen Bedrängern, Ungarn, Dänen und Wenden, zu befreien.

Die Niederunterwerfung der Wenden durch Heinrich I. und Otto I.; Versuch der Christianisierung.

Die Wenden unter Heinrich I.

Mit kluger Mäßigung wußte der neue König, den anfangs nur die Sachsen und Franken gewählt hatten die auseinander strebenden Stämme durch das Band der Lehnshoheit über ihre Herzöge, soweit es für den Augenblick möglich war, wieder zu einem Ganzen zu vereinigen und schickte sich darauf an, indem er die Verteidigung der übrigen Stammesgebiete ihren Herzögen überließ, sich gegen die auswärtigen Feinde Sachsens zu wenden. Gleich in den ersten Jahren seiner Regierung hat er mit den Wenden gekämpft, wenigstens berichtet der Fortsetzer der Chronik des Regino von Prüm, Adalbert, der später der erste Erzbischof von Magdeburg ward, zum Jahre 921, Heinrich habe sich energisch bemüht, den Frieden zu festigen und die Wildheit der Slaven zurückzudrängen. Und eine westfränkische Geschichtsquelle erzählt von einem Zuge Heinrichs gegen die Sarmaten, die ihn mit ihren Angriffen bedrängt hätten, aus dem Jahre 922. Mit den Sarmaten können nur Slaven gemeint sein. Näheres über diese Kämpfe ist nicht bekannt, ihr Ziel wird nicht die Unterwerfung der Wenden, die jedenfalls nicht erreicht ward, vielmehr die Herstellung des Grenzfriedens gewesen sein, durch scharfe Zurückweisung der Raubzüge auf sächsisches Gebiet, die die Wenden auch nach Heinrichs Thronbesteigung noch nicht sogleich eingestellt haben werden.

Nachdem Heinrich dann durch den Abschluß eines neunjährigen Waffenstillstandes mit den Ungarn im Jahre 924 seinem Lande vor diesen seinen schlimmsten Feinden für einige Zeit Ruhe verschafft und sich in den nächsten Jahren damit beschäftigt hatte, in Sachsen Burgen zu bauen und aus seinen Dienstleuten ein Reiterheer zu schaffen, begann er das neue Werkzeug der nationalen Wehkraft zunächst in Feldzügen gegen die Wenden zu üben. Diese Feldzüge hatten den glänzendsten Erfolg. In nur zweijähriger Kampfesarbeit gelang es, sämtliche Wendenstämme an der deutschen Ostgrenze von den Obotriten im Norden bis zu den Böhmen im Süden wieder in die alte Tributpflicht zurückzuzwingen. Heinrich selbst zog im Spätsommer des Jahres 928 gegen die Heveller, erwiderte den Feind durch viele Gefechte, blieb auch den Winter im Lande und belagerte die Hauptfeste des Volkes, Brandenburg. Sie war wie fast alle wendischen Festen eine Wasserburg. In der strengen Winterkälte waren jedoch die Gewässer rings um die Burg gefroren.

Heinrich schlug trotz der empfindlichen Kälte auf dem Eise selbst sein Lager auf, schnitt der Feste alle Zufuhr ab und erstürmte sie dann, als bereits Hungerstot in ihr herrschte; mit der Burg nahm er die ganze Landschaft in Besitz ¹⁾.

Darauf erklärten auch die Obotriten und die übrigen Wilzenstämme, um das Schicksal der Heveller nicht auch auf sich herabzubeschwören, freiwillig ihre Unterwerfung. Doch ist auch möglich, daß, während Heinrich die Heveller und darauf die Daleminzier und Böhmen bezwang, Teile des sächsischen Heerbannes gegen die nördlichen Wendenstämme im Felde gestanden haben, wenn auch in unsern Quellen freilich von solchen Kämpfen nicht die Rede ist. Wie dem auch sei, Ende 928 hatten sich sämtliche Wendenstämme wieder zur Tributzahlung bereit erklärt. Die Aufsicht über sie wurde sächsischen Grafen anvertraut, der Name des einen von ihnen ist erhalten, es war Graf Bernhard, dem die Obhut über die Redarier, das Kernvolk der Wilzen, die hier zum ersten Male genannt werden, übertragen ward.

Doch die Wenden hatten sich nur in der augenblicklichen Notlage, wo der Frost sie ihres besten Schutzes beraubte und den Feinden einen leichten Weg über ihre Seen, Sümpfe und Flußläufe gebahnt hatte, zur Unterwerfung bequemt; sobald aber im Frühjahr das Eis thaut, war auch die Ehen vor den deutschen Waffen wieder vergessen. Die Redarier erscheinen schon hier bei ihrem ersten Auftreten in der Geschichte, als die Vorkämpfer der wendischen Freiheit. Sie waren es, die sich zuerst erhoben. Sie drangen über die Elbe, überfielen den Ort Walsleben (zwischen Werben und Arneburg), nahmen und zerstörten ihn und mekelten alle seine Bewohner nieder: es war die Rache für Brandenburg. Dieser gelungene Handstreich gab auch für die übrigen Stämme der baltischen Wenden das Signal zum Abfall. Um die Empörung zu dämpfen, erhielt Graf Bernhard den Befehl über den sächsischen Heerbann der Grenzgaue und die Reiterscharen der königlichen Dienstmannen; ihm ward Graf Thietmar — wahrscheinlich aus dem Gau Nordthüringen — beigegeben, und beide erhielten den Auftrag die wendische Burg Lenzen (in der Prignitz, im Gebiet der Linonen) zu belagern.

Die Burg ward umschlossen, zu ihrem Entsatze sammelten die Wenden ihre Streitkräfte, ein zahlloses Heer rückte heran. Am fünften Tage der Belagerung meldeten sächsische Rundschäfter seine Annäherung. Sie hatten erkundet, daß die Wenden einen nächtlichen Überfall des sächsischen Lagers planten. Graf Bernhard rief deshalb am Abend das Heer vor seinem Zelte zusammen und befahl, man solle die Nacht unter den Waffen bleiben, dann zerstreute sich die Menge wieder in die Zelte. Von mannigfaltigen Gefühlen bewegt, je nach der Eigenart der Einzelnen, durchwachten nun die sächsischen Krieger die Nacht, zwischen Bangen und Freude, Furcht und Hoffnung schwankend, indem die einen den Kampf fürchteten, andere ihn wünschten. Die Nacht war finsterner als gewöhnlich, und gewaltige Regengüsse gingen nieder. Eben dadurch ward die Absicht der Heiden vereitelt.

Sobald der Tag graute — es war Freitag der 4. September — trat das Heer wieder zusammen, und alle leisteten das eidliche Ver-

sprechen, jegliche Entzweiung, die etwa unter ihnen herrschte, für die Dauer des bevorstehenden Kampfes vergessen zu wollen, und gelobten darauf mit einem zweiten Eide den Führern und sich gegenseitig treues Zusammenhalten. Als dann die Sonne das Gewölk durchbrach, rückten die Sachsen mit fliegenden Fahnen aus dem Lager. Das Vordertreffen führte Graf Bernhard, der sofort mit seiner Schar einen Angriff auf die Feinde machte. Die Wenigen vermochten allerdings nichts gegen die Überzahl auszurichten, auch hatte die ganze Bewegung nur den Zweck einer Recognoscierung. Bernhard wünschte nur zu erfahren, wie das feindliche Heer zusammengesetzt sei und in welchem Zustande es sich nach den Regengüssen der Nacht befinde. Sobald er seinen Zweck erreicht hatte, brach er den Kampf wieder ab und kehrte zu den Seinen zurück. Er berichtete, daß die Reiterei der Wenden nicht zahlreicher als die ihre wäre, daß sie aber eine unzählige Menge Fußvolks hätten; dies sei jedoch durch den nächtlichen Regen so kampfunfähig geworden, daß es von den Veritlenen nur mit Mühe zur Schlacht vorwärtsgetrieben werden könne. Als dann die durchnästen Kleider der Wenden von den Strahlen der Sonne getroffen wurden, sah man den Dampf der verdunstenden Feuchtigkeit wolkenleich zum Himmel emporsteigen: den Sachsen aber, dem Volke Gottes, leuchtete der Sonne Antlitz hell und klar und verlieh ihnen Hoffnung und Zuversicht. So stürzten sie sich denn, als das Zeichen zur Schlacht gegeben ward und der Heerführer seine Scharen zu mutigem Angriffe ermahnte, mit lautem Schlachtruf auf die Feinde. Da es aber wegen der allzu dichten Menge derselben nicht möglich war sie zu durchbrechen, so suchten die Sachsen, rechts und links vordringend, einzelne Haufen abzuschneiden, die dann Mann für Mann niedergemetzelt wurden. Der Kampf ward heiß, und auch von den Sachsen fielen manche, der Zusammenhalt des Feindes aber war noch unerschüttert: da forderte Graf Bernhard Hilfe von seinem Amtsgenossen, der mit einem Teil des Heeres im Hintertreffen stand und bisher am Kampfe nicht teilgenommen hatte. Thietmar sandte einen Hauptmann mit fünfzig Geharnischten den Feinden in die Flanke. Diese kleine Schar brachte die Gegner in solche Verwirrung, daß dadurch die Schlacht entschieden ward. Als sich einmal die Ordnung im Heere der Wenden gelöst hatte, hielten sie nirgends mehr stand, und über das ganze Blachfeld ringsum verbreitete sich die Verfolgung. Denen, die sich nach Lenzen zu retten suchten, verlegte Graf Thietmar den Weg. Sie suchten Rettung im nahen Moore, dessen trügerische Decke aber unter den Flüchtigen einsank. Was nicht das Schwert fraß, ertrank also im Moor. Kein Fußkämpfer soll entronnen sein und nur ganz wenige der Veritlenen. So fand die Schlacht mit dem Falle aller Gegner ein Ende. Darob erhob sich gewaltiger Siegesjubel; alle rühmten die Führer, aber auch die Krieger priesen gegenseitig ihre Tapferkeit, selbst die der Feigen, wie es bei einem solchen Glücksfall zu geschehen pflegt.

Von den Sachsen waren unter andern Edlen zwei Grafen Lothar von Stade und von Walbeck gefallen, Ahnherren des späteren Geschichtsschreibers Bischofs Thietmar von Merseburg. Die Verluste der Wenden aber wurden von manchen auf 200000 Mann geschätzt. Am nächsten

Tage tötete man noch die Gefangenen, an Zahl 800, wie man ihnen schon in Aussicht gestellt hatte, und rückte vor Lenzen. Der Ort ergab sich nun, da die Hoffnung auf Entsatz geschwunden war. Seine Verteidiger erhielten die Erlaubnis ohne Waffen abzuziehen, mußten aber nicht nur ihre Knechte mit allem Gelde und allem Hausgerät, sondern selbst ihre Frauen und Kinder den Siegern als Beute überlassen²⁾.

Die eingehende und höchst anschauliche Schilderung dieser Ereignisse verdanken wir dem sächsischen Geschichtsschreiber Widukind, einem Mönche aus dem Kloster Corvey, der offenbar die Erzählungen von Mitkämpfern wiedergibt. Wir dürfen seinen Bericht deshalb als in allen wesentlichen Zügen getreu ansehen. Übertrieben ist ohne Zweifel die Zahl der Gefallenen, für deren Richtigkeit übrigens auch Widukind selbst keine Verantwortung übernimmt; andere Quellen geben 120 000 Mann, auch diese Zahl ist unglaubwürdig, doch wird soviel richtig sein, daß das wendische Heer dem sächsischen an Zahl weit überlegen war, und daß der größte Teil desselben in der Schlacht aufgerieben wurde.

Die Nachricht von diesem glänzenden Siege kam an den Hof des Königs gerade um die Zeit, als er im Begriffe war, seinen ältesten Sohn Otto mit Editha, der Tochter des angelsächsischen Königs Edward zu vermählen, und erhöhte die Festesfreude. Es war in der That ein schöner Erfolg, für den König um so erfreulicher, als sich dabei die von ihm neu geschaffene sächsische Ritterschaft auf das trefflichste bewährt hatte. Wohl verdient war deshalb der ehrenvolle Empfang, den der König den Kriegern bereitete, und die rühmenden Worte, die er ihnen spendete.

Die Obotriten wagten seitdem, so lange Heinrich lebte, keine neue Empörung, auch die Wilzen hielten bis kurz vor seinem Tode Ruhe; alle Stämme zahlten regelmäßig den schuldigen Tribut. Die deutsche Herrschaft über die Wenden war also seit dem Jahre 929 in demselben Umfang wiederhergestellt, in dem sie Karl der Große besessen hatte. Weiter aber ging Heinrich nicht, die Aufgabe des Grafen Bernhard wie der übrigen Grafen, denen, wie es heißt, eine Provinz der Slaven anvertraut war, bestand nicht in der Regierung des betreffenden Gebietes, sie hatten nur darauf zu sehen, daß die Wenden Frieden hielten, und ihre Tribute entgegenzunehmen. In die inneren Verhältnisse der Wendenländer griff Heinrich so wenig wie Karl der Große ein.

Nur auf einem Gebiet gewahren wir einen Fortschritt, dem der Mission³⁾. Hatte Karl erst gegen Ende seines Lebens die Bekehrung der baltischen Wenden als ein zu erstrebendes Ziel von weitem ins Auge fassen können, so gelangte Heinrich einen Schritt weiter. Ein zeitgenössisches Annalenwerk, die Jahrbücher von Reichenau, berichtet zum Jahre 931, König Heinrich habe die Könige der Obotriten und Normannen zu Christen gemacht. Die Verfasser späterer Annalenwerke, die aus den Reichenauer Annalen schöpfen, haben diese Nachricht dahin mißverstanden, daß Heinrich in diesem Jahre noch einmal einen Feldzug gegen die Obotriten unternommen habe, auf dem er sie unterworfen und ihren König zur Annahme des Christentums gezwungen habe. Von

einem solchen Feldzug aber ist uns keine zeitgenössische Kunde erhalten, er wird also auch nicht stattgefunden haben, ebensowenig ist ein Krieg gegen die Dänen für das Jahr 931 beglaubigt. Die Bekehrung des wendischen und dänischen Königs wird vielmehr eine Frucht der wiederbeginnenden Missionsthätigkeit gewesen sein. Den bekehrten dänischen König werden wir in Südjütland zu suchen haben, wo damals mehrere Könige neben einander regierten.

Unter den Obotriten aber predigte in den Jahren nach der Schlacht bei Lenzen Bischof Adalward von Verden († 933). Sein Werk wird die Bekehrung des Obotritenfürsten sein; wenn sie von den Annalisten dem Könige selbst zugeschrieben wird, so ist daraus zu schließen, daß sie nicht ohne dessen Zuthun geschah; das Versprechen, die Predigt des Christentums dulden zu wollen, wird der König den besiegten Wenden abverlangt und Adalward, der bei ihm hoch angesehen war, wird dann mit seinem Wissen und Willen seine Missionsreise unternommen haben⁴⁾. Es war trotz der Niederlage der Wenden ein Wagnis, und weithin verbreitete sich im Reiche der Name des kühnen Bischofs. Große Erfolge freilich hatte er nicht; die Taufe des Obotritenfürsten blieb ein ganz vereinzelter Fall. Auch diese ist schwerlich Ausdruck einer wirklichen inneren Bekehrung, sondern die Folge von dem Übergewicht der deutschen Waffen. Der Name aber des ersten Missionars der Wenden, des frommen und kühnen Bischofs Adalward von Verden, soll für alle Zeit in Ehren gehalten werden.

Wer der bekehrte Obotritenfürst gewesen ist, haben die deutschen Geschichtsschreiber nicht berichtet, doch fließt uns aus Dänemark eine Kunde zu, durch die uns vielleicht sein Name erhalten ist. In der Nähe des Dorfes Sönderøvissing in Jütland ward im Jahre 1838 ein Runenstein entdeckt, dessen Inschrift in deutscher Übersetzung lautet:

Tosa ließ machen das Grab:
Mistivis Tochter
ihrer Mutter zu Ehren
Haralds des Guten
Gormsøns Weib.

Der Stein ist also ein Gedenk- oder Grabstein, den Tosa, die Tochter Mistivis, die Gattin Haralds des Guten, der Gorms Sohn war, ihrer Mutter errichtete. Unter dem hier genannten Harald hat man den dänischen König Harald Blauzahn, den Sohn Gorms des Alten, verstanden, der 50 Jahre lang (935–985) Dänemark beherrschte. Daß er in der Inschrift noch nicht König genannt wird, hat man daraus erklärt, daß der Stein vor 935 gesetzt sei. Nun hat es, wie wir unten sehen werden, in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts einen Obotritenfürsten des Namens Mistui (Mistiwoi) gegeben und es liegt nahe, in dem Mistivi der Inschrift einen Vorfahren desselben zu sehen. Darnach würde der Dänenkönig Harald mit einer Tochter des Obotritenfürsten Mistui, der also in der Zeit Heinrichs regiert haben muß, Namens Tosa vermählt gewesen sein, ein Beweis für die hochangesehene Stellung, die die Obotritenfürsten im heidnischen Norden genossen, wie für die Fortdauer der engen Beziehungen, die von Alters her zwischen den

Dänen und Obotriten herrschten. Ja, die Familienverwandschaft zwischen den beiden fürstlichen Häusern läßt sich (vielleicht) noch um ein Glied weiter zurückführen: Tosa ist ein dänischer Name, das läßt darauf schließen, daß ihre Mutter eine Dänin war, wodurch sich auch am leichtesten erklärt, daß diese, vielleicht nach dem Tode ihres Mannes, zu ihrer Tochter in die alte Heimat zurückgekehrt ist. Mistivis Vater hatte also eine dänische Prinzessin geheiratet, ihre Tochter Tosa ward Haralds Gattin. Freilich diese ganze Kette von Schlußfolgerungen ruht auf unsicheren Grundlagen. Die Namen Harald und Gorm waren im Norden häufig, und auch ein dänischer Jarl mit seinem Sohne können sie getragen haben. Und Mistivi kann auch ein pommerscher Fürst oder ein wendischer Edler irgend welchen Stammes gewesen sein. In jedem Falle aber bleibt der Rumenstein ein Denkmal der engen Beziehungen, die damals zwischen den Wenden und ihren dänischen Nachbarn bestanden, und die auch in Familienverbindungen ihren Ausdruck fanden.

Eine politische Abhängigkeit der Obotriten von den Dänen ist jedoch, nachdem sie Heinrich tributpflichtig geworden waren, also spätestens seit 929, nicht denkbar. Die Nachricht einer dänischen Quelle also, nach der König Gorm einen großen Teil des Wendenlandes sich unterworfen haben soll, ist, wenn sie nicht überhaupt auf Übertreibung beruht, der sich die dänischen Geschichtschreiber bei Schilderung der Thaten ihrer Vorfahren nicht selten schuldig machen, entweder auf eine frühere Zeit, in der wir ja Dänen und Wenden zu Raubzügen auf deutsches Gebiet vereint gefunden haben, oder auf Pommeren zu beziehen, wo schon vor der Gründung der Jomsburg (bei Julin) die Wenden durch häufige Raubzüge zur Tributpflicht gezwungen sein können.

Die Nachbarschaft der Dänen blieb, so lange diese noch Heiden waren und ihr wildes Wikingerverleben nicht aufgaben, eine stete Gefahr für die deutsche Herrschaft im Wendenlande. So war der Kriegszug, den König Heinrich im Jahre 934 gegen die Dänen unternahm, auch für das Wendenland von Bedeutung⁶⁾. Er galt allerdings nur einem der kleinen Könige in Süd-Jütland; er hieß Chnuba und residierte in Schleswig. Heinrich besiegte ihn und nötigte ihn zur Hinzpflicht und Taufe. Obgleich also Heinrich nur einen der dänischen Könige besiegte und mit dem mächtigsten der Herrscher Dänemarks, Gorm, der damals die dänischen Inseln und Nord-Jütland beherrschte, schon in der aller-nächsten Zeit aber Süd-Jütland unterwarf, überhaupt nicht gekämpft hatte, so erscholl doch der Ruhm seines Namens durch die ganze Christenheit, denn überall kannte und fürchtete man die Nordmänner. Eine Frucht des Sieges war, daß der Hamburger Erzbischof Unni eine Missionsreise durch ganz Dänemärk und die Inseln unternehmen konnte. Selbst der alte Gorm, ein grimmiger Feind des Christentums, ließ ihn in seinem Lande gewähren, und Harald, des Königs Sohn, ward heimlich der christlichen Lehre geneigt.

In demselben Jahre, in dem Heinrich die Dänen schlug, griff er noch einmal gegen einen wendischen Stamm zum Schwerte. Seine Gegner waren die Bucraner, die Bewohner der Ufermark, nordöstlich vom Gebiete der Heveller⁶⁾. Sie waren bisher noch nicht tributpflichtig

gewesen, wurden aber nun ebenfalls unterworfen, und so ward die deutsche Herrschaft bis an die Oder ausgedehnt. Kurz darauf finden wir die nördlichen Nachbarn der Ukrer, die Redarier, in Aufrühr, sie vergriffen sich an einem Gesandten von Heinrichs Sohn Thantmar und waren noch nicht wieder überwältigt, als der noch im rüstigsten Mannesalter stehende Herrscher aufs Sterbelager sank (936).

Er hatte das Glück, seinem Volke einen Sohn zu hinterlassen, der, größer als er selbst, das neugegründete Reich zu ungeahnter Machtöhe emporhob und auch in den Wendenlandschaften weit über die Erfolge und Ziele seines Vaters hinausging.

Die Errichtung der wendischen Marken durch Otto I.

Während Otto zur Krönung nach Aachen zog, hatte unterdessen sein Schwager, Markgraf Siegfried, den er mit der Obhut von Sachsen betraut hatte, schwere Tage. Die Böhmen empörten sich und vernichteten eine Abteilung Sachsen; auch die Redarier standen noch unter den Waffen. Sie waren das Ziel des ersten Kriegszuges, den der neue König, sobald er nach Sachsen zurückgekehrt war, im September des Jahres 936 unternahm. An die Spitze des Heeres stellte er, sei es, daß er sich noch nicht für erfahren genug hielt, um den Feldzug selbst zu leiten, sei es, daß er die Führergaben des Mannes erproben wollte, den Grafen Hermann Billung. Diese Wahl erregte allerdings die Eifersucht der übrigen Fürsten, besonders von Hermanns älterem Bruder Wichmann, einem tapferen, hochstrebenden und kriegserfahrenen Mann, der sich, über die Zurücksetzung erzürnt, unter dem Vorwande einer Krankheit vom Heere entfernte. Wir wissen nicht, was den König bewog, den jüngeren Bruder dem älteren vorzuziehen, doch rechtfertigte der Erfolg seine Wahl. Bei seinem Eintritt in das Land der Empörer stellten sich ihm diese zu einer offenen Schlacht entgegen. Er schlug sie zurück, und sie warfen sich in eine ihrer Burgen, vor der nun die Sachsen ihr Lager aufschlugen. Aus den Kämpfen, die hier stattfanden, berichtet Widukind eine Episode: Hermanns Sieg über die Wenden hatte die Eifersucht der übrigen sächsischen Großen noch gesteigert, einer unter ihnen, Ekhard, Liudolfs Sohn, ein sonst nicht bekannter Mann, vermaß sich noch größeres zu leisten, oder er wolle sein Leben lassen. Mit achtzehn auserlesenen Männern drang er, trotzdem der König solche Einzelunternehmungen verboten hatte, über den Sumpf, der das sächsische Lager von der Burg trennte, vor; die kleine Schar ward aber jenseits sogleich von den Feinden umringt, und alle wurden erschlagen, Opfer ihrer eigenen Unbotmäßigkeit und Tollkühnheit. Dies geschah am 25. September⁷⁾.

Über den weiteren Verlauf des Feldzuges erfahren wir nur, daß der König eine Menge von Feinden getötet und die übrigen zinspflichtig gemacht habe und darauf nach Sachsen zurückgekehrt sei. In einer Urkunde, die am 14. Oktober in Magdeburg ausgestellt ist, erzählt Otto selbst, daß er aus dem Gebiet der Redarier in Frieden nach Magdeburg gekommen sei. Im Gebiet der Redarier also, d. h. im heutigen

Mecklenburg-Strelitz, wird die Feste, vor der der Zug zum Stehen kam, gelegen haben: ob es die Tempelburg Rethre selbst gewesen ist, muß dahin gestellt bleiben.

Graf Hermann hatte sich unter den Augen des Königs als Heerführer bewährt, deshalb beließ ihm Otto eine leitende Stellung an der Nordostgrenze des Reiches mit der Aufgabe, die baltischen Wendenstämme bis an die Peene und Elbe, also die Obotriten, Reffiner und Circipaner in Botmäßigkeit zu erhalten. Hermann blieb sein Leben lang eine der treuesten Stützen Ottos, erhielt später (953) den Herzogstitel und ward der Stammvater des sächsischen Herzogshauses der Billunger, das bis ins zwölfte Jahrhundert geblüht hat.

Die Redarier, Tollenser, Ufrer, Heveller, wie alle übrigen Wendenstämme an der Mittelelbe wurden im Jahre 937 nach dem Tode des Grafen Siegfried dem Grafen Gero unterstellt, der ebenfalls, im Jahre 946, mit dem Titel und den Rechten eines Herzogs begabt ward. Widukind schildert ihn als einen Mann, der ebenso kriegs- wie rechtskundig gewesen sei, kenntnisreich und nicht unberedt, doch von der Art, daß er seine Klugheit lieber durch Thaten als durch Worte bewies. Er blieb gleich Herzog Hermann Otto unverbrüchlich treu und ward für die Wenden bald ihr am meisten gefürchteter und gehaßter Gegner *).

Zunächst freilich gab Geros Ernennung den Anstoß zu einer ersten Empörung im Innern des Reiches. Ottos älterer Halbbruder Thancmar, mit Siegfried verwandt, hatte sich Hoffnung auf dessen Markgrafschaft gemacht und griff, da er sich übergeben sah, im Bunde mit Herzog Eberhard von Franken zu den Waffen. Er fiel in der Gresburg im Jahre 938, darauf suchte Eberhard die Verzeihung des Königs nach, aber nur um Zeit zu gewinnen für eine neue, besser vorbereitete Erhebung. Sie erfolgte schon im folgenden Jahre (939), und an den Frankenherzog schloß sich nicht nur der Herzog Giselbert von Lothringen, sondern sogar Ottos jüngerer Bruder Heinrich an, in dessen Herzen Eberhard ehrgeizige Hoffnungen auf die Krone zu entflammen gewußt hatte. Ein Teil der sächsischen Großen ergriff Partei für Heinrich, der in Sachsen und Thüringen zahlreiche Burgen besaß; das ganze Reich erfüllte sich mit Waffenlärm. Wie hätten nicht die Wenden diese Sachlage ausnützen sollen! Sie stellten sogleich die Tributzahlungen wieder ein und begannen wieder mit Morden und Brennen die sächsischen Grenzgebiete zu verwüsten. Die Obotriten machten hierbei mit den Hevellern und den übrigen wilzischen Stämmen gemeinsame Sache. Und von Norden her streiften die Dänen wieder über die Grenze. Ja, wenn einer aus dem elften Jahrhundert stammenden Nachricht, die ein Schriftsteller aus der Normandie überliefert hat, zu trauen ist, gelang es ihnen sogar, Herzog Hermann selbst gefangen zu nehmen. Er soll so lange in der Gefangenschaft der Dänen gewesen sein, daß er ihre Sprache erlernte. Inzwischen ward ein sächsisches Heer, das unter einem Führer Namens Haika gegen die Obotriten gesandt war, mit seinem Führer von diesen vernichtet *).

So ringsum von immer höher sich türmenden Gefahren umgeben, entfaltete Otto die ganze Kraft seines Geistes und Willens, um ihnen

zu begegnen. Zweimal zog er im Laufe des Jahres 939 an den Rhein, um dort den Aufstand niederzuwerfen, zweimal wieder nach Sachsen zurück¹⁰), um Heinrich von dort zu verjagen, seine Burgen zu nehmen und zugleich dem Markgrafen Gero gegen die Wenden Beistand zu leisten; denn dieser vermochte ihrer nicht allein Herr zu werden, so oft und so wuchtig er auch sein Schwert gegen sie schwang. Auf ihn, ihren gefährlichsten Gegner, hatte sich der ganze Haß der Wenden geworfen, und sie trachteten ihn mit List aus dem Wege zu räumen. Er aber kam der List mit List zuvor und überfiel an dreißig ihrer Häuptlinge, die sich auf einer ihrer Burgen zur Beratung ihrer Anschläge, wie zu schwelgerischem Gelage zusammengefunden hatten, in der Nacht, als sie vom Weine trunken waren, und erschlug sie alle¹¹). Doch verhärteten die Wenden im Widerstande, und obgleich auch der König mehrere Male selbst gegen sie auszog und sie in die äußerste Bedrängnis brachte, gaben sie doch den Kampf nicht auf. Auch im Jahre 940 dauerte er noch fort, obgleich durch den Tod der beiden Herzöge Eberhard und Gisibert die innere Ruhe für den Augenblick wieder hergestellt wurde. Statt dessen regte sich unter den königlichen Vasallen in Sachsen Unbotmäßigkeit. Des ewigen Kampfes müde, machten sie Miene, ihrem gestrengen Gebieter Gero den Gehorsam zu versagen und, da Otto sich auf Geros Seite stellte, ließen sie sich von Ottos Bruder Heinrich zu einer Verschwörung gegen das Leben des Königs verleiten (Ostern 941). Sie ward entdeckt, und die Hauptschuldigen erlitten die Todesstrafe. Über die Wenden gewann man endlich durch eine List einen entscheidenden Erfolg. Von König Heinrichs Zeiten her war noch einer ihrer Fürsten Namens Tugumir in Haft, dem durch Erbrecht die Herrschaft der Heveller zukam. Dieser ward durch große Geldsummen und noch größere Verheißungen gewonnen, daß er zum Scheine heimlich aus der Haft zu seinen Landsleuten nach Brandenburg entflohe. Die Heveller erkannten ihn als ihren Fürsten an, darauf lud er seinen Neffen, der von allen Fürsten des Volkes außer ihm allein noch übrig war, zu sich ein, nahm ihn mit List gefangen und tötete ihn und unterwarf dann die Burg samt ihrem ganzen Gebiete der Botmäßigkeit des Königs, der dann auch nicht säumte die wichtigsten Punkte mit deutschen Kriegern zu besetzen¹²). Der gelungene Handstreich machte einen solchen Eindruck auf die Nachbarestämme, daß sie sich sämtlich der Hoheit des Königs wieder unterwarfen, unter ihnen auch die Obotriten und die mecklenburgischen Wilzen.

Damit aber begnügte sich Otto nicht, nur den Zustand wiederhergestellt zu haben, der vor der letzten Empörung der Wenden geherrscht hatte, vielmehr erhob er von Anfang an viel weitergehende Herrschaftsansprüche in den Wendenländern, als irgend einer seiner Vorgänger es gewagt hatte. Schon der veränderte Gebrauch des Wortes Mark ist dafür charakteristisch. Während die Marken der Karolingerzeit Grenzlandstriche auf fränkischem Reichsgebiet waren, von denen aus die jenseits der Grenze gelegenen wendischen Gebiete in Botmäßigkeit gehalten werden sollten, nannte Otto die wendischen Landschaften selber Marken und kennzeichnete sie so als Bestandteile seines Reiches, wenn auch von anderem Charakter wie dessen innere Provinzen.

Dieser Auffassung entsprechend sehen wir ihn in den eroberten Landschaften sofort landesfürstliche Rechte im weitesten Umfang in Anspruch nehmen. Schon im Jahre 937 stellt er eine Urkunde aus, worin er dem neugegründeten St. Moritzkloster in Magdeburg den Zehnten von dem ganzen Zins und den Zehnten von der Erwerbs- und Verkaufssteuer wie auch das Recht des Holzschlags und der Schweinemast in den fiskalischen Forsten dreier wendischer Gaue verleiht. Die Urkunde beweist, daß der König die Forsten in jenen Landschaften als Krongut eingezogen hatte; noch auffallender ist die Erwerbs- und Verkaufssteuer, sie erweist, daß Otto den gesamten Handel und Marktverkehr in den genannten Landschaften — denn darauf, nicht etwa auf Güterveräußerungen, wird sich diese Steuer beziehen — unter Kontrolle zu nehmen beabsichtigte*), und eine Abgabe, wohl dieselbe, die die wendischen Häuptlinge bisher davon bezogen hatten, dafür bereits im Jahre 937 festgesetzt hatte¹³⁾. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Otto, nach Niederwerfung der Aufstände in den folgenden Jahren, diese Ansprüche auch verwirklicht hat. Nach dem Tode der dreißig Häuptlinge nahm er, wie es scheint, deren sämtliche fürstliche Rechte für sich in Anspruch, auch ihren gesamten Güterbesitz, wodurch eine ganze Zahl von Burgwarden mit ihrem gesamten Gebiet und allen Einkünften Kroneigentum wurden. Selbst von dem Burgward Brandenburg, der Residenz Rugumirz, sehen wir nach einigen Jahren Otto die eine ganze Hälfte vergeben, dazu kam noch das gesamte Eigentum der heidnischen Tempel, das Otto für die zu treffenden kirchlichen Einrichtungen einzog. Und was den Zins anbetrifft, so ward er, wie es scheint, für jede einzelne Ortschaft spezialisiert; er bestand teils in Silbergeld, teils in Naturalien, Getreide, Flach, Honig, Met, Bier, Schweinen, Gänsen, Hühnern. Alle diese Abgaben werden von den Wenden auch ihren einheimischen Fürsten gezahlt sein, und so mag der einzelne Hausstand unter ihnen nicht schwerer belastet gewesen sein als früher. Das aber ist das charakteristische, daß Otto sich selbst an die Stelle der früheren Burgwardhäuptlinge setzte. Freilich bezieht sich alles dies nur auf die Havellandschaften, und es fragt sich, wie weit wir etwa diese Verhältnisse auf die Obotriten und die weiter entfernt wohnenden Wilzenstämme anzuwenden berechtigt sind. Wir lassen diese Frage vorläufig in der Schwebe, da aus Ottos ersten Jahren kein Material zu ihrer Beantwortung erhalten ist, und wenden uns vorerst den Dänen zu, die gleich den Wenden Ottos schwierige Lage in den Jahren bis 941 zu neuer Beunruhigung Sachsens benutzt hatten.

Herstellung des Friedens mit den Dänen und Gründung von Bistümern in Dänemark und im Wendenlande.

In Dänemark herrschte seit dem Tode Gorms des Alten (936) sein Sohn Harald. Noch immer war die Ostsee der Tummelplatz

*) Hierdurch ward die Grenzsperrre, die Karl der Große zwischen dem Reiche und den Wendenländern errichtet hatte, überflüssig, und Otto hat sie auch nicht wieder erneuert (s. o. S. 21).

deutscher Wikingerzüge. Mit häufigen Landungen ward die wendische Küste heimgesucht. Endlich faßte König Harald in Pommern dauernd festen Fuß, indem er neben der großen wendischen Handelsstadt Julin, dem Vineta der Sage, eine Burg, die Jomsburg gründete¹⁴⁾ und von dort aus die umliegende Landschaft zinsbar zu machen suchte. Unter dem Einfluß der dänischen Ansiedelung in ihrem eigenen Lande, die mehr noch als die vorübergehenden Landungen zu freiwilligem Anschluß oder zu feindlicher Parteinahme reizte, wagten sich auch die Wenden, die bis dahin wenig Seefahrt getrieben hatten, Beute suchend auf das Meer. Die ersten wendischen Wikinger begegnen uns als Freunde der Dänen — es werden also Pommern gewesen sein — in einem Kampfe mit Norwegern an der Küste von Schonen.

Der deutschen Reichspolitik lagen die Stämme jenseits der Oder noch fern, desto wichtiger war es für Deutschland, daß Sachsen wie auch die abhängigen wendischen Gebiete diesseits der Oder vor dänischen Angriffen und Raubfahrten gesichert wurden. Nach einem späteren, sagenhaft gefärbten Berichte soll Otto, um die Dänen zum Frieden zu zwingen, einen großen Kriegszug gegen sie unternommen haben, auf dem er ganz Mittelland durchzog. Es hat sich herausgestellt, daß in dem Berichte Otto I. mit seinem Sohne, Otto II., verwechselt ist, und daß Otto I. überhaupt keinen Krieg gegen die Dänen geführt hat¹⁵⁾. Ist so dem Kranze der kriegerischen Lorbeeren Ottos ein Blatt entnommen, so büßt dadurch sein Ruhm im ganzen nichts ein, im Gegenteil, es ist noch rühmlicher für ihn, daß er ohne Schwertstreich erreichte, was die Sage ihn erst erkämpfen läßt. König Harald muß bald nach Beilegung der inneren Wirren in Deutschland mit Otto Verhandlungen angeknüpft haben. Vielleicht hat dabei der gefangene Herzog Hermann den Vermittler abgegeben. Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß König Harald sich verpflichtete, sich die Errichtung von Bistümern in seinem Lande gefallen zu lassen. So begannen endlich die von den Hamburger Erzbischöfen beharrlich festgehaltenen, durch eine ganze Zahl päpstlicher Urkunden immer aufs neue verbrieften Ansprüche des Hamburger Stuhles auf das Patriarchat über den germanischen und wendischen Norden sich zu verwirklichen, das Erzstift erhielt endlich, länger als ein Jahrhundert nach seiner Gründung, seine ersten Suffraganbistümer, die von Ripen, Aarhus und Schleswig. Erzbischof Abaldag (936 — 988) brachte die drei neu geweihten Bischöfe auf die große Synode mit, die im Jahre 948 zu Ingelheim abgehalten ward.

Um dieselbe Zeit wurden für das südliche Mecklenburg und das nördliche Brandenburg, die wendischen Gebiete zwischen Elbe und Oder bis an die Elde und Peene im Norden, die zu Geros Markgrafschaft gehörten, die Bistümer Havelberg (946) und Brandenburg (949) errichtet, die vorläufig beide unter das Erzbistum Mainz gestellt wurden. Der Sprengel von Brandenburg ragte noch in das heutige Mecklenburg-Strelitz hinein, zum Sprengel von Havelberg gehörte der Süden des heutigen Mecklenburg-Schwerin bis an die Elde und das Land der Medarier und Tollenser. Beide Bistümer wurden mit Besitz und Rechten im Wendenlande reichlich ausgestattet, unter anderem erhielt Havelberg

den Zehnten des Tributes der Redarier, auch den Zehnten von dem Gau Linagga, dem Gebiet der Linonen, und von den Mürihern und Tollensern¹⁶). Mit ihrer Errichtung that Otto einen neuen wichtigen Schritt zur vollständigen Eingliederung der Wendenländer in das Reich, für welche ihre Christianisierung eine Vorbedingung war. Freilich war die Einteilung des Landes in Bistumsprenkel noch keineswegs seiner Befehrung gleich zu achten, die Bistümer unter den Heiden bedeuteten zunächst nur Missionsbezirke, in allen wird es im Anfang nur eine Kirche im Hauptort des Bistums gegeben haben, der sich erst langsam andere zugesellten. Denn mit Zwangsmaßregeln die Wenden zur Taufe zu treiben, wie einst Karl mit den Sachsen gethan, verschmähte Otto, die Reichsgewalt unterstützte die Bischöfe bei ihrer Befehrungsarbeit nur durch das moralische Gewicht ihres Ansehens. Deshalb war bei dem zähen Widerstreben der Wenden gegen die fremde Religion ein Erfolg der Predigt erst allmählich zu erwarten.

Für die Obotriten und die nördlich der Peene wohnenden Wilzenstämme ward noch kein eigenes Bistum gegründet, vielmehr ward dies ganze Gebiet dem Bistum Schleswig unterstellt¹⁷). Dies kam einem vorläufigen Verzicht auf die Mission unter jenen Stämmen thatsächlich ziemlich gleich. Wir finden denn auch noch im Jahre 967 in Oldenburg, demjenigen unter den Hauptorten der baltischen Wenden, der Schleswig am nächsten lag, das Heidentum in voller Blüte, nicht anders wird es unter den Obotriten gewesen sein. Es ist dies um so auffallender, als wir bei dem damaligen Erzbischof von Hamburg, Adaldag, einem Verwandten des Wendenmissionars Adalward von Verden ein besonderes Interesse auch für die wendische Mission voraussetzen dürfen. Wenn er trotzdem lange säumte, für die Wenden seiner Diocese ein besonderes Bistum zu errichten, so müssen wir daraus schließen, daß dies noch nicht möglich war. Die Stellung jener Landschaften zum Reich muß eine viel freiere gewesen sein als die des Havellandes, die Häuptlinge, an ihrer Spitze die Obotritenfürsten, werden, wenn sie auch Tribut zahlten, von ihren fürstlichen Rechten noch nichts an Otto abgetreten, er wird noch kein Eigentum in ihrem Lande, womit er ein Bistum hätte ausstatten können, besessen, noch keine Burg mit seinen Kriegern besetzt gehalten haben, die den Bischof in seinem Eigentum und in seinen Rechten hätten schützen können.

Und schwerlich ist es ein Zufall, daß unter den Orten und Burgwarden, die an Brandenburg und Havelberg verliehen wurden, sich keiner findet, der im Gebiet der mecklenburgischen Wenden lag; auch die Müriher, Tollenser und Redarier werden noch eine größere Selbständigkeit bewahrt haben als die ihnen im Süden benachbarten Gaue, die durch Tugumirs Verrat völlig in die Hand des Königs gegeben waren; das Tempelgut von Rethre durfte Otto noch nicht anzutasten wagen.

Trotzdem erschienen die Ketten der Knechtschaft den wendischen Stämmen Mecklenburgs noch drückend genug, und als im Anfang der fünfziger Jahre der innere Friede Deutschlands noch einmal eine schwere Erschütterung erfuhr, als des Königs eigener Sohn Rudolf und sein Schwiegersohn Konrad gegen den Herrn und Vater zu den Waffen

griffen und zugleich die Ungarn zu neuen Beutezügen in das zerspaltene Reich einbrachten, da gab es auch für die Markgrafen an der Wendengrenze neue Arbeit.

Neue Kämpfe in den Jahren 954 — 968. Nacco und Stoinef; Felibur und Mistwei.

Die ersten, die sich offen erhoben, waren die Ulzer. Gegen sie zog Markgraf Gero im Jahre 954, nachdem die rebellischen Herzöge die Gnade des Königs nachgesucht und gefunden hatten, mit Herzog Konrad zusammen aus. Beide, die erprobtesten Krieger des Reiches, erfochten einen glänzenden Sieg. Ungeheure Beute wurde weggeführt, und in Sachsen war die Freude groß.

Im nächsten Jahre finden wir die sämtlichen nördlichen Wendestämme in Aufruhr; die Obotriten, Circipaner und Tollenser werden genannt, außerdem die „Wilzen“, unter denen wohl die Redarier zu verstehen sind. Die Obotriten standen damals unter der Herrschaft zweier Brüder, Nacco und Stoinef: es sind die ersten Obotritenfürsten, die uns seit dem Jahre 862 in den Geschichtsquellen begegnen. Wenn jener Mistui auf dem oben besprochenen dänischen Runenstein ein Obotritenfürst gewesen ist, so werden wir sie als dessen Söhne anzusehen haben.

Den Wenden schlossen sich zwei sächsische Edle an, die Brüder Wichmann und Elbert, Neffen des Herzogs Hermann und auch dem Könige nahe verwandt. Sie konnten es noch immer nicht verwinden, daß der König nicht ihren Vater, sondern dessen jüngeren Bruder Hermann mit der Herzogswürde bekleidet hatte, haßten den Herzog bitter als den Räuber ihres väterlichen Erbes und zettelten allerlei Unruhen an. Der König stellte Wichmann, den gefährlicheren von beiden, als er im Frühling des Jahres 954 nach Baiern aufbrach, unter Haft, Wichmann aber entfloh und begann mit seinem Bruder eine offene Fehde gegen den Herzog. Dieser überwältigte sie aber und drängte sie über die Elbe ins Obotritengebiet, deren Fürsten die tapferen Männer gern als Verbündete bei sich aufnahmen.

Der Herzog führte nun — im Anfang der Fasten des Jahres 955 (Anfang März) — ein Heer ins Obotritenland und fand seine beiden Neffen in einer Burg, die Smitheiscranne hieß. Es ist noch nicht gelungen, ihre Lage festzustellen, doch kann sie nur im Herrschaftsgebiet der beiden Obotritenfürsten gelegen haben, vermutlich also im südwestlichen Mecklenburg. Fast wären die beiden Rebellen mitsamt der Burg dem Herzog in die Hände gefallen, denn sie waren eines Angriffs nicht gewärtig; doch wurden die herannahenden Sachsen noch zur rechten Zeit von jemand bemerkt, der die Besatzung durch Geschrei warnte und zu den Waffen rief. So gelang es nur, eine kleine Schar, die man noch vor den Thoren der Burg antraf, etwa 40 Krieger aufzureiben. Zu einer Belagerung der Feste war der Herzog nicht

gerüstet, er begnügte sich also mit diesem Erfolge und zog mit den erbeuteten Rüstungen der Getöteten wieder ab. Die Obotriten übten Vergeltung für diese Schlappe, indem sie nach Ostern — Ostern fiel in diesem Jahre auf den 15. April — unter Wichmanns Führung einen Streifzug ins sächsische Gebiet machten. Er betraf die Gegend um die Burg der „Cocarescemier“, am linken Ufer der Elbe. Die Bevölkerung der Umgegend hatte sich vor den Wenden in die Burg geflüchtet, und schnell eilte Herzog Hermann mit einer zusammengerafften kleinen Schar herbei; ein größeres Heer vermochte er im Augenblick nicht aufzubringen, da Otto im Frühjahr wieder nach Baiern gezogen war, um dort den letzten Widerstand zu brechen, und auch sächsische Mannschaft mit sich genommen hatte. Die Schar des Herzogs aber war zu klein, um mit ihr das zahlreiche wendische Heer anzugreifen, und der Herzog selbst ließ deshalb der Besatzung raten, mit den Feinden zu unterhandeln. Es ward ihr Friede bewilligt unter der Bedingung, daß die Freien mit ihren Frauen und Kindern unbewaffnet die Mauer besteigen, alle Knechte aber samt allem Hausgerät in der Mitte der Burg den Feinden preisgegeben werden sollten. Als nun die Wenden in die Burg stürmten, um sich der Beute zu bemächtigen, erkannte einer von ihnen in der Frau eines sächsischen Freigelassenen seine frühere Magd; und er suchte sie den Händen ihres Mannes zu entreißen, erhielt aber von diesem einen Faustschlag. Da rief er laut, der Vertrag sei von Seiten der Sachsen gebrochen, und nun fielen die Wenden über die waffenlosen Sachsen her und ermordeten alle Volljährigen, die Frauen und Kinder führten sie als Gefangene mit sich fort¹⁹⁾.

Es war ein Treubruch, der auch durch die unbesonnene That des Sachsen nicht gerechtfertigt ward, und Otto, der Anfang Juli nach Sachsen zurückkehrte, beschloß blutige Vergeltung zu üben. Allein er mußte sie noch aufschieben. Denn kaum hatte er Sachsen wieder betreten, so rief ihn die Nachricht von einem neuen Einfall der Ungarn in Baiern wieder dorthin zurück. In seiner Abwesenheit erlitt Markgraf Dietrich, wohl der Stellvertreter Geros, der mit nach Baiern gezogen zu sein scheint, vor einer wendischen Burg eine empfindliche Schlappe, wobei gegen 50 Sachsen fielen. Auch diese hatte also Otto zu rächen, als er nach seinem glorreichen Siege über die Ungarn bei Augsburg (den 10. August) nach Sachsen zurückkehrte. Und der Raublose säumte nicht sein Schwert noch einmal zu ziehen, obgleich er es eben erst in die Scheide gesteckt hatte.

Vor dem Auszuge wurde noch über Wichmann und Ekbert Gericht gehalten, und beide wurden für Landesfeinde erklärt. Auch eine wendische Gesandtschaft erschien mit der Botschaft, die Wenden seien bereit, dem Könige Zins zu entrichten, im übrigen aber wollten sie die Herrschaft in ihren Gebieten selbst behalten: unter dieser Bedingung boten sie Frieden an, sonst würden sie für ihre Freiheit mit den Waffen kämpfen.

Aus dieser Forderung der Wenden läßt sich erschließen, was sie zum Aufstande veranlaßt hatte: Otto hatte Miene gemacht, auch in ihren Ländern dieselben Herrschaftsansprüche zu erheben, wie in Havelland, dagegen lehnten sich die Obotritenfürsten mit ihren wilzischen Nachbarn auf.

Der König erwiderte ihren Abgesandten, er könne ihnen den Frieden nicht eher gewähren, als bis sie die begangene Unthat gebührend gefühnt hätten, und führte, begleitet von seinem wieder mit dem Vater ausgeföhnten Sohne Rudolf, sein Heer über die Elbe. Auch der Böhmenherzog Boleslav, seit dem Jahre 950 wieder Lehnsmanu des Königs, leistete Zuzug. Otto drang, alles verheerend und verbrennend nach Norden vor. Nirgends fand er Widerstand, bis er an einen Fluß gelangte, den unser Berichterstatter Widukind Raga nennt. Lange hat man darunter die Neckniz verstanden, die noch heute auf ihrem ganzen Laufe fast ununterbrochen von einem weiten Wiesenthal begleitet ist, das im zehnten Jahrhundert gewiß ein schwer zu überschreitender Morast war. Die Schlacht würde dann in die Gegend von Laage oder Tessin zu verlegen sein. Ein heimischer Forscher hat die Raga als Neke gedeutet, ein slavisches Wort für Fluß, mit dem man noch heute den Oberlauf der Elbe benennt¹⁹⁾. Ist diese Deutung richtig — und sie hat in der That manches für sich — so würden die Ufer der Elbestrecke zwischen der Müritz und dem Rölpin-See gegründeten Anspruch darauf haben, für das Schlachtterrain zu gelten, denn diese Strecke entspricht am besten der Beschreibung Widukinds.

An der Raga also mußte Otto Halt machen, denn jenseits des Flusses standen die zahllosen Scharen der Feinde unter Führung des Obotritenfürsten Stoinesf. Es war unmöglich, vor ihren Augen das Flußthal zu überschreiten; Otto schlug also am Ufer ein Lager auf.

Darauf sperreten die Wenden, um Otto die Zufuhr abzuschneiden, den Weg in seinem Rücken durch ein Verhack von Baumstämmen, das stark besetzt ward. Vier Tage hindurch blieb Otto im Lager stehen, und schon litt das Heer an Hunger und Krankheiten. Da sandte Otto den Herzog Gero zu Stoinesf mit der Aufforderung, sich dem Könige zu ergeben, und der Versicherung, daß er dann an ihm einen Freund finden werde. Wenn mit diesen Worten Widukinds die Botschaft, die Otto dem Herzog auftrug, wirklich getreu wiedergegeben ist, was wir allerdings nicht als sicher annehmen dürfen, so war Otto bereit, um sich aus seiner üblen Lage zu befreien, den Wenden so weit, als es sich mit der Ehre des Reiches vertrug, entgegen zu kommen; er verzichtete auf Genugthuung für die Ermordung des Cocarescemier und verhiess milde Behandlung, wenn nur die Wenden sich unterwürfen.

Die Unterredung, die über das Flußthal hinüber stattfand, verlief nach Widukinds Bericht merkwürdig genug. Gero begrüßte den Wenden, als dieser sich auf seine Aufforderung am Ufer einfand, und Stoinesf erwiderte in ähnlicher Weise seinen Gruß. Dann begann Gero die Unterhaltung mit den Worten: „Es würde für Dich genügen, wenn Du gegen einen von uns, den Dienern meines Herrn, Krieg führtest und nicht gegen meinen Herrn, den König. Was hast Du für ein Heer und was für Waffen, daß Du Dich solcher Dinge vermißst? Wenn Ihr irgend Tapferkeit, Geschick und Kühnheit besitzt, so gebt uns Raum, zu Euch hinüber zu kommen, oder wir wollen Euch zu uns herüberlassen, und auf gleicher Wahlstatt mag sich dann die Tapferkeit des Streiters zeigen.“ Als der Wendenfürst diese Worte

hörte, knirschte er nach wendischer Art mit den Zähnen und stieß viele Schimpfworte aus, indem er den Markgrafen, den König und das ganze Heer verhöhnte, denn er wußte, daß sie in schlimmer Lage waren. Da ward auch Gero, der ein heißblütiger Mann war, zornig und entgegnete: „Morgen wird es sich zeigen, ob Ihr, Du und Dein Volk, stark an Kräften seid oder wir, denn morgen werdet Ihr ohne Zweifel uns mit Euch handgemein werden sehen.“ Darauf kehrte Gero ins Lager zurück und berichtete, und der König beschloß, seine Worte wahr zu machen. Der Markgraf hatte einen Trupp von Ranen, den wendischen Bewohnern der Insel Rügen, mit denen er in freundschaftlichen Beziehungen stand, mitgebracht, und diese hatten erkundet, daß es etwa 1000 Schritt stromabwärts eine Stelle gäbe, an der der Fluß unschwer zu überbrücken sei. Er machte dem König hiervon Meldung, und dieser baute darauf seinen Schlachtplan. In der ersten Morgendämmerung des folgenden Tages — es war der St. Gallustag, der 16. Oktober — führte er sein Heer ans Ufer und ließ mit Pfeilen und anderen Geschossen die Feinde zur Schlacht herausfordern, als wenn er den Übergang über Fluß und Sumpf erzwingen wollte. Die Wenden hatten nach Geros Drohung eben dies vermutet und eilten kampfbegierig herbei, um den Übergang zu verhindern.

Während so der König die Gegner an dieser Stelle beschäftigte, zog Gero, ohne vom Feinde bemerkt zu werden, mit den Ranen flußabwärts und erbaute an der Stelle, die sie ihm wiesen, in aller Eile drei Brücken über den Fluß. Ihre Vollendung meldete er dem Könige, der sofort den Kampf abbrach und flußabwärts zog; die Wenden folgten am andern Ufer. Da aber die Deutschen beritten waren, die Wenden meistens zu Fuß, und diese überdies einen längeren Weg hatten, so kamen sie bei den Brücken erst an, als die Deutschen sie schon überschritten hatten, und hielten, vom langen Lauf ermüdet, dem Angriff nicht stand. Das deutsche Schwert wütete nun zwischen den Fliehenden; auch Stoines ward von seinem Schicksal ereilt. Er hatte mit seinem Gefolge von berittenen Edlen auf einem Hügel seitwärts den Ausgang der Schlacht erwartet, war dann geflohen, als diese verloren war, wurde aber in einem Haine von einem Ritter Namens Hosed eingeholt; nur zwei seiner Getreuen waren bei ihm. Es entspann sich ein Kampf, in dem Stoines unterlag. Hosed beraubte ihn seiner Rüstung und schlug ihm das Haupt ab. Einer seiner Begleiter ward lebend gefangen und dem König nebst dem Kopf und der Rüstung des erschlagenen Fürsten von jenem Ritter dargebracht. Als Lohn seiner tapferen That erhielt Hosed ein königliches Gnadengeschenk und die Einkünfte von 20 Hufen Landes.

Noch am Schlachttage wurde das Lager der Feinde genommen und noch viele Wenden getötet oder gefangen; bis in die tiefe Nacht währte das Morden. Am nächsten Morgen wurde das Haupt des Wendenfürsten auf dem Felde ausgestellt und ringsumher 700 Gefangene enthauptet; dem Ratgeber Stoines wurden die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen, und so ließ man ihn mitten unter den Leichnamen hilflos liegen. Wichmann und Eckbert waren entkommen und flohen nun über die See zu Herzog Hugo von Francien. Die Beute der Schlacht soll

Otto nach einer späteren fagenhaften Nachricht zum Bau des Magdeburger Domes verwandt haben ²⁰).

Nach dem Tode seines Bruders gab Racco den Widerstand auf und machte seinen Frieden mit Otto. Otto beließ ihn in seinem Besitze, legte aber die Sachsengrenze in Holstein von neuem fest: es war den Polaben gegenüber die karolingische, den Wagriern gegenüber wick sie nach Westen bis an die Schwale zurück. Otto erkannte also hier die Erweiterung des wendischen Gebietes, die in der Zeit der letzten Karolinger erfolgt war, an, während das Sabelband trotz seiner wendischen Bewohner gleich dem hannoverschen Wendlande, deutsches Eigentum blieb ²¹).

Die wilzischen Stämme legten die Waffen noch nicht nieder. Gegen sie zog Otto in den nächsten Jahren noch mehrere Male persönlich aus; zuerst im Jahre 957, dann wieder 958 und 960, vielleicht auch 959, doch ist dieser Zug unsicher beglaubigt ²²).

Zu den Wenden hatte sich auch jetzt wieder Wichmann gesellt, während Ekbert vom König, wieder zu Gnaden angenommen war; auch Wichmann erlangte durch Geros Fürsprache (im Jahre 958 oder 959) Verzeihung und die Erlaubnis zur Rückkehr in die Heimat. Im einzelnen haben wir von keinem dieser Feldzüge genauere Kunde, einmal (957) werden die Redarier als die Gegner des Königs genannt, sonst nur im allgemeinen die Slaven. Darunter sind gewiß in erster Linie wieder die Redarier mit ihren Nachbarn, den Tollenfern und Circipanern zu verstehen. Doch ist eine Andeutung erhalten, nach der auch die Wagrier vom Herzog wie vom Kaiser bekämpft worden sind ²³).

Der Feldzug des Jahres 960 muß entscheidenden Erfolg, freilich nur für einige Jahre gehabt haben. Wenigstens suchte Wichmann, der in der Heimat nicht lange Ruhe zu halten vermochte, zunächst nicht die Wenden auf, sondern begab sich nach Nordalbingien, um König Harald von Dänemark zum Kriege anzustiften. Harald soll ihm geantwortet haben, er werde das Anerbieten nur dann für ernst gemeint halten, wenn Wichmann den Herzog oder irgend einen andern Fürsten töte. Als darauf Wichmann mit einigen Gefährten Straßenraub zu treiben begann, zog auch Gero seine Hand von ihm ab und sandte ihn den Wilzen, von denen er ihn empfangen hatte, wieder zurück (963). Diese nahmen den tapferen Mann mit Freuden auf und machten ihn zu ihrem Führer gegen die Polen. Wichmann schlug deren König Miesco in zwei Treffen, tötete seinen Bruder und erpreßte reiche Beute, erwies aber durch diese siegreichen Kämpfe, ohne es zu wollen, dem deutschen Reiche einen großen Dienst, insofern Miesco von Polen dadurch veranlaßt ward, mit Markgraf Gero, der damals gerade durch Bewältigung der Laußitzer neuen Ruhm gewonnen hatte, Verhandlungen anzuknüpfen, die zum Anschluß Polens an das deutsche Reich führten. Es war Geros letzte große That, zwei Jahre darauf starb der Treffliche. Nach seinem Tode ward seine Mark von Otto in sechs Teile geteilt, Markgraf Dietrich, der im Jahre 955 kessigte, erhielt die Nordmark mit der Obhut über die Wistümer Brandenburg und Havelberg. Ihm waren also fortan die Wilzen unterstellt.

Einige Jahre darauf begegnet uns Wichmann bei den Wagriern, wo es wieder Unruhen gegen seinen verhassten Oheim anzuzetteln gab. Die Wagrier hatten um diese Zeit ihre besonderen Fürsten, ums Jahr 967 war es Selibur. Er lebte mit dem Obotritenfürsten Mistivoi — Widukind nennt ihn Mistav — in einer Feindschaft, die sie schon von ihren Vätern ererbt hatten. Ihre Ursache läßt sich erschließen aus dem schon oben erwähnten Bericht des arabischen Reisenden Ibrahim, der in dieser Zeit — wahrscheinlich 965²⁴) — die Wendenländer besuchte. Er nennt Nacco als den einzigen Fürsten im westlichen Teile der Slavenländer und stellt ihn den Fürsten („Königen“) der Bulgaren, Böhmen und Polen als völlig an Rang gleich an die Seite. Sein Reich grenzt, wie er sagt, im Westen an Sachsen und an einen Teil von Normän, womit wohl das Land der Normannen, Dänemark, gemeint ist. Dem Ibrahim ist also ein besonderer Fürst von Wagrien nicht bekannt geworden, ja, er rechnet die Landschaft augenscheinlich zu Naccos Gebiet, also besaß dieser damals eine Oberherrschaft auch über die Wagrier, die aber — so schließen wir aus der ererbten Feindschaft Seliburs gegen Naccos Nachfolger — von jenen nur widerwillig ertragen ward. Kurz nach Ibrahims Reise starben etwa um dieselbe Zeit Nacco wie Seliburs Vater, ihre beiden Söhne Mistivoi und Selibur folgten ihnen.

Für die Wagrier bot dieser Thronwechsel die Veranlassung zu einem Versuche sich wieder selbstständig zu machen, wodurch sich der alte Streit erneuerte. Beide Fürsten wandten sich an den Herzog, und dieser entschied zu Gunsten Mistivois, Selibur wurde verurteilt 15 Pfund Silber zu zahlen. Unwillig darüber griff er zu den Waffen und sandte eine Botschaft an Wichmann, der sich jedenfalls noch bei den Wilzen aufhielt, mit der Bitte, ihm zu helfen. Wichmann, dem nichts erwünschter war, als wenn er seinem Oheim Ungelegenheiten bereiten konnte, kam schnell mit einer Schar Gefährten, ward aber in der Hauptburg der Wagrier (Odenburg?) von Mistivoi eingeschlossen. Ein sächsisches Heer unter dem Herzog selbst verstärkte die Obotriten. Wichmann schlich sich nun mit wenigen Begleitern aus der Burg unter dem Vorwande, er wolle unter den Dänen Hilfsvölker gewinnen. Nach einigen Tagen ward Selibur durch Mangel an Lebensmitteln gezwungen, sich zu ergeben. Der Herzog ließ ihn hart an, erhielt aber die ebenso prahlerische wie verschlagene Antwort: „Warum wirfst Du mir Treulosigkeit vor? Siehe, in Folge meiner Treulosigkeit stehen jetzt die, die weder Du noch Dein Herr, der Kaiser, besiegen konnten, wehrlos vor Dir.“ Der Herzog nahm ihm die Herrschaft über Wagrien und verließ sie seinem Sohn, den er früher als Geißel bekommen hatte; es ist wahrscheinlich der später genannte Seberich. Wichmann entwich auf die Kunde von dem Falle der Burg wieder zu den Wilzen.

Er fand bei den Wilinen (den Bewohnern der großen wendischen Handelsstadt Julin) und darauf den Redariern bereitwillige Aufnahme und führte die vereinten Vutizenstämme zu einem Angriff auf Polen. Dies bedeutete zugleich einen Friedensbruch gegen das Reich, da Miesco des Kaisers Unterthan war. Miesco erhielt Huzug von zwei Fähnlein böhmischer Reiter, lockte in der Schlacht durch verstellten Rückzug

seines Fußvolkes den Feind von seinem Lager fort und ließ ihn dann unerwartet im Rücken von seinen Reitern angreifen. Wichmann wollte nun entfliehen; da ihn aber seine Genossen des Verrates beschuldigten, so stieg er vom Pferde und setzte den Kampf zu Fuße fort. Mannhaft stritt er den ganzen Tag, in der Nacht legte er in seiner Rüstung einen weiten Weg zurück, um sich zu retten, ward aber bei Anbruch des nächsten Tages in einem Gehöfte von den Feinden eingeholt. Auch in dieser äußersten Not noch immer voll Adelsstolz, erklärte er, sich nur an Miesco selbst ergeben zu wollen. Während man nun eilte, diesen zu benachrichtigen, sammelte sich eine Menge Volks um ihn, und man griff ihn an. So erschöpft er auch war, hieb er dennoch viele nieder; schließlich, als ihn die Kräfte verließen, übergab er sein Schwert dem Vornehmsten der Feinde mit den Worten: „Nimm dieses Schwert und überbringe es deinem Herrn, damit er es zum Zeichen des Sieges seinem Freunde, dem Kaiser, übersende, auf daß dieser wisse, er könne nun eines erschlagenen Feindes spotten oder einen Blutsverwandten beweinen.“ Nach diesen Worten wandte er sich gegen Morgen, betete in seiner Muttersprache zum Herrn und hauchte dann seine Seele aus. So endete der tapfere Mann sein unruhvolles Leben, ein echter Vertreter des deutschen Adels jener Zeit, der, gegen persönliche Kränkung aufs äußerste empfindlich und stets mit der Hand am Schwerte, noch nicht gelernt hatte, seine persönlichen Gefühle dem höheren Interesse des Vaterlandes zum Opfer zu bringen.

Der Kaiser erhielt die Nachricht von diesen Ereignissen in Italien und schrieb darauf am 18. Januar 968 von Capua einen Brief an die sächsischen Großen, in dem es heißt: „Wir wollen, daß die Hedariern, wenn sie, wie wir vernommen, eine solche Niederlage erlitten haben — ihr wißt ja, wie oft sie die Treue gebrochen und welches Unrecht sie verübt — keinen Frieden von euch erhalten sollen. Deshalb erwäget dies mit den Herzog Hermann und trachtet mit allen Kräften darnach, daß ihr durch ihre Vernichtung euer Werk vollendet. Wir selbst werden, wenn es nötig sein sollte, gegen sie ziehen.“ Es war eine bedeutungsvolle Stunde, als die sächsischen Großen auf dem Landtage zu Werle über diesen Brief in Beratung traten. Sie hatten, ehe er eintraf, den Hedariern schon Frieden gewährt und entschieden sich dafür, daß er aufrecht erhalten werden müsse, unter der Begründung, daß ein Krieg gegen die Dänen drohe und ihre Streitkräfte nicht ausreichten, um zwei Kriege zu gleicher Zeit erfolgreich zu führen. Der Dänenkrieg erwies sich freilich sehr bald als blinder Lärm, aber der Befehl des Kaisers blieb unausgeführt. Wir haben keinen Grund die sächsischen Großen, an deren Spitze doch ein Mann wie Herzog Hermann stand, bei dieser Entscheidung eigennütziger Motive zu zeihen und zu meinen, sie hätten um der guten Werte willen, die sie auf den Wendensfeldzügen zu gewinnen pflegten, den Fortbestand der Grenzfehden, wie er bei Erhaltung der Hedariern zu erwarten war, gewünscht. Ihre Entscheidung, die übrigens der Kaiser anerkannte, wird nach bestem Wissen und Gewissen gefällt sein. Auch war ja der Befehl der Kaisers, das ganze Volk vom Erdboden zu vertilgen, furchtbar hart. Man hörte durch die

Worte des Briefes den Unwillen des Allgewaltigen, der damals auf der Höhe seiner weltumspannenden Macht stand, hindurchklingen, daß ihm, dem so viel Länder und Völker zu Füßen lagen, dieses kleine Völkchen hartnäckig Trotz zu bieten wagte, ein Frevel, dessen Wiederholung er durch Vertilgung der Schuldigen ein für alle Mal unmöglich zu machen beschloß. Allein schwerlich hat ihm bloße Gereiztheit die harten Worte diktiert, sondern ohne Zweifel auch die Erkenntnis, daß der eigentliche Herd des Widerstand in den wendischen Gebieten das Volk der Redarier sei. Das völlige Ausschneiden dieser Pestbeule schien das einzige Mittel, um endlich einen dauernden Frieden in den Wendenländern herzustellen, damit unter der Leitung des neuen Erzbistums Magdeburg, das Otto schon lange plante und noch im Jahre 968 stiftete, mit besserem Erfolge die Saat des Christentums unter den Wenden ausgestreut werden könnte, als es bisher möglich gewesen war. Und so grausam und hart Ottos Befehl auch erscheint, hat ihn nicht die Folgezeit gerechtfertigt? Wie oft haben nicht in den folgenden Jahrhunderten die Redarier den Aufruhr in den Wendenländern entflammt, und wie viel Blut hat nicht fließen müssen, bis schließlich doch geschah, was Otto gewollt hatte, bis schließlich das kleine Völkchen ausgerottet war! Vielleicht wäre das Geschick der Wenden ein ganz anderes geworden, wenn rechtzeitig ein harter, aber heilsamer Schnitt gemacht, wenn die widerspenstigsten unter ihnen, die Redarier, schon unter Otto dem Großen vertilgt und dafür deutsche Ansiedler in ihr Gebiet eingerückt wären.

Die Redarier erhielten ohne Zweifel Kenntnis von dem Brief und hüteten sich wohl den Zorn des Gewaltigen noch einmal zu reizen. Auch der Tod Wichmanns, des ewigen Unruhestifters, dessen Name fast von Ottos Thronbesteigung an mit allen Friedensbrüchen im baltischen Wendenlande verknüpft war, und die Verluste in der Schlacht gegen die Polen mögen dazu beigetragen haben, ihnen die Fortsetzung des Kampfes zu verleiden. Sie hielten 1½ Jahrzehnte Frieden; auch im Obotritenlande ward seit Seliburs Abfegung die Ruhe nicht wieder gestört, und das Werk der Bekehrung konnte nun beginnen.

Stiftung des Bistums Oldenburg und Bekehrung der Obotriten.

Um diese Zeit starb Bischof Marco von Schleswig, dem auch das Obotritenland und Wagrien unterstellt war. Nach einer späten Nachricht soll er die Völker der Wagrier und Obotriten mit dem Wasser der heiligen Taufe benetzt haben, allein dies wird dadurch widerlegt, daß noch im Jahre 967 in Oldenburg, dem späteren Bischofssitze und demjenigen unter den obotritischen Hauptorten, der Schleswig am nächsten lag, das Heidentum in voller Blüte stand; man erbeutete dort nämlich bei der Eroberung der Feste das eiserne Bild eines wendischen Gottes, der dort also noch Verehrung genossen haben muß.

Waren die Wagrier damals noch Heiden, so ist von den Obotriten das Gleiche wahrscheinlich. Vielleicht hatten sich einzelne Fürsten oder Edle, um des Verhältnisses zu den Deutschen willen zur Annahme der Taufe bereit finden lassen, wie dies schon unter Heinrich I. von einem Obotritenfürsten erzählt wird, tieferen Boden kann aber das Christentum im ganzen Bereiche des Hamburger Sprengels bis zum Jahre 967 unter den Wenden noch nicht gefaßt haben. Indessen war die allgemeine Lage im Norden und Osten Europas damals für die Mission so günstig wie noch nie. Mieszko von Polen hatte im Jahre 966 das Christentum angenommen, ungefähr um dieselbe Zeit auch König Harald von Dänemark; im Favelande bestanden die Bistümer ungestört fort, so daß man am päpstlichen Hofe bereits von der vollzogenen Bekehrung des Volkes der Slaven sprach. Im Jahre 965 hatte Otto den Zehnten von der Silberabgabe aus den Gebieten der Redarier, Tollenser und Circipaner dem St. Moritzkloster zu Magdeburg verliehen, mit dessen Rechten und Besitzungen dann das neue Erzbistum Magdeburg ausgestattet ward, durch dessen Begründung im Jahre 968 der Kaiser endlich einen lang gehegten Lieblingswunsch befriedigt sah. Dem Erzbistum wurden die Diöcesen Brandenburg und Favelberg wie auch die vier neuen Bistümer Meißen, Merseburg, Zeitz und Posen unterstellt. Endlich erhielt nun auch das wendische Gebiet des Hamburger Sprengels nach Marcos Tode ein eigenes Bistum in Oldenburg, der Hauptstadt Wagriens²⁶); sein erster Bischof wurde Eward. Die Stiftungsurkunde ist verloren gegangen, ein unersehlicher Verlust auch für unsere Landesgeschichte, besonders deswegen, weil wir aus ihr eine zweifel freie Kenntnis der Regierungsrechte würden schöpfen können, die Otto um diese Zeit im Obotritenlande besaß. Helmold, der Verfasser der Slavchronik, der im zwölften Jahrhundert, zwei volle Jahrhunderte nach Ottos I. Zeit, lebte und schrieb, giebt an, daß die Höfe Buzu (Bosau, wo Helmold Pfarrer war) und Mezenna (Gniffow a. d. Trave) in Wagrien zur ersten Ausstattung des Bistums gehört hätten. Im Obotritenlande sollen nach ihm in den Landschaften Daffow, Gusein (Quezin b. Plau) und Müriz Burgen mit ihren Burgwarden bischöflicher Besitz gewesen sein, ja in jedem Burgbezirke seines Sprengels soll der Bischof Besitzungen gehabt haben. Wieviel von diesen Angaben richtig ist, entzieht sich unserer Kontrolle. Von der letzten — jedenfalls übertreibenden — Behauptung abgesehen sind die Angaben an sich nicht unglaubwürdig, doch immerhin nicht zweifellos.

Noch verdächtiger als Helmolds Nachrichten über die Güter des Bistums ist seine Behauptung, es sei aus der ganzen Diöcese von jedem Pfluge, dem ein Paar Rinder oder ein Pferd gleichgestellt wird, ein Maß Korn, 40 Bund Linnen und 13 Münzen aus reinem Silber (Denare) gezahlt, von denen eine der Einsammler, die übrigen der Bischof erhalten habe²⁷). Aus Ottos Zeit ist kein anderes Beispiel eines solchen Zinses bekannt, wohl aber bestand eine ähnliche Einrichtung in der Zeit Heinrichs des Löwen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Tradition unter der Geistlichkeit des Oldenburger Sprengels die Verhältnisse der späteren Zeit fälschlich in die frühere verlegt hat, um An-

sprüchen, die sie in der Zeit der Erneuerung der Bistümer erhob, ein höheres Alter und damit den Schein einer besseren Berechtigung zu verleihen; Fälschungen der Art sind ja im Mittelalter überaus häufig gewesen. Wir haben also von der ersten Ausstattung des Oldenburger Bistums keine sichere Kenntnis, doch wird sie nicht weniger reich ausgefallen sein als die seiner südlichen Nachbarn. Der erste Oldenburger Bischof hieß Egward; ihm wie seinen beiden Nachfolgern Wago und Eziko schreibt Adam von Bremen die Befehrung der Obotriten zu. Nach seiner Schilderung war ihr Wirken von dem reichsten Erfolge begleitet, das Obotritenland überzog sich mit Kirchen, ja selbst Mönchs- und Nonnenklöster entstanden in ziemlicher Anzahl. Von den 18 Gauen, in die sich der Oldenburger Sprengel teilte, sollen alle bis auf drei — jedenfalls die drei östlichsten, die im Gebiet der Ruffiner — zum Christentum befehrt worden sein. Zur Beglaubigung beruft sich Adam auf den Dänenkönig Sven Estrithson als seinen Gewährsmann, von dem ein Verwandter — wahrscheinlich allerdings erst im Anfang des elften Jahrhunderts — Propst in Oldenburg gewesen war. Auf diesen gehen also Adams Nachrichten zurück. Freilich zum inneren Besitztum der Wenden wurde das Christentum jedenfalls nicht, wie sich nur allzubald zeigen sollte. Und ob nicht überhaupt die lebhafteste Phantasie, mit der Adam begabt war, ein wenig bei seiner Schilderung mitgesprochen und ihm ein Idealbild in die Feder diktiert hat, mit dem sich die Wirklichkeit nicht deckte²⁹⁾? Nach seiner Meinung soll 70 Jahre lang, in der ganzen Zeit der Ottonen, also 936—1002, Friede im Wendenlande geherrscht und das Christentum geblüht haben. Bei näherer Betrachtung aber schrumpfen diese 70 Jahre auf 15 zusammen (967—983). Ist es möglich, daß sich in dieser kurzen Zeit das ganze Obotritenland mit Kirchen und Klöstern gefüllt hat? Schon die Kürze der Zeit und noch mehr die Leichtigkeit, mit der das Christentum wie ein äußerlich angelegtes Gewand abgeworfen ward, rechtfertigt und fordert den Zweifel. Nicht daß die Schilderung völlig zu verwerfen wäre: die Existenz eines Klosters in Mecklenburg, sogar eines Nonnenklosters, ist für diese Zeit, wie wir sogleich sehen werden, auch anderweitig beglaubigt; aber wir werden Adams begeisterte Schilderung auf das rechte Maß zurückführen müssen. Der richtige Kern darin wird sein, daß nach Stiftung des Bistums Oldenburg die Missionsarbeit in 15 von den 18 Gauen des Sprengels in Angriff genommen werden konnte, während der äußerste Osten des Sprengels noch von der Mission nicht unberührt blieb.

Überdies ist noch ein anderes Bild über diese Zeit erhalten von wesentlich trüberen, aber getreueren Farben: Helmolds Erzählung vom Wendenfürsten Billug und seiner Tochter Godica³⁰⁾. Sie lautet: Bischof Wago, der in größter Glückseligkeit (!) unter den Slaven lebte, soll eine schöne Schwester gehabt haben, auf die ein Fürst der Obotriten Namens Billug sein Auge warf. Dieser machte dem Bischof wiederholt Anträge, aber einige der Freunde des Bischofs widerrieten die Annahme derselben und sagten, es sei nicht recht, eine so schöne Jungfrau mit einem so ungebildeten und rohen (!) Manne zu verbinden. Billug that, als merke er diese Kränkung nicht, und hörte, von Liebe getrieben, nicht

auf, seine Bitten zu erneuern; der Bischof aber begünstigte, aus Furcht, der jungen Kirche möchte sonst schweres Unheil erwachsen, seine Werbung und gab ihm seine Schwester zur Gemahlin. Sie gebar ihm eine Tochter Namens Godica, die ihr Oheim, der Bischof, in einem Nonnenkloster erziehen und in der heiligen Schrift unterweisen ließ und dann den Klosterjungfrauen zu Mecklenburg als Äbtissin vorsehte, obgleich sie noch nicht die gehörigen Jahre erreicht hatte. Dies ertrug ihr Bruder — jedenfalls ein älterer Stiefbruder — Misjislav, der das Christentum heimlich haßte und fürchtete, es möchte sich durch diesen Vorgang fremde Sitte in jenen Landen einnisten, mit Unwillen. Er tabelte oft den Vater, daß er verblendet nichtige Neuerungen liebe und sich nicht scheue, von dem Brauche der Väter abzuweichen. Allmählich ward der Vater wankend, und nur die Furcht vor der Tapferkeit der Sachsen hielt ihn davon zurück, seine Gattin zu verstoßen.

Eines Tages nun kam der Bischof zur Visitation nach Mecklenburg. Dahin war auch Billug nebst den Großen des Landes geeilt, um ihn mit heuchlerischer Ehrerbietung zu empfangen. In seiner Anrede an den Bischof sagte er ihm großen Dank für die Sorge, die er um das Seelenheil seiner Untertanen trüge, und knüpfte daran die Bitte, der Bischof möchte ihm die Einsammlung des Bischofszinses übertragen und denselben zum Unterhalt für seine Richte bestimmen. Dafür wolle er zum Besitze des Bistums Dörfer im Gebiet der einzelnen Burgen im Lande hinzufügen, die der Bischof selbst sich auswählen möge. Der Bischof, der die Hinterlist nicht merkte, bewilligte das Gesuch und wählte sich eine Anzahl Dörfer von bedeutendem Umfang aus, den Zins aber übertrug er seinem Schwager. Eine Zeit lang verweilte er dann noch bei den Obotriten, um seine Güter unter Anbauer zur Bearbeitung zu verteilen, und kehrte dann ins Land der Wagrier zurück. Denn dort war der Aufenthalt für ihn passender und ohne Gefahr. (!) Eine geraume Zeit nachher nun nahm, da Bischof Wago, anderweitig beschäftigt, das Land der Obotriten selten besuchte (!), Billug mit seinem Sohne Misjislav die Gelegenheit wahr und setzte seinen hinterlistigen Plan ins Werk. Er begann nämlich die bischöflichen Besitzungen, die der Bischof ihm als seinem Vasallen und Verwandten zu bewahren anvertraut hatte, heimlich zu plündern und zu verwüsten und ließ unvermerkt den Anbauern durch seine Leibeigenen Pferde und andere Habseligkeiten diebischer Weise entwenden. Seine Absicht ging dahin, den Bischof nicht nur des Reihnten, sondern auch seiner Besitzungen zu berauben, damit der Dienst Gottes unterginge. Schließlich entdeckte der Bischof bei einem neuen Besuche des Obotritenlandes die Untriebe; bestürzt machte er seinem Schwager freundliche Vorstellungen, dieser aber leugnete alles ab, schob die Schuld auf Straßenräuber aus Rügen oder dem Wilzenlande und versprach Abhülfe; der Bischof ließ sich begütigen. Kaum aber war er wieder abgereist, da brachen jene sofort ihr Versprechen, ja sie beraubten nun nicht bloß die Dörfer, sondern zündeten sie auch an. Überdies bedrohten sie alle Ansiedler auf den bischöflichen Gütern mit dem Tode, wenn sie sie nicht so schnell wie möglich verließen. So lagen jene Besitzungen bald wüst und leer. Dazu löste

Billug seine Ehe mit der Schwester des Bischofs auf und verstieß sie. Die Äbtissin Hódica ward schließlich von ihrem Bruder aus dem Kloster entführt und mit einem gewissen Voleslav vermählt. Die übrigen Nonnen gab Miszislav teils seinen Kriegern zu Frauen, teils schickte er sie ins Land der Wilzen oder Nanen. So ward das Kloster öde und leer. Der letzte Teil der Erzählung fällt nach Helmolds Meinung erst in die Zeit Ottos III. Doch darf die ganze Erzählung, so wie sie überliefert ist, nicht als beglaubigte Geschichte betrachtet werden, schon deshalb, weil sie erst etwa 200 Jahre nach den geschilderten Ereignissen niedergeschrieben ist. Auch erweckt sie in ihren Einzelheiten den schwersten Verdacht. Die Ablösung des Wendenzinses durch Abtretung einer Anzahl von Landgütern fällt mit dem Wendenzins selbst, den wir schon oben als unglauwürdig erkannten. Auch sonst sind in der Erzählung Einzelheiten aus den Verhältnissen des zwölften Jahrhunderts entlehnt, so erinnern die Schicksale der Kolonisten auf den Gütern des Bischofs an die Erlebnisse der wagrischen Ansiedler zur Zeit Heinrichs des Löwen; daß es schon zu Ottos I. Zeit möglich war, deutsche Bauern — und deutsche sind doch wohl gemeint, obgleich es nicht ausdrücklich gesagt wird — im Obotritenlande anzusetzeln, ist unwahrscheinlich. In dessen so viel auch an der Erzählung Erfindung sein mag, einen älteren Kern, an den diese sich angeschlossen, wird sie enthalten; die Sage von dem Wendenfürsten Billug und seiner Tochter Hódica wird echte Überlieferung aus der ottonischen Zeit sein. Einer der Wendenfürsten wird wirklich die Schwester des Bischofs Wago heimgeführt haben, in Mecklenburg wird wirklich ein Jungfrauenkloster bestanden haben, dessen Äbtissin Wagos Nichte Hódica ward, und das dann bei einer der späteren Empörungen aufgehoben ward.

Auch die Zeit dieser Ereignisse läßt sich annähernd bestimmen, vorausgesetzt daß der Name des Bischofs richtig überliefert ist. Wir kennen Wagos Zeit nicht genau, doch muß er bald auf Edward gefolgt sein, da sein Nachfolger Ezico noch von Erzbischof Adalbag ordiniert ward, der im Jahre 988 starb. Wir werden dadurch auf die Zeit des Mistivoi oder Mistav geführt, mit dem der Billug der Erzählung identisch sein wird. Ob er den sächsischen Namen Billug bei seiner Taufe erhalten hatte, oder ob der Name überhaupt irrtümlich in die Tradition hineingeraten ist, muß dahingestellt bleiben. Das Wertvollste an der Erzählung ist aber der Einblick, den sie in die unsichere Stellung der Bischöfe im Wendenland und in die Stimmung unter den Wenden selbst gewährt, um dieselbe Zeit, in der nach Adam von Bremen das Christentum in ungeflörter Blüte unter den Obotriten gestanden haben soll. Bischof Wago, der offenbar im Grunde die Ansicht seiner abratenden Freunde über den Obotritenfürsten teilt, wagt doch nicht ihm die Hand seiner Schwester abzuschlagen, da er ihn zu erzürnen fürchtet. Trotz der nahen Verwandtschaft, die durch die Ehe geknüpft wird, betritt er das Obotritenland doch nur ganz vorübergehend, und lebt lieber auf den großen Höfen in Wagrien, in unmittelbarer Nähe der holsteinischen Grenze: „denn die Slaven sind von Natur treulos und bössartig, und man muß sich vor ihnen hüten“; hier haben wir den Grund, warum der Sitz des

Bistums für die Obotriten nach Bagrien und nicht in das Centrum des Obotritenlandes verlegt ward, man durfte dies noch nicht wagen, wenn man nicht den Bischof steter Gefahr aussetzen wollte, und es gab noch keine deutschen Besatzungen im Obotritenlande, wie in Havelberg und Brandenburg, die ihn hätten schützen können. Eine Zeitlang wird der Obotritenfürst durch die Liebe zu seiner deutschen Gattin bei der Sache des Christentums festgehalten, bald ist es nur noch die Furcht, die ihn im Zaume hält, sein Sohn vollends ist nur äußerlich Christ und haßt die fremde Stiefmutter wie die fremde Religion.

Also Widerwille und heimlicher Haß waren und blieben die Gefühle, mit denen die Wenden die deutsche Herrschaft wie die aufgedrungene Religion ertrugen. Nicht ernster gemeint, als die Ergebenheitsversicherungen, mit denen Billung den Bischof betrog, werden die Huldigungen gewesen sein, mit denen nach Ottos Rückkehr aus Italien im Anfang des Jahres 973 kurz vor seinem Tode die wendischen Gesandtschaften auf dem großen Reichstage zu Quedlinburg dem Throne ihres Herren nahen. So imposant auch der Eindruck dieser glänzenden Versammlung war, so gewaltig die erreichten Erfolge, auch im Wendenland: alles stand doch auf unsicheren Füßen. Es war Otto nicht gelungen, und es war auch bei der Schärfe des nationalen Gegensatzes zwischen Deutschen und Wenden nicht möglich, beide Völker zu einem zu verschmelzen, wie es mit den Sachsen und Franken Karl dem Großen gelungen war. Für die Wenden war und blieb die deutsche Herrschaft eine Knechtschaft, der sie sich nur so lange fügten, als sie mußten, und die Bekehrung zum Christentum ein Abfall von den geheiligten Überlieferungen der Väter, zu deren Übung sie nicht aufhörten sich zurückzusehnen. Zäh und geduldig harrten sie auf die Stunde der Befreiung.

Das Wendenland vom Jahre 973 bis zum Jahre 1043.

Otto der Große starb den 7. Mai 973, wenige Monate vorher (den 27. März) hatte Herzog Hermann das Zeitliche gesegnet. Der Regierungsantritt des neuen Herrschers verband sich also für die Wenden mit der Einsetzung eines neuen Herzogs; es war Bernhard I., Hermanns Sohn. Da sich dieser Wechsel der beiden leitenden Persönlichkeiten ohne Erschütterung der inneren Ruhe des Reiches und Sachsens vollzog, so hielten die Wenden an sich, und Otto II. konnte am 5. Juni in Magdeburg dem St. Moritzkloster die Schenkung des Silberzehnten aus den liutizischen Gauen der Ukraner, Riezaner, Redarier, Tollenfer und Ciripaner bestätigen. Auffallender ist, daß selbst im folgenden Jahre, als König Harald von Dänemark den Frieden brach, die Wenden sich dadurch nicht mit fortreißen ließen und auch der großen Verschwörung, die im Jahre 974 im Süden des Reiches unter der Führung Heinrichs von Baiern entstand, und an der sich Boleslav von Böhmen und Miesco von Polen beteiligten, völlig fern blieben. Den Schlüssel zu diesem reichstreuen Verhalten bietet für die Liutizen die bittere Feindschaft, in der sie zu Polen standen, und, was die Dobotriten betrifft, so war ihr Fürst Mistivoi als Schwager des Bischofs von Oldenburg noch nicht geneigt mit dem Kaiser und dem Reiche zu brechen, er beteiligte sich vielmehr an dem Zuge, den der Kaiser im Jahre 974 nach Dänemark unternahm.

König Harald hatte noch auf dem Reichstage zu Queblinburg Gesandte mit Ergebenheitsversicherungen und Geschenken geschickt, stand aber schon bei Ottos I. Lebzeiten in dem Rufe, ein Gegner des Reiches zu sein. Nach Ottos Tod warf er die Maske ab, durchbrach die Verschanzungen, die von den Deutschen dem Danevirke gegenüber angelegt waren, und überschwemmte mit seinen Scharen Nordalbingien. Auch den Norweger Jarl Hakon, der damals sein Dienstmann war, entbot er und ließ ihn das Danevirke besetzen. Der junge Kaiser säumte nicht, nachdem er in Süddeutschland vorerst den Anstifter des Aufbruchs, Heinrich von Baiern, beseitigt hatte, sein Schwert gegen die alten Feinde des Reiches an der Nordgrenze zu ziehen. Im Herbst des Jahres 974 rückte er mit einem Kriegsheer heran, das aus den Sachsen unter ihrem neuen Herzog Bernhard und den unterthänigen Wenden und außerdem noch aus Franken und Friesen bestand, die deutschen Grenzschanzen wurden wieder erobert, aber ein Sturm auf das Danevirke scheiterte an Hakons tapferer Verteidigung. Der Kaiser wich ein wenig zurück und wandte sich nach

Osten die Schlei entlang. Hier zog er die wendische Flotte an sich, setzte mit ihrer Hilfe über die Schlei, besiegte, nachdem er so das Danevirke umgangen, den König Harald in einer großen Schlacht und zwang ihn zurückzuweichen. Nach der dänischen, allerdings stark sagenhaft gefärbten Überlieferung soll dieser Rückzug bis auf die Insel Marsoe im Limfjord geführt haben, und Otto soll unter Verheerung des Landes bis an den Limfjord vorgeedrungen sein. Harald knüpfte dann Unterhandlungen an; sie führten zu einem Friedensschlusse, in dem er seinen Sohn als Geisel stellte und seinen ganzen Schatz auslieferte, auch für die Zukunft Tributzahlung versprach¹⁾. Kaiser Otto II. also ist es gewesen, nicht wie Adam von Bremen behauptet, Otto I., der Jütland als Sieger durchzogen hat, und die Obotriten haben ihm dabei Heeresfolge geleistet. Es war das zweite Mal, daß sie in der Gefolgschaft der Franken und Sachsen Dänemarks Boden betraten. Diesmal aber fochten sie mit besserem Glück als unter Ludwig dem Frommen, und für den glücklichen Ausgang des Feldzuges gab neben der siegreichen Schlacht der Umstand den Ausschlag, daß die Wenden jetzt für das deutsche Heer eine Flotte zu stellen vermochten. Freilich, daß man versucht hätte, diese zu einer deutschen Reichsflotte zu entwickeln, um mit ihrer Hilfe die Ostsee zu beherrschen, daran lag jeder Gedanke dieser Zeit völlig fern.

Die Erneuerung der Urkunden Ottos I über die Handelsfreiheit der Magdeburger Kaufleute (S. v. S. 21) und über die Schenkung des wendischen Silberzinses an das St. Moritzkloster im Jahre 975 verbürgen den Fortbestand des Friedens in den Wendenländern auch für dieses Jahr. Und doch waren und blieben sie ein unsicherer Besitz. Noch unter Otto II. sollte sich dies zeigen. Zum Jahre 977 meldet der weifränkische Chronist Sigebert von Gembloux, die Liutizen seien ins Heidentum zurückgefallen; weiteres ist darüber nicht bekannt geworden, auch kann der Rückfall nur vorübergehend gewesen sein, denn die kirchlichen Einrichtungen blieben noch bei Bestand. Wie gefährdet aber die Lage der Bischöfe in den wendischen Diöcesen war, mußte im Jahre 980 Bischof Dodilo von Brandenburg erfahren, der von den „Seinen“, d. h. jedenfalls von den Wenden seiner Diöcese erdroffelt ward²⁾. Es waren die Vorboten des bevorstehenden Sturmes. Die Niederlage, die Otto II. bei Cotrone in Unteritalien im Jahre 982 erlitt, zerstörte den Nimbus, der seit Ottos I. gewaltigen Erfolgen den deutschen Namen noch umgab, und zog, während sie in Italien kaum üble Folgen hatte, eine schwere Erschütterung der deutschen Herrschaft in den Wendenländern und den Umsturz des Missionswerkes nach sich.

Noch vor den Wenden schlugen die Dänen los. Während Herzog Bernhard auf der Reise nach Italien war, um dort in Verona, dem Rufe des Kaisers folgend, mit diesem und den anderen Fürsten Rats zu pflegen, wie die Niederlage bei Cotrone wieder gut gemacht werden könne, streiften die Dänen über die deutsche Grenze, nahmen eine im Jahre 974 erbaute Feste mit List und zerstörten sie. Auf die Nachricht hiervon kehrte der Herzog um. Ob er gegen die Dänen gekämpft hat,

wird nicht berichtet. Jedenfalls erwies sich die von ihnen drohende Gefahr geringer, als es den Anschein gehabt hatte. *)

Aber dem dänischen Streifzug folgte der Aufruhr in den Wendeländern auf dem Fuße. Neben dem Beispiel der Dänen gab eine persönliche Beleidigung des Obotritenfürsten den letzten Anstoß *).

In den Randbemerkungen, mit denen das Geschichtswerk Adams von Bremen teils von ihm selbst teils von späteren Lesern versehen ist, findet sich darüber die folgende Erzählung: Ein Herzog der Slaven bat um die Hand einer Nichte des Herzogs Bernhard für seinen Sohn, und sie ward ihm versprochen. Darauf sandte der Wendenfürst seinen Sohn nach Italien mit tausend Reitern, die aber fast alle dort den Tod fanden. Als dann der junge Wendenfürst die ihm zugesagte Braut verlangte, trat Markgraf Dietrich (von der Nordmark, Geros Nachfolger) dazwischen und äußerte, man dürfe die Blutsverwandte des Herzogs nicht einem Hunde geben. Hiermit bricht die Erzählung bei Adam ab, Helmold weiß mehr zu berichten. Nach ihm war es Mistivoi, der sich um die Verwandte des Herzogs bewarb. Wie Helmold erzählt, entfernte sich Mistivoi nach der Beschimpfung durch den Markgrafen unwillig, der Herzog aber, der ihn nicht erzürnen wollte, suchte ihn durch nachgesandte Boten zu beschwichtigen, die ihm die Gewährung seines Wunsches mitteilten und ihn aufforderten die Ehe zu vollziehen. Der Wendenfürst aber erwiderte den Boten: „Die hochgeborene Nichte eines großen Herzogs muß einem hochgeborenen Manne vermählt, nicht aber einem Hunde gegeben werden. Das also ist der Dank, der uns für unsere Dienste zu Teil wird, daß wir für Hunde, nicht für Menschen erklärt werden. Nun denn, wenn der Hund stark ist, so wird er tüchtig beißen.“ Nach diesen Worten kehrte er ins Slavenland zurück und eilte nach Rethre. Hier rief er alle umwohnenden Slavenstämme zusammen und erzählte ihnen die erlittene Beschimpfung. Die aber riefen: „Die Kränkung hast Du verdient, weil Du Deine Stammgenossen hintangeseht und die Sachsen, das treulose und habgierige Volk, gehegt und gepflegt hast. Darum schwöre uns nun, daß Du von ihnen lassen willst, so werden wir zu Dir halten.“ Und er leistete den Schwur. Soweit Helmold. Er setzt freilich wie auch Adam die ganze Begebenheit in eine viel spätere Zeit, aber die Schlacht, in der die wendischen Reiter so starke Verluste erlitten haben sollen, kann nur die des Jahres 982 sein. Und zu den Ereignissen dieser Zeit stimmt die Erzählung, die überdies das gespannte Verhältnis zwischen den Deutschen und den Wenden trefflich beleuchtet, in ihren wesentlichen Zügen so gut, daß kein Grund ist, sie ins Reich der Fabeln zu verweisen. Nur kann der

*) Dänemark ward in den nächsten Jahren der Schauplatz innerer Kämpfe. Die heidnische Partei, an ihrer Spitze des Königs Sohn Sven Gabelbart, lehnte sich gegen Harald auf; dieser ward geschlagen und mußte nach der Jomsburg flüchten, wo er am 1. November 985 starb. Sven war, obgleich in seiner Jugend getauft, ein bitterer Feind des Christentums und rottete die neue Lehre in ganz Dänemark wieder aus. Zwar ward er sehr bald durch König Eric von Schweden vertrieben, aber auch dieser war Christenfeind. Nach langen Wikingersfahrten kam Sven (ums Jahr 1000) wieder in den Besitz seines Reiches und übte nun Duldung gegen das Christentum, das dadurch zum endgültigen Siege in Dänemark gelangte.

Name Mistivoi für den Sohn des Obotritenfürsten nicht richtig sein. Helmold entnimmt ihn willkürlich einem andern Berichte, nach dem er vor dieser Erzählung den Mistivoi als einen der Führer des Aufstandes bezeichnet hat. So war es auch, aber Mistivoi war der Vater des jungen Fürsten und Gatte der Schwester des Bischofs Wago, der Sohn ist Misizslav oder richtiger Mistizlav, den wir schon als Mistivoi-Billugs Sohn kennen gelernt haben. Der Hergang ist also folgender: Der Vater, Mistivoi, wünschte den Sohn enger an die deutsche Sache zu ketten und warb deshalb beim Herzog Bernhard für ihn um dessen Verwandte. Mistizlav war im Grunde seines Herzens dem Christentum wie dem Deutschtum abgeneigt, war aber doch für die Ehre mit dem sächsischen Herzogshause in Verwandtschaft zu treten nicht unempfänglich und ließ sich in Folge dieser verlockenden Aussicht zur Teilnahme am Zuge nach Italien bereit finden. Die Krankheit, die er nach seiner Rückkehr aus Italien erlitt, als er nun selbst vor den Herzog trat, um die verheißene Braut zu begehren, brachte nicht nur bei ihm die alte deutschfeindliche Gesinnung wieder zum Durchbruch, sondern entfremdete auch Mistivoi den Deutschen. Ohne Zweifel fällt die Verstößung seiner deutschen Gattin wie die Einäscherung der bischöflichen Höfe in diese Zeit und hängt mit der Beleidigung Mistizlavs unmittelbar zusammen. Das Kloster Mecklenburg ließ Mistivoi um seiner Tochter willen noch bestehen, wie er denn überhaupt mit dem Christentum noch nicht ganz brach und auch seinen Kaplan noch nicht entließ. Doch übernahm er als regierender Fürst die Führung auf dem Rachezug selbst, nachdem Mistizlav in Rethre das gleichzeitige Losschlagen der Obotriten und Liutizen verabredet hatte.

Es erfolgte Ende Juni 983. Der Ausbruch der lange verhaltenen Wut war furchtbar. Am 29. Juni ward Havelberg überfallen, die Besatzung niedergehauen und der Bischofssitz mit der Kirche daselbst zerstört. Drei Tage später erlitt Brandenburg dasselbe Schicksal. Hier entkam der Bischof und die Besatzung mit genauer Not, die übrigen Geistlichen wurden gefangen. Die Leiche des Bischofs Dodilo ward aus dem Grabe gerissen und des Priesterschnuckes beraubt, der noch unverfehrt war, der ganze Schatz der Kirche geplündert und viel Blut vergossen. Inzwischen war Mistivoi über die holsteinische Grenze vorgezogen, seine Scharen stürmten, plünderten und verbrannten Hamburg, wo viele aus dem Clerus und den Bürgern gefangen, noch mehr getötet wurden. Neben Mistivoi wird noch Mizzidrog — vielleicht ein Wagrierfürst — als Führer genannt. Bei dem Brande von Hamburg soll ein Wunder geschehen sein, das Ivico, der Kaplan des Obotritenfürsten, dem Bischof Thietmar später erzählte, als er aus dem Obotritenlande nach Merseburg geflüchtet war. Es habe sich eine goldene Hand mit ausgestreckten Fingern vom Himmel mitten in die Feuersbrunst hinabgehengt und sich dann geschlossen wieder in die Wolken zurückgezogen. Staunend und voll Schrecken hätten die Wenden dies gesehen. Der fromme Bischof wußte das Wunder zu deuten: Die Reliquien der Heiligen seien von der Hand des Herrn zum Himmel emporgeholt.

Während darauf die Obotriten ganz Nordalbingien verwüstend überschwebten, überschritten die Wilzen die Elbe nördlich von Magde-

burg und begannen auch dort alles mit Feuer und Schwert zu verheeren. Bis zum Kloster Kalbe an der Milde breitete sich die Verwüstung aus. Seine Zerstörung wird von späteren Geschichtsquellen aus Mißverständnis der Schilderung Thietmars dem Obotritenfürsten zugeschrieben, und an diesen Irrtum hat die Phantasie der Mönche eine erbauliche Erzählung geknüpft über Mistivois Tod. Er soll in Wahnsinn verfallen sein, so daß man ihn binden mußte, und unter den Rufen: „Der heilige Laurentius verbrennt mich“ den Geist ausgehaucht haben, ehe ihm die Fesseln abgenommen werden konnten.

Allein im nächsten Jahre begegnet uns derselbe Mistivoi unter den Lebenden, und wahrscheinlich ist er erst eine Reihe von Jahren später gestorben. Sollte er vor seinem Tode in Phantasien verfallen sein, daß man ihn binden mußte, so wird der heilige Laurentius doch schwerlich sein Gewissen bedrückt haben. Die Zerstörer von Kalbe sind ohne Zweifel Liutizen gewesen.

Deren Heer, das über die Elbe gedrungen war, bestand nach Thietmars Angabe aus mehr als dreißig Scharen. Ihm hatten die Deutschen nicht sogleich eine entsprechende Truppenmacht entgegenzustellen, doch rüsteten sie schnell zum Widerstande. Erzbischof Giseler von Magdeburg und Markgraf Dietrich sammelten das sächsische Aufgebot und zogen herbei, um die Wenden zu vertreiben. Sie trafen sie an der Tanger (bei Tangermünde), und die Wenden erlitten hier eine Niederlage, bei der nur wenige entkommen sein sollen. Ihre Wirkung erstreckte sich aber nur auf das linke Ufer der Elbe¹⁾. Rechts der Elbe war das ganze Liutizenland für lange Zeit dem deutschen Reiche wie dem Christentum verloren gegangen. Der Kriegsgott Radegast hatte sich mächtiger erwiesen als der Gott der Christen, sein Tempel zu Rethre bildete fortan den Mittelpunkt der liutizischen Landschaften, und seine Priesterschaft übte über die verschiedenen Stämme eine Art königlicher Oberherrschaft aus. Etwas anders war die Lage bei den Obotriten. Ihre Schilderhebung war weniger gegen das Christentum gerichtet als ein Racheakt für eine persönliche Beleidigung gewesen. Doch konnte selbstverständlich von Fortschritten der Mission bei der Unruhe des nächsten Jahrzehntes auch bei ihnen nicht die Rede sein. In politischer Beziehung zeigt das Verhalten des Obotritenfürsten in der nächsten Zeit einen charakteristischen Unterschied von dem der Liutizen. Während diese der Streit, der nach Ottos II. Tode um die Vormundschaft des jungen Königs in Deutschland sich erhob und sich zu einem Kampf um die Krone zu verschärfen drohte, nur insofern interessierte, als sie während seiner Dauer ungestraft plündern konnten, ergriff Mistivoi in dem Streite selbst Partei. Als Heinrich (der Fänker), der unter Otto II. abgesetzte Herzog von Baiern, der Otto III. vom Throne zu verdrängen suchte, seine Anhänger Ostern 984 zu Quedlinburg zusammenrief und sich von ihnen zum König ausrufen ließ, erschien neben Miesco von Polen und Boleslav von Böhmen auch Mistivoi vor ihm, leistete gleich den beiden anderen Slavenfürsten den Treueid und versprach ihm seinen Beistand. Klar genug liegen die Gründe für diese Stellungnahme zu Tage. Schon der Gegensatz zu Herzog Bernhard, der ein Anhänger Ottos war, mußte

den Obotritenfürsten auf die Seite Heinrichs treiben. Von diesem war keine Bestrafung der Zerstörung Hamburgs zu befürchten, vielmehr eine ehrenvolle Stellung und ein größeres Maß von Freiheit zu erhoffen. Auf alle Fälle war schon Zeit gewonnen, wenn in Deutschland innerer Haß sich entzündete. Indessen sah sich Heinrich bald genötigt, den jungen Kaiser auszuliefern und seinen Anspruch auf die Krone fallen zu lassen. Miesco und Boleslav beeilten sich nun ihren Frieden mit Otto zu machen und huldigten Ostern 985 in Quedlinburg. Mistivoi blieb aus, auch die Liutizen verharrten in ihrer feindseligen Haltung. Gegen sie ward noch in demselben Jahre ein Feldzug unternommen, bei dem Miesco von Polen die Kaiserlichen unterstützte. Weit umfassender war der Zug des Jahres 986, er galt auch Boleslav von Böhmen, der mit Miesco von Polen in Streit geraten und dadurch dem Reiche wieder entfremdet war. Auf seiner Seite standen die Liutizen, alte Freunde seiner Familie. Die Deutschen und Polen sollen im Jahre 986 46 feste Plätze im Wendenland erobert und zerstört haben, von denen gewiß manche im Liutizenlande zu suchen sind.

987 folgt ein neuer Feldzug, der die Unterwerfung Boleslavs erzwang^{*)}. Aber schon 990 war er, wieder mit Unterstützung der Liutizen, von neuem im offenen Kampfe mit Polen begriffen, in den auch die Reichsverweserin Theophano auf Miescos Bitten durch Absendung von 4 Fähnlein von Rittern unter Erzbischof Giseler und einigen Grafen eingriff. Mit ihnen schloß Boleslav eine gütliche Übereinkunft, worauf der größte Teil der Deutschen heimkehrte. Erzbischof Giseler blieb mit drei Grafen auf Boleslavs Bitten bei ihm, um den Frieden zwischen ihm und Miesco zu vermitteln, in Wahrheit soll Boleslav verbrecherische Absichten gehabt haben, die er jedoch unausgeführt ließ. Nach einer geheimen erfolglosen Verhandlung mit Miesco zog er vor Nimptsch, das er mit Hilfe der Liutizen eroberte. Den Herrn der Stadt, der gefangen war, überlieferte er den Liutizen, und diese brachten ihn ohne Verzug ihren Göttern zum Opfer dar. Mit Ingrimur aber sahen sie den deutschen Erzbischof und seine Begleiter im böhmischen Lager. Um deren Leben nicht zu gefährden, entließ Boleslav sie am nächsten Tage in der Morgendämmerung. Sobald die Liutizen ihre Abreise erfuhren, wollten sie ihnen mit einer großen Menge auserlesener Leute nachsehen, und nur mit Mühe gelang es Boleslav sie davon abzuhalten. Zwei Tage darauf zogen sie heim, nachdem sie mit dem Böhmenfürsten Freundschaftsversicherungen ausgetauscht und das alte Bündnis erneuert hatten. Kaum aber waren sie den Böhmen außer Sicht, sandten sie 200 Krieger dem Erzbischof nach, die ihn jedoch nicht mehr einholten.

Die kleine Erzählung, die Thietmar erhalten hat, ist sehr bezeichnend für die unbändige Wildheit der Liutizen und für den rasenden Haß, mit dem sie alles Deutsche verfolgten.

In demselben Jahre flammte der Aufruhr unter den Obotriten von neuem empor. Eine besondere Veranlassung dazu wird nicht berichtet, vielleicht lag sie in Mistivois Tod, der um diese Zeit erfolgt sein mag und dem Sohne freie Hand schaffte, um seine heimliche Abneigung gegen das Christentum offen zu bethätigen. Denn diesmal

richtete sich die Bewegung auch gegen das Christentum; Bischof Folcward von Oldenburg, den Erzbischof Libentius (seit 988) ordiniert hatte, ward aus seinem Sprengel vertrieben^{*)}. Zugleich überhob der Tod des Vaters den Sohn jeglicher Rücksicht gegen seine Stieffchwester, die Äbtissin von Mecklenburg. Er hob das Kloster auf, vermählte Godica mit einem wendischen Edlen oder Fürsten Namens Boleslav und gab die übrigen Nonnen seinen Kriegern zu Frauen oder schickte sie zu den Wilzen oder Ranen. Für diese Vorfälle ist zwar kein bestimmtes Jahr überliefert, aber die Wahrscheinlichkeit, daß sie ins Jahr 990 gehören, liegt auf der Hand.

Zwar bewährte auch diesmal das deutsche Schwert seine Schärfe. Noch im Jahre 990 machten die Sachsen zwei Kriegszüge ins Obotritenland. Viele von den Feinden und zwar gerade die namhaftesten sollten gefallen sein, andere ertranken in einem Flusse. Die Sachsen erzwangen einen Friedensschluß, aber Bischof Folcward kehrte nicht in seine Diocese zurück, sondern ging nach Schweden und Norwegen, wo er eine erfolgreiche Thätigkeit entfaltete. Für die Wenden weihte Erzbischof Libentius den Regibert, über dessen Wirken nichts bekannt ist. Erspriechlich wird es kaum gewesen sein, und es ist sehr zweifelhaft, ob er es überhaupt gewagt hat, seine Diocese zu besuchen. Denn Jahr um Jahr wiederholten sich die Feldzüge in die Wendenländer. Im Jahre 991 belagerte und eroberte der junge Kaiser Brandenburg, doch ward die Burg nach seinem Abzug noch in demselben Jahr von den Lütizen unter Führung des Sachsen Rizo wieder genommen, und Rizo streifte darauf mit seinen Wenden wieder über die Elbe. So rückte der Kaiser 992 wieder vor Brandenburg, gewährte aber den Wenden Frieden, den sie sogleich wieder brachen. Aus demselben Jahr wird von zwei Kämpfen gegen die „Slaven“ berichtet, von denen der eine am 18. Juni, der andere am 22. August stattfand. In dem ersten fiel außer vielen anderen der Diakon Thiethard von Verden, im zweiten der Presbyter Halegred von Bremen, beide als Bannerträger. Diese Kämpfe scheinen von dem Zuge des Kaisers unabhängig zu sein, die Herkunft der Gefallenen deutet auf die Obotriten als die bekämpften Gegner, der Tod der Bannerträger läßt darauf schließen, daß beide Gefechte nicht eben glücklich für die Sachsen verliefen.

Im Jahre 993 überlieferte Rizo die Brandenburg dem Kaiser, ward aber dafür sogleich von den Lütizen mit ihrem gesamten Aufgebot angegriffen. Eine Schar Deutscher, die der König von Magdeburg aus sandte, ward zersprengt, und Otto mußte sich selbst aufmachen, um die Brandenburg zu entsetzen. Wenn ihm dies auch gelang, so waren doch die Wenden im ganzen die stärkeren, dreimal zogen die Sachsen in diesem Jahre über die Elbe, ohne etwas anzurichten, dagegen suchten die Wenden mit häufigen Raubzügen Sachsen heim.

Zu den wendischen Greueln kam noch die Dänennot. Auf der Nord- und der Ostsee herrschte ein wildes Treiben, an dem sich auch die Jomsburger eifrig beteiligten. Dreimal fingen sie den Dänenkönig Sven, dieser ward darauf von dem Schwedenkönig Erich aus seinem Reiche vertrieben und warf sich nun aufs Meer. Erich gewann hierbei den jungen Polen-

herzog Boleslav zum Bundesgenossen, der soeben Pommern erobert hatte. Zwar gelang es dem Kaiser und dem Erzbischof von Hamburg Erich für das Christentum zu gewinnen, er ließ sich taufen, fiel aber bald wieder ab und sandte im Jahre 994 eine gewaltige Wikingerflotte nach Sachsen, die sich nach einem Siege über die sächsischen Grafen bei Stade in der Gegend der Elbmündungen dauernd festsetzte. Zugleich fielen in diesem Jahre alle Wendenstämme mit Ausnahme der Sorben wieder ab.

Auch das nächste Jahr war ein rechtes Notjahr für Ostsachsen, der Winter war sehr kalt, aber trocken gewesen, auch der Sommer war regenarm, Hungersnot und Pest entstand, die Not war noch gesteigert durch die unaufhörlichen Streifzüge der Wenden. Da entschloß man sich zu einem neuen großen Kriegszug, den der junge König, damals noch nicht mündig, selbst mitmachte, und zu dem auch die Böhmen und die Polen Bezug leisteten. Das deutsche Heer rückte über die Elbe ins Obotritenland und verheerte es bis nach ihrer Hauptburg Mecklenburg hin. Hier stellte Otto am 10. Sept. eine Urkunde aus, die mit dem deutschen Namen des Ortes „Michelenburg“ unterzeichnet ist; es ist die älteste uns bekannte Erwähnung des Namens. Die Urkunde scheint in der Burg selbst ausgestellt zu sein, die also in Ottos Besitz gelangt sein muß. Seinen Rückweg nahm er durch die Liutizenzländer; eine Urkunde, datiert vom 3. Oktober, beglaubigt seine Anwesenheit im Gau der Tollenser, am 6. Oktober war er wieder in Havelberg. Trotzdem er also das ganze Gebiet der mecklenburgischen Wenden durchzogen hatte, war der Erfolg doch gering. Der König habe sich mit unverkehrtem Heere wieder zurückgezogen, sagen die Hildesheimer Annalen, und die Quedlinburger sprechen offen aus, er habe trotz der Verheerungen den Aufstand keineswegs zu dämpfen vermocht. Selbst Brandenburg ging wieder verloren, da Rizo durch den Wenden Voliliut verdrängt ward.

Wie weit damals die Dänen und Wenden nach Sachsen hinein zu streifen pflegten, erweisen die Verteidigungsanstalten, die der streitbare Bischof Bernward von Hildesheim zum Schutze seiner Diocese traf. Er legte zwei befestigte Burgen an, die eine an einem nicht genau bekannten Orte (Wirinholz gleich Wahrenholz im hannöverschen Amt Iphenhagen oder Bieren südl. Ülzen), die andere, die Mundburg, an dem Zusammenfluß der Aller und Ocker. Was dem König nicht gelungen war, scheint im folgenden Winter gelungen zu sein: den Wenden eine entscheidende Niederlage beizubringen, wenn es richtig ist, eine Notiz des Thietmar, die der sicheren Zeitbestimmung entbehrt, auf dies Jahr zu beziehen. Die Wenden ließen sich deshalb im Anfang des Jahres 996 zu einem „Frieden“ bereit finden, den sie auch für dieses eine Jahr, in dem Otto seinen ersten Römerzug machte und sich zum Kaiser krönen ließ, gehalten zu haben scheinen, aber schon im Jahre 997 wieder brachen⁷⁾.

Der Kaiser ließ in diesem Jahre Arneburg befestigen und übertrug die Obhut über den Ort dem Erzbischof Wifiler von Magdeburg. Diesen aber lockten die Wenden zu einer Unterredung hinaus, überfielen ihn dann mit seiner Begleitung, so daß seine Kriegskleute fast alle erschlagen wurden und er selber nur mit Mühe dem Tode entrann.

Darauf nahmen und verbrannten sie die Burg. Der Kaiser strafte sie durch einen neuen Kriegszug ins Havelland (im Herbst 997). Inzwischen aber fielen die Liutizen hinter seinem Rücken in den Bardengau ein, doch erlitten sie hier eine arge Niederlage, und die reiche Beute, die sie gemacht hatten, ward ihnen wieder abgenommen. Auch der Kaiser war „siegreich“. Trotzdem wissen die Corveyer Annalen schon aus dem Jahre 998 wieder von Kämpfen zwischen Sachsen und Slaven sowie von Siegen der Sachsen zu berichten. Dann soll sich des Kaisers Tante, die Äbtissin Mathilde von Quedlinburg, die in seiner Abwesenheit (998/99) das Reich verwaltete, aber schon Anfang Februar 999 starb, um die Beruhigung der Wenden große Verdienste erworben haben, in dem sie sich mit Erfolg bemühte, die wendischen Fürsten zur Unterwerfung zu bewegen. Allein die Ruhe kann nur ganz vorübergehend gewesen sein. Schon aus dem Jahre 1000 ist wieder ein Plünderungszug der Wenden zu verzeichnen, dem das Laurentius-Kloster in Hillersleben (südlich von Magdeburg) zum Opfer fiel. Die Zerstörung des Klosters wird in einer späteren Geschichtsquelle dem Obotritenfürsten „Mistuwiz“, womit offenbar Mistiwoi gemeint ist, zugeschrieben, aber schon die weite Entfernung des Ortes vom Obotritenlande entlastet den Beschuldigten von diesem Vorwurf; die Täter sind jedenfalls Liutizen gewesen. Überdies war, wenn unsere oben ausgesprochene Vermutung richtig ist, seit 990 nicht mehr Mistiwoi, sondern sein Sohn Mistizlav Fürst der Obotriten. Er wird es auch nach 996 an Feindseligkeiten nicht haben fehlen lassen, aber seine Raubzüge werden nach Nordalbingien gerichtet gewesen sein, wo Hamburg wegen der häufigen Streifzüge der Dänen und Wenden fortdauernd in Trümmern liegen bleiben mußte und auch über Verheerung Schlesiens und seiner Diöcese lebhaft Klagen laut werden.

Daneben scheinen die Obotriten auch an den Kämpfen, die sich damals auf der Ostsee abspielten, nicht unbeteiligt geblieben zu sein. Eine freilich sagenhafte Kunde ist uns darüber erhalten. Ein dänisches Lied, das im Anfange des elften Jahrhunderts entstanden ist, schildert die sagenhafte Brawallaschlacht und benutzt dazu, um frischere Farben zu gewinnen, die zeitgenössischen Ereignisse. Auf Seite des Königs Harald fechten sieben Führer unter drei Schildmädchen. Zwei von diesen, Vebjorg (Vuebiorga) und Getha, sind offenbar nach den Städten Viborg und Heideby-Schleswig benannt, die dritte heißt Wisma, womit vermutlich das wendische Wismar gemeint ist. Einer der Führer heißt Toki d. i. Palnatoki, ein damals weit berühmter Wikinghäuptling in der Jomsburg, ein anderer Otritus, ohne Zweifel von den Obotriten, wobei der Volksname zum Eigennamen geworden ist, ein dritter Milwa, wohl eine Abkürzung für Mistizlav. Haben wir es hier auch mit einem Produkt der Poesie zu thun, so würde der Dichter doch die Obotriten, ihren Fürsten und den Ort Wismar nicht in sein Lied eingeführt haben, wenn ihm nicht die Vorstellung geläufig gewesen wäre, daß auch die Obotriten geübte Seefahrer wären, wenn nicht die Obotriten an den Kämpfen, die zu seiner Zeit die Ostsee erfüllten und die ihm die Farben für sein Schlachtbild

lieferten, teilgenommen hätten⁸⁾. Auch in verwandtschaftliche Beziehungen trat das obotritische Fürstenhaus zu den nordischen Königen. Olav von Schweden (1000—1025) hatte nacheinander zwei Frauen aus dem Wendenlande, die zweite war Estrid (Astrid), die Tochter eines Obotritenfürsten⁹⁾.

Die Obotriten und Liutizen unter Heinrich II.

Im Jahre 1002 raffte ein früher Tod den letzten Ottonen hinweg. Nicht erfreulich war seine Regierungszeit für sein Heimatland Sachsen gewesen; auch in den letzten Jahren, seit er selbst die Zügel der Regierung in die Hand genommen, hatte er, den Idealen der kaiserlichen Weltpolitik hingegeben, für die Wiederunterwerfung und Christianisierung der Wendenländer nichts durchgreifendes gethan, ja, er hatte mit der Begründung eines besonderen kirchlichen Mittelpunktes für Polen, des Erzbistums Gnesen, die Losreißung dieses mächtigsten slavischen Staates von Deutschland, wenn auch ohne es zu beabsichtigen, entschieden befördert, die Stellung des Reiches an seiner Ostgrenze dadurch empfindlich geschädigt und so seinem Nachfolger Schwierigkeiten geschaffen, deren dieser während seiner ganzen Regierungszeit nicht hat Herr werden können. Eben Polens Emporstreben hatte nun freilich die Rückwirkung, Heinrich dem II. die Anbahnung eines erträglichen Verhältnisses zu den Wenden zu erleichtern.

Als Heinrich im Jahre 1003 zu Quedlinburg Ostern feierte, kamen Gesandte der Redarier und der anderen Liutizenstämme zu ihm, und er mußte die bisherigen Aufrührer durch Geschenke und Verheißungen so umzustimmen, daß sie aus Feinden seine besten Freunde wurden. So erzählt Bischof Thietmar. Was die Liutizen bewog, aus freien Stücken Anschluß an den neuen deutschen König zu suchen, kann nur die Furcht vor Boleslav von Polen gewesen sein, dem bereits die Pommern sich hatten unterwerfen müssen. Dem Freiheitstrog der Liutizen war eine polnische Herrschaft ebenso unerträglich als eine deutsche, ein allgemeines wendisches Nationalgefühl, das ihnen den Zusammenschluß zu einem großen slavischen Staate unter Polens Führung hätte erstrebenswert erscheinen lassen können, gab es nicht. Überdies war Boleslav von Polen ein eifriger Beförderer der Mission, die heidnische Priesterschaft in Ketze hatte also durch ihn ihren Sturz zu gewärtigen. Dagegen erschien der neue deutsche König in seiner noch recht bedrängten Lage weniger gefährlich. Und Heinrich, ein wahrhaft frommer Christ, war doch als Herrscher staatsklug genug, die dargebotene Hand zur Freundschaft mit dem tapferen Volke zu ergreifen, um sich seiner im Kampf gegen Polen, dessen Ausbruch vorauszusehen war, zu bedienen. Für diesen Kampf waren die sächsischen Großen, die vielfach mit Boleslav von Polen in Verwandtschaft standen, sehr unsichere Stützen des Reiches, dagegen schien die Treue der Liutizen durch ihren Haß gegen Polen verbürgt, vorausgesetzt, daß man sie richtig behandelte und besonders ihre Religion unangetastet ließ. So entstand der Bund

des frommen deutschen Königs mit den wilden Heiden gegen den christlichen Polenfürsten. Zur Tributzahlung scheinen sich dabei die Liutizen verpflichtet zu haben ¹⁰⁾, aber ihren Übertritt zum Christentum hütete sich Heinrich wohl zu verlangen, übte vielmehr gegen ihren Götzendienst offenkundige Duldung, und wenn er im Jahre 1010 dem Bischof Vigo von Brandenburg urkundlich die Zusicherung besonderen königlichen Schutzes erteilte und ihm den Zehnten in der Provinz Hevelhun verlieh ¹¹⁾, so kann diese Urkunde für die liutizischen Teile der Diöcese keine praktischen Folgen gehabt haben. Zur Regelung der politischen Angelegenheiten hielt Heinrich von Zeit zu Zeit einen Landtag mit den Wenden ab zu Werben oder Arneburg, das er für alle Fälle wieder aufbauen ließ. Es heißt, er habe auf diesen Landtagen, ob die Slaven wollen mochten oder nicht, seinen Willen durchzusetzen gewußt, doch handelte es sich dabei nur um „die Bedürfnisse seines Reiches“, d. h. kriegerische Unterstützung und Wahrung des Grenzfriedens. Über diesen wachte Heinrich strenge, doch ohne die Sachsen zu bevorzugen; einmal ließ er (1006) zwei vornehme Slaven, Boris und Mezemiusl, und einen sächsischen Vasallen mit ihren Anhängern wegen Landfriedensbruchs zu Walsleben aufhängen. Die Herkunft dieser Slaven ist nicht bekannt, doch werden sie schwerlich aus den inneren liutizischen Landschaften stammen, vielmehr aus dem Havellande oder dem linkselbischen Wendlande. Und auf der anderen Seite sind auch Beispiele genug erhalten, die deutlich zeigen, mit welcher Behutsamkeit Heinrich alles vermied, was seine Verbündeten verstimmen konnte, wie sorgfältig er insbesondere ihr religiöses Gefühl schonte. So ließ er es — zum Entsetzen der deutschen Bischöfe — geschehen, daß sie ihre Götzbilder mit ins Feld nahmen. Ja, er verlangte nicht einmal Abstellung der Menschenopfer bei ihnen, sondern suchte nur zu verhindern, daß Christen geopfert wurden, indem er das Verbot Christen an Heiden zu verkaufen erneuerte ¹²⁾.

Zum ersten Mal zogen die Liutizen mit dem Könige gegen ihren gemeinsamen Feind, Boleslav von Polen, im September des Jahres 1006 aus. Zwischen Spree und Oder stießen sie zum Heere des Königs. Boleslav suchte vergebens bei Krossen den Übergang des deutschen Heeres über die Oder zu verhindern. Ein Teil des deutschen Heeres setzte auf einer andern Stelle über den Fluß und hätte Boleslav in seinem Lager überrascht, wenn nicht die Liutizen, die man vorher erwartete, beim Übergang über den Fluß zu lange gezögert hätten. Vielleicht thaten sie es absichtlich, um den Polenherzog nicht den Deutschen in die Hände fallen zu lassen, denn eine vollständige Unterwerfung der polnischen Macht lag nicht in ihrem Interesse, da sie dann eine Gefährdung ihrer eigenen Freiheit zu befürchten hatten. Doch kann auch Saumseligkeit der undisciplinierten Haufen die Ursache der Zögerung gewesen sein. So fand Boleslav noch Zeit zu entkommen. Er ward bis zwei Meilen von Posen verfolgt und suchte dann die Gnade des Königs nach.

Es kam ein Friede zustande, der aber nur kurze Zeit dauerte. Als der König im Jahre 1007 Ostern in Regensburg feierte, suchten

ihn Gesandte der Liutizen und Böhmen auf und meldeten, Boleslav gehe mit gefährlichen Plänen um und suche sie mit Geld und Versprechungen zur Beihülfe zu verführen. Sie erklärten, wenn Heinrich ihn ferner im Genuße seiner Gnade lasse, so könne er sich nicht weiter auf ihre Untertänigkeit verlassen. Mag der König wirklich von der Gefährlichkeit von Boleslavs Plänen überzeugt gewesen sein, oder leitete ihn nur die Rücksicht auf seine wendischen Bundesgenossen, die er nicht einbüßen wollte: er ließ sich durch diese Botschaften bestimmen, wider den Rat der sächsischen Fürsten Boleslav den Frieden aufzukündigen. Boleslav war diesmal selbst der Angreifer und drang bis in die Landschaft gegenüber Magdeburg vor, nur zögernd sammelten sich die sächsischen Fürsten zu seiner Verfolgung, kehrten bald wieder um und ließen es geschehen, daß das feste Bauzen vor Boleslav kapitulieren mußte.

Die Liutizen scheinen sich nicht gerührt zu haben, doch hielten sie am Bunde mit dem Könige fest, und er nahm im nächsten Jahre (1009) liutizische Mannschaft sogar bis über den Rhein gegen den Bischof Dietrich von Metz mit, obgleich erst im Winter vorher Erzbischof Brun (von Querfurt) ihm von Boleslavs Hofe aus in einem heftigen Briefe die Unnatürlichkeit und Sündhaftigkeit dieses Bundes mit den Heiden gegen einen christlichen Fürsten vorgehalten hatte. Bei der Verheerung des bischöflichen Gebietes plünderten die Heiden auch eine Kirche aus, und Heinrich ersetzte den Schaden aus seinen eigenen Mitteln, ohne die Schuldigen irgendwie zur Strafe zu ziehen.

Das Verhältnis scheint sich darauf gelockert zu haben; an dem Zuge des Königs im Jahre 1010 gegen Boleslav nahmen die Liutizen nicht teil, vielmehr fielen zwei Brüder aus Brandenburg dem König in die Hände, die mit Boleslav verhandelt hatten. Sie wurden verhört und gehängt.

Durch eine Verhandlung in Arneburg gelang es Heinrich (1012) die Mißhelligkeiten beizulegen. Und in den Jahren 1015 bis 1017 kämpften die Liutizen wieder auf deutscher Seite gegen Polen. Im Jahre 1015 ließ Heinrich, inzwischen (1013) zum Kaiser gekrönt, drei Heere gleichzeitig über die Elbe rücken, die sich im Herzen Polens vereinigen sollten. Das nördliche führte Herzog Bernhard II. von Sachsen, der nach seines Vaters Tode (1011) ihm gefolgt war. Unter ihm standen die Liutizen und auch die Obotriten, die in diesem Feldzuge sicher, vielleicht auch schon in früheren, Heeresfolge leisteten. Boleslav wandte sich zuerst gegen Bernhard. Der Herzog hatte Schiffe bei sich, jedenfalls liutizische und obotritische, die die Oder aufwärts gefahren waren --, um auf ihnen über die Oder zu setzen. Aber wohin sich auch die Schiffe wandten, Boleslav folgte am Ufer mit seinen Reitern. Schließlich fuhr Bernhard einen ganzen Tag lang stromabwärts. So lange vermochte Boleslav nicht gleichen Schritt zu halten, und Bernhard konnte auf das rechte Ufer übersehen, wo er sofort die nächsten Dörfer anzünden ließ. Boleslav wich zurück, Herzog Bernhard aber hatte sich durch die Fahrt flussabwärts so weit von dem für die Vereinigung mit dem Kaiser bestimmten Punkt entfernt, daß er glaubte, den Marsch

dorthin aufgeben zu müssen, und nach Verwüstung der umliegenden Gegend wieder umkehrte.

Im Jahre 1017 versagten die Obotriten ihre Beihülfe, die Liutizen folgten mit ihren alten Freunden, den Böhmen, wieder den Fahnen des Kaisers. Von Leiskau bei Magdeburg aus zog das Heer vor Nimptsch und belagerte die Stadt. Inzwischen griff eine große Schar der Liutizen, die in der Heimat geblieben waren, eine polnische Stadt (Stettin oder Demmin?) an, verlor aber 100 Mann und mußte unverrichteter Sache abziehen und sich mit Verwüstung der Gegend begnügen. Auch die Belagerung von Nimptsch, die drei Wochen dauerte, verlief erfolglos. Ein Sturm, den die Böhmen und darauf die Liutizen versuchten, ward abgeschlagen, und der Kaiser zog heim. Auf dem Rückwege ward ein liutizisches Banner, auf dem eine ihrer Göttinnen abgebildet war, von einem Knappen des Markgrafen Hermann mit einem Steinwurf durchlöchert. Die Priester der Göttin erschienen klagend vor dem Kaiser und erhielten zur Entschädigung 12 Pfund Silber. Noch ein zweites Mißgeschick betraf sie; beim Ubergang über die stark angeschwollene Mulde verloren sie ein zweites Bild ihrer Göttin nebst einem auserlesenen Gefolge von 50 Kriegeren. Erschrocken über diesen Unfall, in dem sie ein Zeichen göttlichen Zornes sahen, ließen sie den Einflüsterungen der Feinde der Deutschen ihr Ohr und gedachten die Dienste des Kaisers aufzugeben, doch ließen sie sich auf einem allgemeinen Landtage von ihren Führern wieder umstimmen.

Im Februar desselben Jahres — vor dem Feldzuge gegen Polen — erbat der Eremit Günther, ein geborener Thüringer aus edlem Geschlecht, der sich nach einer in ritterlichen Thaten schnell verbrauchten Jugend als Büßer in den Böhmerwald zurückgezogen hatte, vom Kaiser die Erlaubnis unter den Liutizen zu predigen. Er erhielt sie auch und führte seine Absicht aus, gab aber das Unternehmen bald wieder auf, sei es weil er sich von seiner Aussichtslosigkeit überzeugt hatte, sei es weil die Liutizen ihn verjagten.

Der Friede zu Rauhen beendete im Januar 1018 die Kämpfe mit dem polnischen Herzog. Sie hatten indessen noch ein überraschendes Nachspiel. Die Liutizen griffen im Februar desselben Jahres den Obotritenfürsten Mistizlav an, dem sie vorwarfen, daß er ihnen im Jahre vorher bei dem Zuge des Kaisers seine Unterstützung versagt hätte.

Es ist das erste Mal seit Heinrichs II. Regierungsantritt, daß in den Geschichtsquellen der Obotriten Erwähnung geschieht, wir sind also über diese zwei Jahrzehnte ohne alle Nachrichten. Indessen läßt sich dieser leere Raum teilweise ausfüllen. Schon das Schweigen der Geschichtsquellen gestattet den Rückschluß, daß höchstens nur unbedeutende Grenzübereien, aber keine größeren Kriege, an denen der ganze Volkstamm sich beteiligte, vorgekommen sein können. Auch setzen die Zustände, die unter ihnen im Jahre 1018 herrschten, eine längere Dauer friedlicher Beziehungen in den vorhergehenden Jahrzehnten voraus. Das Christentum hat wieder an Boden gewonnen, eine Anzahl Kirchen sind vorhanden. Der Herrscher findet Zuflucht bei den Sachsen, mit denen er also Freundschaft gepflegt haben muß. Dieser Herrscher nun heißt

Mistizlav, trägt also denselben Namen wie der christenfeindliche Sohn Mistivois. Unwillkürlich wehrt man sich gegen den Gedanken, ihn auch für dieselbe Person zu halten, allein wenn es zwei Fürsten gleichen Namens sind, so müßte der Zweite der Sohn des ersten sein. Dies ist aber unwahrscheinlich, da der Mistizlav des Jahres 1018 schon einen erwachsenen und verheirateten Sohn besitzt, also selbst kaum später als 980, wahrscheinlich aber noch früher geboren sein wird, während Mistizlav, Billugs Sohn, noch 983 unvermählt ist. Der alte Christenfeind Mistizlav, der im ersten Jahrzehnt seiner Regierung erbitterte Kämpfe gegen das Reich geführt hat, muß also später sein Verhalten geändert haben, und als Grund für diese Wandlung giebt sich ungezwungen dieselbe Veranlassung an die Hand, wie bei den Piutizen: auch der Obotritenfürst fühlte sich durch das Anwachsen der polnischen Macht und den Missionseifer Boleslavs bedroht und zog es vor, da er seine volle Freiheit doch auf die Dauer nicht hätte behaupten können, sich mit dem Reiche auf erträglichen Fuß zu setzen und ihm wieder Tribut zu zahlen, wobei er immer noch ein größeres Maß von Freiheit behielt, als ihm unter Boleslavs straffer Regierung geblieben sein würde. Die Beziehungen, die einst zwischen seinem Vater und dem Vater Heinrichs II. bestanden hatten, mußten ihm die Annäherung an das Reich wesentlich erleichtern. Sie wird — das ist so gut wie gewiß — gleich im Anfang der Regierung Heinrichs II. um dieselbe Zeit und vielleicht bei derselben Gelegenheit erfolgt sein, wie die der Piutizen, und unter die Wenden, mit denen Heinrich dann auf den Landtagen in Werben verhandelte, werden die Obotriten mit einzubeziehen sein. Enger noch als an den Kaiser schloß sich Mistizlav an das sächsische Herzogshaus an. Auch hierin liegt nichts Auffallendes. Denn erinnern wir uns, daß es im Jahre 983 nicht der Herzog selbst war, der ihn beleidigte, daß vielmehr dieser den Gekränkten sogleich zu begütigen suchte. Was ihm nicht sogleich gelang, muß ihm ums Jahr 1002 weit leichter gefallen sein, und die Vermutung möge wenigstens ausgesprochen sein, daß noch jetzt die früher geplante Familienverbindung zu Stande gekommen sein könnte.

Eine andere Frage, die um der genaueren Erkenntnis des Charakters dieses Fürsten willen aufgeworfen werden muß, ist die, ob in Mistizlav auch in religiöser Beziehung eine Wandlung vor sich gegangen ist. Im Jahre 1018 steht die Mission unter den Obotriten in frischer Blüte; war dies Mistizlavs Verdienst? War aus dem erbitterten Christenfeind ein Beförderer der Mission geworden? Eine Randbemerkung zu dem Werke Adams von Bremen, die wohl von einem Bremer Geistlichen den Ereignissen des Jahres 983 hinzugefügt ist, enthält die kurze Notiz: „Da Mistivoi nicht vom Christentum lassen wollte, ward er aus seinem Vaterlande vertrieben und floh zu den Warden, wo er als Christ ein hohes Alter erreichte.“ Der Verfasser dieser Notiz hat die Ereignisse des Jahres 1018 im Auge, von denen er aber keine zutreffende Kenntnis hat, da er Mistivoi und Mistizlav verwechselt; dadurch verliert auch das Urteil, das er über den vertriebenen Fürsten fällt, an Wert, allein augenscheinlich ist aus

den Vorgängen des Jahres 1018 selbst, daß der Grund, den die Liutizen für ihren Angriff auf den Obotritenfürsten angaben, nur ein Vorwand war. In Wahrheit war ihr Motiv religiöser Fanatismus, es war hauptsächlich auf den Sturz des Christentums, auf die Wiederherstellung des Nadegastkultus abgesehen. Verband sich nun damit der Sturz Mistizlavs nur deshalb, weil er den Vorwand zu dem ganzen Angriff hergab, während der Aufschwung der Mission nicht sein Wert war, sondern das einiger besonders eifriger Glaubensboten, die er wohl oder übel hatte schalten lassen müssen, oder ward er gestürzt, weil er selbst ein überzeugter Christ geworden war und die Mission thatkräftig gefördert hatte? So undeutlich auch das Bild des Mannes aus den Quellen hervortritt, so sind wir doch berechtigt, die erste dieser beiden Fragen zu bejahen, die letzte zu verneinen. Denn einmal fällt auf, daß der Name Mistizlav in der Bremer Geistlichkeit so bald der Vergessenheit anheimgefallen ist und daß selbst Adam von Bremen von der Wiederaufrichtung der Kirche unter Heinrich II. nur eine ganz dunkle Vorstellung hat und von Mistizlav, dem Sohne Mistivois, überhaupt nichts weiß. Wäre Mistizlav wirklich mit seinem Einfluß als Fürst offen für die Mission eingetreten, wie später Gottschalk, so hätte sich eine Erinnerung daran unter der Geistlichkeit des Erzstiftes erhalten. Ferner steht es fest, daß die im Jahre 983 und später der Kirche entzogenen Güter und Rechte bis zum Jahre 1018 nicht wieder in ihren Besitz gelangt sind. Ihre Rückgabe und Wiederherstellung wäre aber ohne Zweifel erfolgt, wenn dem Mistizlav die Bekehrung seines Volkes wirklich zur Herzenssache geworden wäre. Seine innere Stellung zum Christentum war also nach 1002 keine andere wie vor 983. Aus Staatsklugheit verbarg er seine Abneigung und ließ die Missionare gewähren. Dagegen schloß er sich eng an Herzog Bernhard von Sachsen an; dies geht aus der ganzen Verflechtung der Ereignisse hervor, die sich uns bald deutlicher herausstellen wird. Diese seine Neigung ward indessen von seinem Volke wenig geteilt, vielmehr hatte sich Herzog Bernhard durch die Härte, mit der er seine Tributforderungen geltend machte, den bitteren Haß der Obotriten zugezogen, eine Abneigung, die sich auch auf Mistizlav übertrug.

So sah sich dieser, als ihn im Jahre 1018 die Liutizen angriffen, von seinem eigenen Volke verlassen. Seine Gattin und Schwiegertochter — deren Gatte wird nicht genannt; vielleicht war er schon tot oder weilte außer Landes — mußten fliehen, er selbst warf sich mit einem auserwählten Gefolge von Getreuen in die Burg Schwerin, die hier zum ersten Male in den deutschen Geschichtsquellen erwähnt wird. Da der Abfall allgemein ward, so sah er sich gezwungen auch Schwerin aufzugeben und entkam mit genauer Not über die Elbe. Im ganzen Obotritenlande, Wagrien eingeschlossen, erhob nun das Heidentum wieder sein Haupt, alle christlichen Kirchen, die in den letzten Jahrzehnten wieder errichtet waren, stürzten in Schutt und Trümmer, das Bild Christi wurde verstümmelt, und überall der Götzendienst wieder eingeführt.

In denselben Zusammenhang gehören wahrscheinlich die Greuel-

standes, den er fälschlich ins Jahr 1002 setzt, aus Oldenburg berichtet. Dort schleppte man sechzig Priester, nachdem man die übrigen getödet hatte, zu einer besondern Marter zusammen, darunter einen Verwandten des dänischen Königshauses, Namens Oddar, der Propst in Oldenburg war. Man schnitt den Unglücklichen die Kopfhaut in Form eines Kreuzes bis auf den Schädelknochen ein und schleppte sie mit gebundenen Händen von Burg zu Burg durch das Slavenland unter Schlägen und Quälereien, bis sie den Geist aufgaben. So erzählte der dänische König Sven Estrithson Adam von Bremen, und als dieser noch weiter fragte, schnitt er ihm die Rede ab mit den Worten: „Höre auf, mein Sohn, wir haben so viele Märtyrer in Dänemark und im Slavenlande, daß ihre Namen kaum in einem Buche Platz finden!“

Bischof Bernhard von Oldenburg war zur Zeit des Losbruches nicht in seiner Diocese gewesen; als er die schlimme Nachricht erhielt, suchte er sofort den Kaiser auf, der in den Rheingegenden mit der Ordnung Niederlothringens beschäftigt war, und machte ihm Meldung. Merkwürdig ist des Kaisers Verhalten. Er seufzte schwer auf, verschob aber den Bescheid bis Ostern, um, wie es heißt, „nach wohl überlegtem Plane dies unselige Gewebe der Verschwörung zu zerstören.“ Er brachte das Osterfest in Nymwegen zu und unternahm dann zwei Feldzüge nach Burgund; erst im Spätherbst kam er nach Sachsen, wo er in Paderborn Weihnachten feierte; aber selbst im folgenden Jahre that er nichts, obgleich im März Bischof Bernhard in seiner Umgebung (in Goslar) weilte. Wie erklärt sich diese Gleichgültigkeit des frommen Kaisers, desselben Mannes, der das Bistum Bamberg als Metropole der Mission für den slavischen Südosten gründete und mit verschwenderischer Freigebigkeit ausstattete, gegen den Zusammenbruch des ganzen Missionswerkes im Obotritenlande? Ein Grund dafür liegt in Heinrichs Bündnis mit den Liutizen, das nach wie vor einen der wichtigsten Faktoren seiner Gesamtpolitik bildete. Wollte er sie nicht den Polen in die Arme treiben, so mußte er von einer Bestrafung ihrer Gewaltthat absehen. Indessen ist nicht zu leugnen, daß Heinrich für die Mission unter den Obotriten eine geringere Teilnahme gezeigt hat als für die unter den Südslaven. Immer haben unwillkürlich in der Politik der deutschen Kaiser die Interessen ihrer Stammländer eine größere Rolle gespielt als die anderer Teile des Reiches. So hatten Heinrich I. und Otto I., geborene Sachsen, grade den Grenzverhältnissen im Nordosten des Reiches fortdauernd ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Heinrichs II. Stammland aber war nicht Sachsen, sondern Baiern, und ihm erschien deshalb der Schutz und die Pflege der Mission unter den baltischen Wenden nicht als Sache des Reiches, sondern als eine territoriale Angelegenheit Sachsens. Nicht anders haben Heinrichs sämtliche Nachfolger gedacht und gehandelt mit alleiniger Ausnahme des Kaisers Lothar, der wieder aus Sachsen hervorging; obgleich doch die Mission unter den Wenden eine echt kaiserliche Aufgabe war, ist sie von allen vernachlässigt worden, weil andere Aufgaben des Kaisertums ihrem Gesichtskreise näher lagen.

Aber Heinrich unterließ sogar jeglichen Schritt, um den vertriebenen Obotritenfürsten zurückzuführen und die politische Abhängigkeit der Obo-

triten wiederherzustellen. Es wäre dies eine unverzeihliche Schwäche gewesen, wenn nicht noch ein Moment hinzukäme, aus dem sich die Unthätigkeit sowohl des Kaisers als der Billunger in den nächsten beiden Jahren erklärt. Im Jahre 1019 empörte sich Graf Thietmar, der Bruder des Herzogs Bernhard, gegen den Kaiser, im folgenden Jahre der Herzog selbst. Diesen Empörungen wird eine längere Spannung vorausgegangen sein. Nun stand der Obotritenfürst zum sächsischen Herzogshaus in nahen Beziehungen: er fand, aus seinem Lande vertrieben, ein Asyl „bei den Warden“, d. h. in Lüneburg, der Residenz der sächsischen Herzöge, und es ist wohl möglich, daß seine Weigerung, den Liutizen zum Feldzug des Jahres 1017 Hilfe zu senden, zugleich ein Ungehorsam gegen den Kaiser war, den er mit Wissen und auf Anstiften der Billunger beging. Deswegen mag dem Kaiser der Sturz des Sachsenfreundes, der eine empfindliche Machteinbuße der Billunger bedeutete, in der damaligen Lage nicht ganz ungelegen gewesen sein. Ja, man hat sogar vermutet, die Liutizen hätten auf sein Geheiß gehandelt¹⁴). So weit wird man nicht gehen dürfen, der Pörgang wird vielmehr sein, daß die Liutizen Kenntnis von der Spannung zwischen dem Kaiser und den Billungern erhielten, und geführt und getrieben von der fanatischen Priesterchaft zu Rethre und im Einverständnis mit der starken heidnischen Partei unter den Obotriten selbst, diese Gelegenheit zum Sturze des christenfreundlichen Herrschers und der ihnen verhassten Religion bei den Obotriten benutzten.

Der Seufzer, den die Hiobspost dem Kaiser entlockte, war also völlig aufrichtig, allein er vermochte für den Augenblick nichts für den klagenden Bischof zu thun. Derselbe Grund, ihre Entzweiung mit dem Kaiser, hinderte auch die Billunger am sofortigen Einschreiten.

Das Haupt der Kirche im baltischen Wendenland, der kluge und thätige Erzbischof Unwan von Hamburg, bemühte sich eifrig um Beilegung des Zwistes, und es gelang ihm im Jahre 1020. Noch in demselben Jahre zog dann Herzog Bernhard, dem Unwan seine Unterstützung lieb, über die Elbe, zwang die Obotriten und Wagrier wieder zur Binspflicht, und Erzbischof Unwan konnte nun daran gehen, Hamburg, das seit 983 noch in Trümmern lag, wiederaufzubauen¹⁵).

Von der Zurückführung des gestürzten Mistizlav ward abgesehen, er blieb in Bardowick, wo er als Christ alterte und starb. Als Fürsten der Slaven werden einige Jahre später Udo und Seberich genannt. Des letzteren Heimat war wohl Wagrien, und er wird mit Selibur zusammenhängen, Udo war Mistiwois Sohn, also Mistizlavs Bruder und wird durch Herzog Bernhard eingesetzt sein. Udo war sein deutscher Name, den er, wohl nach dem Markgrafen Udo von der Nordmark, in der Taufe erhalten hatte, denn auch er war Christ. Der dänische Schriftsteller Saxo, der sogenannte Grammatiker, hat uns seinen wendischen Namen Pribigniew aufbewahrt. Derselbe Saxo berichtet, Pribigniew sei ein großer Freund der christlichen Religion gewesen, aber seine Versuche, das Wendenland wieder zum Christentum zurückzuführen, seien erfolglos geblieben. Adam von Bremen behauptet dagegen, er wäre ein schlechter Christ gewesen. Die deutsche Tradition hat hier Recht. Udo

übergab zwar seinen Sohn dem Michaeliskloster in Lüneburg zur Erziehung, doch geschah dies jedenfalls auf Veranlassung des Herzogs, der so eine Geisel für Ubos Wohlverhalten in Händen hatte. Und wie wenig ernst es Ubo selbst mit seinem Christentum war, beweist sein Verhalten gegenüber dem Bischof Bernhard von Oldenburg. Als dessen Bemühungen, die früheren Einkünfte und Besitzungen des Bistums wieder zu erlangen, erfolglos blieben, wandte sich der Bischof an Herzog Bernhard, und dieser berief denn auch die Fürsten der Wenden und befragte sie, weshalb sie den schuldigen Zins verweigerten. Sie begannen die mannigfachen Steuern zu schildern, die sie schon zu tragen hätten; es sei für sie besser ganz aus dem Lande zu gehen als sich noch größere Abgaben auferlegen zu lassen. Mit Mühe erlangte der Herzog das Zugeständnis, daß im Wendenland ein Zins von zwei Pfennigen für jeden Hausstand, er sei reich oder arm, gezahlt werden solle¹⁶). Auch erhielt der Bischof die Güter des Bistums in Wagrien zurück, die entfernteren Besitzungen aber, die einst Otto I. der Oldenburger Kirche verliehen, konnte oder wollte der Herzog, dem im Grunde die Mission gleichgültig und die Forderungen der Kirche unbequem waren, dem Bischof nicht wieder verschaffen.

Darauf legte sich der Kaiser selbst ins Mittel. Auf einem großen Landtage, den er zu Werben (1021) hielt¹⁷), erschienen alle Fürsten der Wenden und erklärten feierlich dem Reiche in Frieden und Unterwürfigkeit gehorchen zu wollen; auch sollen sie gelobt haben, dem Bistum sein früheres Eigentum zurückzugeben und den Bischofszins, den einst Otto I. eingeführt hatte, fortan wieder zu zahlen. Allein ihre Versprechungen waren voll Trug und Falschheit. Sobald der Kaiser den Hoftag aufgelöst hatte und nach Italien aufgebrochen war, dachten sie nicht mehr daran. Deshalb verließ Bischof Bernhard, der vergeblichen Anstrengungen müde, seine Diocese und begab sich zum Bischof Bernward nach Hildesheim, wo er schon am 29. September 1022 bei der Einweihung der Michaeliskirche als anwesend genannt wird und am 13. August 1023 starb. Nicht mehr richtete sein Nachfolger Reinhold (1023—1032) aus. Kaiser Heinrich bekümmerte sich nach dem Landtage zu Werben, mit dem er glauben mochte seiner kaiserlichen Pflicht genügt zu haben, um das Wendenland nicht wieder und war es zufrieden, daß der Herzogszins von den Obotriten und der Tribut von den Lintizen regelmäßig gezahlt und der Friede nicht wieder gestört ward.

Die Lintizen unter Konrad II.

Nach Heinrichs II. Tode ging die Krone auf das Haus der Salier über¹⁸). Der erste Herrscher aus diesem Hause, Konrad II., ein Mann von frischester Thatkraft und durchdringender Schärfe des Verstandes, fand, als er Ende 1024 und Anfang 1025 auf seinem Königsritt durch die deutschen Gaue Sachsen durchzog, an dessen Ostgrenze eine äußerst schwierige Lage vor. Zwar huldigten ihm die Obotriten und Lintizen

und überbrachten den schuldigen Tribut¹⁹⁾, dagegen hatte Boleslav von Polen sogleich nach Heinrichs Tod den Königstitel angenommen und weigerte die Hulldigung.

Mit den Polen verwandt war der mächtige Dänenkönig Knud der Große, der auch England besaß und später noch Norwegen erwarb und an der wendischen Ostseeküste bereits festen Fuß gefaßt hatte. Bei einer Vereinigung beider Fürsten war die Stellung Deutschlands in den Nordostmarken aufs schwerste gefährdet, um so mehr, als auch der Obotritenfürst Udo in verwandtschaftlichen Beziehungen zum dänischen Königshause stand: seine Gattin war eine dänische Prinzessin.

Zwar starb Boleslav schon den 17. Juni 1025, aber sein Sohn und Nachfolger Miesko II. behielt den Königstitel und verharrte in feindseliger Haltung gegen Deutschland. Konrad zeigte sich der Lage gewachsen. Durch Vermittelung des klugen und gewandten Erzbischofs Unwan von Hamburg gelang es ihm, einen Freundschaftsbund mit Knud zustande zu bringen²⁰⁾, der bis an Knuds Tod (1035) keinerlei Trübung erfuhr.

Mit diesem diplomatischen Erfolge, durch den die schwerste Gefahr beseitigt ward, begnügte sich Konrad fürs erste und beobachtete Polen gegenüber eine abwartende Haltung, bis Miesko selbst zum Angriff überging. Dies geschah im Jahre 1028 durch einen verwüstenden Einfall in die sächsischen Marken, zu gleicher Zeit griff Miesko die Liutizen an, die deshalb Gesandte nach Böhme zum Kaiser schickten, mit der Bitte um Unterstützung und dem Versprechen, dem Kaiser treu dienen zu wollen²¹⁾. Dieser unternahm denn auch im Jahre 1029 einen Zug gegen Polen. Der Zug war erfolglos, aber zwei Jahre später (1031) erzwang Konrad von Miesko die Anerkennung der deutschen Oberherrschaft. Innere Wirren brachen dann in Polen aus, die zu neuem Einschreiten Veranlassung boten und vorläufig damit endeten, daß Miesko im Jahre 1033 sein durch Abtretung der westlichen Landschaften verkleinertes Reich von Konrad als Herzogtum zu Lehen empfing. Sein Tod (1034) stürzte das Land in neue innere Kämpfe, durch die es für lange Zeit völlig zerrüttet ward.

Inzwischen war es an der Liutizengrenze wieder unruhig geworden. Von ihrer Besorgnis vor dem slavischen Nachbarreich befreit, mögen die Liutizen wieder eine feindselige Haltung angenommen haben, der erste offene Friedensbruch aber ging allem Anscheine nach von den Sachsen aus. Von Alters her war der sächsische Grenzadel gewohnt, in den Wendenländern einen Tummelplatz seiner Kriegs- und Beutelust zu sehen, und hatte sich nur widerwillig durch die Strenge, mit der Heinrich II. über den Landfrieden wachte, im Zaume halten lassen. Von Konrad schien eine gleiche Strenge nicht zu befürchten. So erneuerten denn die Sachsen die alte Fehde, und die Liutizen säumten nicht Vergeltung zu üben. Sie überfielen im Jahre 1033 eine sächsische Schar bei Werben, wobei sie den Grafen Liudger mit 42 anderen töteten. Der Kaiser kam im Herbst des Jahres 1033 mit Truppen, die er aus Sachsen sammelte, selbst nach Werben, um Frieden zu stiften. In seinem Gerechtigkeitsgefühl stellte er sich, unbeirrt durch nationale oder

religiöse Vorurteile, über beide Parteien und untersuchte, wer der Schuldige sei. Die Heiden schoben die Schuld auf die Sachsen und erboten sich ihre Behauptung durch einen Zweikampf zu erhärten. Die Sachsen waren damit einverstanden, die Fürsten erklärten ihre Zustimmung, und so willigte denn auch der Kaiser ein. Beide Parteien wählten einen Vertreter, und der Zweikampf fand vor den Augen des Kaisers statt. Er endete mit dem Tode des Sachsen. So war der Gerechtigkeit Genüge geschehen, und wenn nun der Streit sogleich wieder ausbrach, trugen die Liutizen die Schuld. Sie wurden über den Sieg des Jhrigen so übermütig, daß nur die Gegenwart des Kaisers sie abhielt, sogleich über die anwesenden Sachsen herzufallen. Der Kaiser gab sich auch keinerlei Illusionen über die Wirkung des Zweikampfes hin, sondern ließ den Ort Werben neu befestigen und verpflichtete die sächsischen Großen eidlich zu einmütigem Widerstand gegen die Heiden ²⁷⁾.

Die Sachsen aber fochten im folgenden Jahre, wo ihnen der Kaiser den Kampf allein überließ, nicht glücklich, und in der Fastenzeit des Jahres 1035 — sie begann am 12. Februar — gelang es den Liutizen sogar, mit Hilfe eines sächsischen Verräters in Werben einzudringen, einen Teil der Besatzung zu töten, die anderen nach Zerstörung der Feste gefangen fortzuführen. Graf Dedi, unter dessen Befehl der Ort stand, war nicht anwesend.

Der Kaiser entschloß sich nun, selbst ins Feld zu rücken und erließ Pfingsten (18. Mai) von Bamberg aus das Aufgebot zu einem Zuge, an dem auch der in Bamberg befehnte Herzog Bretislav von Böhmen teilzunehmen versprach. Angesichts dieses Feldzuges war die Bundesgenossenschaft Knuds von Dänemark, der auch die wendische Ostseeküste östlich von der Meckniz beherrschte, von besonderem Werte. Konrad befestigte damals die schon seit einem Jahrzehnt bestehende Freundschaft durch die Abtretung der Mark zwischen Eider und Schlei, auch ward in Bamberg die Verlobung Heinrichs III. mit Gunhild, der Tochter Knuds, verkündet. Darauf begann der Feldzug. Die Liutizen traten dem Kaiser gleich an der Elbe entgegen und suchten ihm den Übergang zu wehren. Allein Konrad sandte einen Teil des Heeres an einer andern Stelle über den Fluß, ließ durch diese Abteilung die Feinde vom Ufer vertreiben und setzte dann selbst mit dem Rest des Heeres über. Unter steten Verheerungen drang er darauf im feindlichen Lande vor, nicht ohne heftige Kämpfe, die durch die Unwegsamkeit des Terrains doppelt schwer wurden. Höchst anschaulich tritt uns die Lokalität dieser Kämpfe wie das Bild des Kaisers in einem Gedichte entgegen, das ein Mönch dem Kaiser widmete, und aus dem Konrads Biograph Wipo, vielleicht selbst der Verfasser des Gedichtes, eine Stelle in Prosa anführt. Darin wird geschildert, wie der Kaiser zuweilen bis zum Schenkel im Sumpfe stand, selbst kämpfend und die Seinen zu tapferem Kampfe mahnend, und wie streng er die besiegten Heiden, die in seine Hände fielen, strafte. Sie hatten nämlich mit einem hölzernen Crucifix ihren Spott getrieben, es angespöen und gehohlet und schließlich ihm die Augen ausgegraben und die Hände und Füße abgehauen. Der Kaiser ließ eine Menge ge-

fangener Heiden in ähnlicher Weise martern. Die Grausamkeit, die selbst dem kirchlich gesinnten Wipo allzu hart erschien, versohlte aber ihren Zweck, außerdem erlitt der Kaiser, wenn eine ausländische Geschichtsquelle hierin Glauben verdient, erhebliche Verluste. Daß der Zug, in dem sich Herzog Bretislaw besonders ausgezeichnet haben soll, keinen vollen Erfolg hatte, geht schon daraus hervor, daß er im nächsten Jahre wiederholt werden mußte (nach dem 15. August). Erst dieser zweite Zug, an dem vorzugsweise Sachsen teilnahmen führte zur Unterwerfung der Lintizen, die sich wieder zur Zahlung des Tributes verpflichteten²³). Sie blieben seitdem ruhig und schickten auch Weihnachten 1038, als der Kaiser, nach längerer Abwesenheit in Italien nach Sachsen zurückgekehrt, in Goslar Hof hielt, gleich den übrigen Wendenstämmen Gesandte mit erneuter Anerkennung ihrer Tributpflicht, wofür Konrad sie seiner Gnade versicherte und mit kaiserlicher Freigebigkeit beschenkte²⁴).

So wahrte Konrad mit starker Hand und nicht ohne Einsetzung des eigenen Lebens die Rechte des Reiches in seinen Ostmarken, aber auch er begnügte sich mit der Anerkennung der politischen Oberhoheit Deutschlands durch die Wenden und verzichtete, eine echte Laiennatur, ohne Interesse für die Mission wie überhaupt ohne rechtes Verständnis für die kirchliche Seite seines kaiserlichen Amtes, auf die Wiedererrichtung der Bistümer im Wendenlande, obgleich sie seit der Demütigung Polens möglich gewesen wäre.

So verfuhr er nicht nur den Lintizen, sondern auch den Obotriten gegenüber, bei denen die Predigt des Christentums noch weit größere Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

Udo's Tod; Gottschalks Rachezug und Wanderjahre.

Im Obotritenlande war der Friede unter Konrad II. nur einmal vorübergehend gestört worden. Udo ward im Jahre 1028 von einem Sachsen ermordet²⁵), „wegen seiner Grausamkeit“, sagt Adam v. Bremen. Der Däne Saxo, der, wie den wendischen Namen des Fürsten, so auch wohl die wendische Auffassung des Ereignisses aufbewahrt hat, behauptet, die Sachsen hätten aus Begier, in den Besitz von Udo's Land zu kommen, den Mord veranlaßt. Die folgenden Ereignisse sprechen indessen gegen diese Auffassung, denn die Sachsen machten keinen derartigen Versuch. Ebenso wenig freilich ist auf Adams Entschuldigung des Mordes zu geben. Der Ermordete fand einen Rächer in seinem Sohn Gottschalk. Der junge Fürst, bisher in der Verborgenheit des Klosters zu Lüneburg aufgewachsen, tritt hier zum ersten Mal handelnd auf den Schauplatz der Geschichte. Sein wendischer Name ist uns nicht bekannt, den deutschen Namen Gottschalk verdankt er vermutlich dem späteren Bischof von Skara (in Gotland) Gottschalk, der eine Zeit lang Verweser des Klosters zu Lüneburg war, als der junge Wende dort in der christlichen Religion wie der kirchlichen Bildung unterwiesen ward²⁶).

Indessen gewannen die Lehren des Christentums auf das Herz des Knaben noch keinen tieferen Einfluß, und als er die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, brach die ganze leidenschaftliche Rachsucht des Wenden in ihm ungezügelt hervor. Er floh aus dem Kloster in seine Heimat und rief seine Landsleute zur Rache auf. Zahlreiche Scharen folgten seiner Fahne — wann hätten je die Wenden gezaubert, wenn es galt, den verhaßten Deutschen eins zu versehen? — und er machte mit ihnen einen Raubzug nach Holstein. Weit und breit wurden alle Ortschaften in Asche gelegt, auch die Kirchen nicht geschont; wer nicht in eine der beiden Festen Izhoe und Bökelburg zu flüchten vermochte, ward niedergehauen, viele Tausende von Sachsen sollen bei dieser „Christenverfolgung“ dem Schwerte der Wenden erlegen sein²⁷⁾.

Allein Herzog Bernhard eilte herbei, überwältigte die Wenden, deren Führer Gottschalk in Gefangenschaft geriet. Eine Zeit lang ward er in Haft gehalten, dann aber entließ ihn der Herzog „aus Achtung vor seiner Tapferkeit“, wie Adam von Bremen meint. Dieses Motiv wird schwerlich das einzige gewesen sein, das den Herzog zur Milde bewog. Die nahe Verwandtschaft Gottschalks mit dem dänischen Königshause wird dabei mitgewirkt haben, vielleicht hat sich König Knud für ihn verwandt. Seine Freilassung erfolgte nicht bedingungslos, er mußte sich verpflichten, sein Vaterland zu meiden. Wir dürfen dies aus der Thatfache schließen, daß er nach seiner Freilassung nicht in die Heimat zurückkehrte, sondern König Knud aufsuchte, der damals (Winter 1028/29) in Dänemark war²⁸⁾.

Er begleitete den König nach England und trat in die „Huskarle“ ein, eine Art von besoldetem, stehendem Heer, das Knud errichtet hatte. Es bestand aus mehreren tausend Mann, teils Dänen, teils tapfern Männern aus dem Ausland, die des Königs Hof aufgesucht hatten. Die Truppe hatte die Bestimmung, im Sommer auf besonderen Schiffen versendet, des Königs Befehle in seinen Reichen auszurichten; im Winter lagen sie, nach Heerhaufen und nach Rotten („Vierteln“) durch England verteilt, bei den Einwohnern in Quartier. Ihre Waffen waren die dänische Streitart, die an der linken Schulter hängend getragen ward, und ein kurzer Degen, beide mit Gold ausgelegt. Jeder in der Truppe Aufgenommene mußte Treue und pünktlichen Gehorsam geloben und erhielt dafür vom Könige das Gegenversprechen, daß er mit Milde und Gerechtigkeit behandelt werden und monatlichen Sold erhalten solle. Wer austreten wollte, mußte am Neujahrsabend durch zwei Kameraden aussagen. Für Friedensbruch und andere Vergehen waren bestimmte Strafen festgesetzt, selbst die Reihenfolge der Plätze an der Tafel war bestimmt geregelt; sie richtete sich nach dem Dienstalter, wenn nicht jemand zur Strafe für leichtere Vergehen einen tieferen Platz erhielt, als ihm sonst gebührte²⁹⁾. Bis ins vierzehnte Jahr blieb Gottschalk am dänischen Hofe, nicht nur unter Knud, sondern auch nach dessen Tode unter Hardeknut und vielleicht auch noch unter Sven Estrithson. In diese Jahre fällt — noch unter Knuds Regierung — die Eroberung Norwegens (1028 ff.) und die Besiegung der schottischen Könige Malcolm — Duncan unterlag schon 1028 — und Maelbetha, des durch Shakespeare

berühmt gewordenen Macbeth. Obgleich von Gottschalks Teilnahme an diesen Feldzügen nichts überliefert ist, so ist sie doch an sich nicht unwahrscheinlich.

Die Obotriten unter Ratibor und seinen Söhnen.

Inzwischen beherrschte Ratibor als Udos Nachfolger das Obotritenland, neben ihm werden Gneus und Anatrog genannt, die schon zu Udos Zeit auftreten; ihr Herrschaftsgebiet wird Wagrien gewesen sein. Gneus und Anatrog waren Heiden; ob sie Söhne oder Verwandte Sederichs waren, wissen wir nicht. Ratibor war Christ. Alle drei stellten sich friedlich sowohl zu dem Herzog von Sachsen, dem sie den schuldigen Tribut zahlten, wie auch zur Hamburger Kirche. In Hamburg hatte nach Unwans Tod (1029) in wenigen Jahren ein mehrfacher Wechsel auf dem erzbischöflichen Stuhle stattgefunden, auf Unwan war Libentius (II) gefolgt (1029—32), der den Meinher zum Bischof von Oldenburg ordinierte, auf Libentius Hermann, der schon 1035 starb, auf diesen Bezelin mit dem Beinamen Alebrand (1035—1043?), der den Abhelin zu Meinher's Nachfolger weihte. Damals herrschte Friede im Wendenland, die drei Wendenfürsten kamen öfters nach Hamburg, um dem Herzog und dem Erzbischof ihre Ergebenheit zu bezeigen; wenn dies auch von Gneus und Anatrog erzählt wird, so darf man wohl daraus schließen, daß sie sich durch Bezelin zur Taufe bewegen ließen²⁰). Indessen waren die Bemühungen des Erzbischofs, der christlichen Lehre im Wendenlande wieder Eingang zu verschaffen, im übrigen erfolglos. Auch fand er beim Herzog nicht die geringste Unterstützung, im Gegenteil bildeten die hohen Abgaben, die die Wenden dem Herzog zahlen mußten, ein Hindernis für die Wiederaufrichtung der kirchlichen Organisation, da dadurch die Wenden in ihrem Widerwillen, sich noch mit Abgaben für die Kirche zu belasten, nur bestärkt wurden.

In den folgenden Jahren verschwinden Gneus und Anatrog, Ratibor dagegen erscheint als ein „Mann von großer Macht“ unter den Wenden. Er wird, wie einst Racco und gewiß auch Mistizlav und Udo von Anfang an eine Oberherrschaft auch über Wagrien besessen haben und scheint das Land nach dem Tode oder der Beseitigung jener beiden noch enger an das Obotritenland angegliedert zu haben; vermutlich unterstellte er es einem seiner Söhne, deren er acht hatte. Sie waren schon bei seinen Lebzeiten Stützen seiner Macht und hatten eine fürstliche Stellung, wohl als Statthalter in den einzelnen Stammesgebieten oder den wichtigsten Burgwarden²¹).

Ratibors Abhängigkeitsverhältnis vom deutschen Reiche hinderte ihn nicht, auf eigene Hand mit Dänemark Fehde zu beginnen, als hier nach Knuds des Großen Tode (1035) sein ihm sehr unähnlicher Sohn Hardeknut zur Regierung gekommen war. Die Wenden waren gelehrige Schüler der dänischen Wikinger gewesen. Und wenn sie einst selbst unter deren Landungen viel zu leiden gehabt hatten, so übten sie jetzt Vergeltung, indem sie die dänischen Küsten mit häufigen Plünderungen

heimsuchten. Auch die Jomsburger wie die Pommern beteiligten sich daran. Hardeknut, ein in Läften versunkener Wüstling, brachte seine Zeit in England mit Gelagen hin und bekümmerte sich nicht um Dänemark. Anders König Magnus von Norwegen, der sich schon vor Hardeknuts Tod (1042) Dänemarks bemächtigte und es glücklich gegen Ewen, den Sohn von Knuds Schwester Estrith, behauptete. Er zog gegen die Wenden bei der Jomsburg aus und besiegte sie²²⁾. Im Kampfe gegen ihn — wo, ist unbekannt — fiel auch Ratibor, der Obotritenfürst (1043?). Um seinen Tod zu rächen, sammelten seine Söhne ein Heer und zogen nach Jütland, zu einer Zeit, als der König gerade auf der Verfolgung Ewens begriffen war, der aus Jütland nach Schweden hatte weichen müssen. Sie drangen bis nach Ripen vor, kehrten aber um, als Magnus, der auf die Nachricht von dem wendischen Angriff sofort von Ewen abließ, bei Schleswig landete. Zu Magnus stieß mit einer Schar Krieger Herzog Ordulf, der Sohn des Herzogs Bernhard II. von Sachsen, der seit 1042 mit Ulfhilde, der Schwester des Königs Magnus, vermählt war. Es kam zur Schlacht auf der Kürstogheide (Kürschau, $\frac{1}{2}$ Meile nordwestlich von Schleswig) bei dem Flüsschen Scotborgara²³⁾ am 28. September 1043.

Die nordischen Skalden und Geschichtsschreiber haben die Schlacht auf das lebendigste geschildert, doch so, daß Dichtung und Wahrheit untrennbar durch einander fließen. Die vorausgeschickten Späher hatten die Botschaft gebracht, daß das feindliche Heer an Zahl den Dänen weit überlegen sei, und zu schleuniger Flucht geraten. Viele der Anführer, die Magnus zum Kriegsrat versammelt hatte, waren derselben Meinung, der König schwankte, da gab Herzog Ordulf den Ausschlag, indem er entschieden zur Schlacht riet. Die folgende Nacht brachte das dänische Heer auf Geheiß des Königs unter den Waffen zu. Am Morgen, als die Wenden schon den Fluß überschritten hatten, ließ der König zum Angriff blasen. Er selbst legte den Panzer ab, zog ein rotes, seidenes Gewand über seine Kleider und ging, mit seines Vaters Streitaxt bewaffnet, die nach der Sage von der Göttin der Unterwelt den Namen Hela trug, allen Kriegern voran ins Gefecht. Der Kampf war blutig. Die Dänen wußten zu erzählen, daß ein wendischer Hecke, den sie Regbus nennen, gewaltig gefochten und viele getötet, während er selbst, gegen Wunden gefeit, allen Streichen widerstanden habe. Endlich habe ihn der König mit Hilfe eines alten Mannes (vielleicht ein Nachklang von Wodans Teilnahme an Schlachten) erlegt. Da der Hauptgegner gefallen, habe der König vollends gegen die Feinde zu wüten begonnen und mit eigener Hand eine große Zahl erschlagen. Eine Kaste weit, so sagt der Skalde Thiodolf, der wahrscheinlich an der Schlacht selbst teilnahm, lag die Haide mit Leichen flüchtiger Wenden bedeckt. Adam von Bremen giebt die Zahl der gefallenen Wenden auf 15000 an, unter ihnen befanden sich sämtliche acht Söhne Ratibors. Der Ruhm dieses Sieges scholl durch den ganzen Norden und hallte noch lange in den Liedern der Sänger nach; so wunderbar erschien er, daß die Sage ihn dem Beistand des heiligen Olav zuschrieb, der seinem Sohne, dem König Magnus, im Schlaf erschienen sei und auch den Sachsenherzog herbeigerufen

habe²⁴⁾. In Deutschland erregte der Kampf weniger Aufsehen, hier waren aller Augen auf den jungen König Heinrich III. gerichtet, der nach seines Vaters Tode das Szepter des Reiches nicht weniger kraftvoll als dieser führte und im September des Jahres 1043 nach Ungarn zog. Nur Adam von Bremen erwähnt die Wendenschlacht mit kurzen Worten, und doch zog sie die wichtigsten Folgen nach sich. Ratibors ganzes Haus war ausgerottet, diese Gelegenheit benutzte Gottschalk, um in seine Heimat zurückzukehren und sich seines angestammten Reiches zu bemächtigen. Damit beginnt eine neue Wendung in der Geschichte Mecklenburgs zur wendischen Zeit.

Rückblick.

Werfen wir, ehe wir in sie eintreten, noch einmal einen Scheideblick auf die 1½ Jahrhunderte, die ihr vorausgehen, so zeigt sich uns zuerst das Bild einer schnell aufsteigenden Entwicklung. Der allgemeinen Herrüttung an der Ostgrenze, die unter Ludwig dem Kinde Platz gegriffen und der Konrad I. bei allem guten Willen nicht hatte steuern können, wird durch Heinrich I. ein Ende gemacht, die Wenden werden wieder unterworfen und auch die ersten Keime der Mission gelegt. Daraus entwickelt sich unter seinem Nachfolger, Otto dem Großen, schnell eine reiche Blüte. Gestützt auf seine Paladine Hermann Billung und Gero, aber auch unermüdlich selbst zum Eingreifen bereit, schlägt Otto jede Auflehnung, die die Wenden in den kritischen Zeiten seiner Regierung, besonders am Anfang und in den fünfziger Jahren, wagen, siegreich zu Boden, gliedert ihre Gebiete als Marken an das Reich an und überzieht sie dann mit einem Netze von Bistümern, in denen die Missionsarbeit überall in vollem Zuge war, als der große Kaiser abgerufen ward.

Eine an sich geringfügige Erschütterung, die das römisch-deutsche Reichsgefüge an einer weit entfernten Stelle erleidet, bringt im Verein mit einer persönlichen Kränkung des Obotritenfürsten durch einen hochfahrenden sächsischen Großen 10 Jahre später den ganzen noch lose gefügten Bau, der schon in den vorhergehenden Jahren leise Schwankungen zeigt, zum Sturze. Selbst die Dänen werden in den Umsturz mit fortgerissen und wenden sich für etwa zwei Jahrzehnte dem alten Wikingertreiben wieder zu; für Ostachsen erneuern sich die Zeiten der letzten Karolinger.

Nur die Furcht vor Polen, nicht die Achtung vor der deutschen Reichsmacht ist es, die unter Heinrich II. die Liutizen zu einer Annäherung an dieselbe bewegt. Sie zahlen wieder Tribut und leisten Kriegshilfe, wenn es ihnen beliebt, aber von einer Erneuerung der Mission muß Heinrich völlig absehen. Es ist die Zeit, wo die Tempelaristokratie in Böhmen die unbestrittene Vorherrschaft in sämtlichen liutizischen Gauen behauptet und der Schutzherr der Christenheit sich durch den Zwang der politischen Verhältnisse genötigt sieht, der christ-

lichen Welt das seltsame Schauspiel heidnischer Götzenbilder in seinem Heere zu bieten. Die für sie überaus vorteilhafte Lage nutzen die Liutizen in dem Losbruch des Jahres 1018 aus, den ihnen der Kaiser seufzend hingehn lassen muß. Sein eigentliches Motiv ist augenscheinlich ein religiöses, es gilt dem Radegast abtrünnig gewordene Anhänger wieder zuzuführen. Ein Abfall der Liutizen vom Reiche scheint damit nicht verbunden gewesen zu sein; sie zahlen ihren Tribut, als Konrad II. die Regierung antritt. Unter diesem beginnen nicht ohne Schuld der Sachsen die alten Grenzfehden wieder aufzuleben, denen Heinrich II. mit Erfolg gesteuert hatte, es bedarf mehrerer Feldzüge des Kaisers, um sie für einige Jahre, bis in die Regierungszeit seines Nachfolgers hinein, abzustellen. Der energische Mann straft die Abtrünnigen hart, für die Mission hat er kein Interesse, und Radegast herrscht unbestritten im Wendenland, auch bei den Obotriten.

Für diese knüpft sich der Gang der Ereignisse seit 973 an die Namen ihrer Fürsten an und ist zum Teil, wenn die Mangelhaftigkeit und Dürftigkeit der Quellen uns ein richtiges Bild hat gewinnen lassen, durch deren Individualität bestimmt, während die wagrischen Fürsten vor den obotritischen an Bedeutung und Macht entschieden zurücktreten, zeitweilig als Untergebene der Obotritenfürsten erscheinen und schließlich ganz verschwinden. Seit 966 regiert Raccos Sohn Mistivoi, der sich mit Bischof Wago verschwägert und sich in den ersten Jahrzehnten seiner Regierung der Mission gegenüber freundlich stellt, die in dieser Zeit ihren Höhepunkt erreicht. Je länger, desto mehr läßt er sich jedoch von seinem Sohn aus früherer Ehe, Mistizlav, beeinflussen, der zwar ebenfalls ein getaufter Christ, im Geheimen aber ein erbitterter Gegner der fremden Religion ist. Bis zum Jahre 983 vermeidet indessen Mistivoi den offenen Bruch, und wenn durch die Empörung in diesem Jahre das Christentum unter den Obotriten noch nicht völlig ausgerottet wird, so ist auch dies vermutlich noch auf seinen Einfluß zurückzuführen. Er erscheint als ein Fürst, der wohl imstande war, politische Verhältnisse aus höherem Gesichtspunkte zu übersehen: sein Anschluß an Heinrich von Bayern im Jahre 984 beweist es.

Eigenartig ist die Lebensgeschichte seines Sohnes Mistizlav. Er tritt auf als versteckter Deutschen- und Christenfeind, läßt sich auch durch die Aussicht auf die Heirat mit einer Verwandten des Sachsenherzogs nur vorübergehend blenden und veranlaßt, als sie sich zerschlagen hat, den Losbruch des Jahres 983. Nach seines Vaters Tode beseitigt er auch die letzten Reste des Christentums in seinen Landen und beugt sich selbst dem Kaiser, als dieser sein Land durchzieht, nur vorübergehend. Indes als ein politisch geschulter Kopf läßt er sich doch nicht ausschließlich von Haß und Leidenschaft leiten, giebt vielmehr wie sein Vater auch den Erwägungen einer vorausschauenden Staatsklugheit Raum und läßt sich durch sie zu einem vollständigen Frontwechsel, zur freiwilligen Unterwerfung unter das Reich und den sächsischen Herzog bestimmen, ja er entschließt sich sogar, die Predigt des Christentums in seinem Lande zu dulden. Eben dadurch zieht er sich freilich seinen Sturz zu: seine früheren Verbündeten, die Liutizen, vertreiben den

Christenfreund und stellen den Götzendienst im Obotritenlande wieder her. Er bleibt auch unter Udo, Mistizlavs Bruder und Nachfolger, in Flor, der, wenn auch selbst Christ, doch ein kräftiges Aufblühen der Mission durch Vorenthaltung der früher der Kirche verliehenen Einkünfte zu hintertreiben weiß. Über Ratibors kirchliche Haltung ist nichts bekannt, doch wird er schwerlich anders als Udo gedacht und gehandelt haben. So fand Gottschalk, Udos Sohn, als er nach jener mörderischen Schlacht bei Schleswig den Boden seiner Heimat wieder betrat, die Lage ganz ähnlich vor, wie zu der Zeit, als er sie verließ; er selbst aber war ein anderer geworden.

Gottschalk, Cruto und Heinrich.

Gottschalk.

Als ein Saulus hatte Gottschalk einst nach seines Vaters Tod gegen die Kirche mit Feuer und Schwert gewüthet, als ein Paulus kehrte er aus der langen Verbannung in die alte Heimat zurück. Wie hatte sich diese innere Wandlung in ihm vollzogen? Helmold weiß darüber ausführlich zu berichten: Als Gottschalk — so erzählt er — auf seinem Plünderungszuge durch Holstein eines Tages nach Räuberart durch Busch und Feld dahiritt und sah, wie die einst an Kirchen und Einwohnern reich gesegnete Landschaft nun eine wüste Einöde war, erschrak er vor dem Werke seiner eigenen Grausamkeit und sann, im Innersten seines Herzens schmerzlich ergriffen, darüber nach, wie er von seinem verruchten Treiben ablassen könnte. Er trennte sich also von seinen Gefährten unter dem Vorwande, er wolle einen Hinterhalt legen, und ritt auf einen Sachsen zu. Als dieser vor dem bewaffneten Manne floh, rief ihm Gottschalk zu, er möge stehen bleiben, und schwur, ihm kein Leides thun zu wollen. Da faßte der Furchtsame Zutrauen und stand still, und Gottschalk fragte ihn, wer er sei und was er Neues wisse. Jener antwortete: „Ich bin ein armer Mann aus Holstein. Wir bekommen täglich schlimme Botschaft zu hören, weil jener Fürst der Slaven, Gottschalk, unserm Lande und Volke viel Böses zufügt und mit unserm Blut seine Grausamkeit zu befriedigen begehrt. Es wäre wahrhaftig Zeit, daß Gottes strafende Hand unsere Unbill rächte.“ Ihm erwiderte Gottschalk: „Deine Anklage trifft jenen Mann schwer. In der That hat er eurem Lande und Volke viel Beschwerden bereitet, weil er seines Vaters Ermordung rächen wollte. Ich selbst bin der Mann, von dem wir sprechen, und bin gekommen, um mit dir zu reden. Denn es schmerzt mich, daß ich gegen den Herrn und die Verehrer Christi so viel Unrecht verübt habe, und ich wünsche sehr, mich mit ihnen wieder zu versöhnen. So kehre denn heim und sage deinen Landsleuten, sie möchten an einen bestimmten Ort Männer senden, um mit mir heimlich über Frieden und Bündnis zu verhandeln. Ich werde dann diese ganze Räuberschar, an die mich mehr die Not als mein freier Wille fesselte, ihnen in die Hände liefern.“ Zugleich bezeichnete er den Ort und die Zeit für die Zusammenkunft. Der Sachse meldete die Botschaft in der Burg, wo die noch übrig gebliebenen Sachsen in großer Furcht versammelt waren, und suchte sie zu bewegen, daß sie Männer an den bestimmten Ort sendeten. Sie aber gingen nicht darauf ein, da sie das Anerbieten für eine List hielten, um sie in einen Hinterhalt zu locken.

Einige Tage darauf, fährt Helmold dann fort, ward Gottschalk von Herzog Bernhard gefangen. Dies ist aus Adam von Bremen bekannt, von jener Sinnesänderung aber weiß Adam nichts. Die ganze Erzählung darüber — die beiläufig für Gottschalk keineswegs ehrenvoll ist, indem sie ihm die Absicht zuschreibt, eine sehr häßliche Treulosigkeit gegen seine Gefährten zu begehen, an die ihn doch keineswegs die Not gebunden, sondern die er selbst zum Rachezuge aufgerufen hatte — ist als eine im Munde der Holsteiner entstandene Sage anzusehen. Ihre Entstehung ist leicht verständlich. Die innere Wandlung, die Gottschalk durchmachte, hat etwas Wunderbares und hatte es schon für die Zeitgenossen. Ihre Phantasie fühlte sich angeregt sie sich zu erklären, ein solcher Erklärungsversuch ist Helmolds Erzählung¹⁾. Ob ihr wirklich ein thatsächliches Erlebnis zu Grunde liegt, ob Gottschalk, den ja nicht Haß gegen das Christentum, sondern Rache aus dem Kloster in jene „Christenverfolgung“ getrieben, schon Reue empfand, als er gefangen ward, oder ob er etwa in der Gefangenschaft unter dem Einfluß seiner früheren Umgebung umgestimmt ward, oder endlich ob er erst während seines Aufenthaltes am englischen Hofe die christliche Lehre besser schätzen lernte, bleibt uns verschlossen. Deutlich ist nur, daß das Christentum, das im Kloster noch keinen tieferen Einfluß auf ihn gewonnen hatte, ihm zum inneren Besitztum geworden war, als er zurückkehrte.

Nicht als Freund und von den Wenden selbst zu ihrem Herrscher erkoren, betrat Gottschalk den Boden seines angestammten Landes, vielmehr drang er wie ein fremder Eroberer mit Heeresmacht ins Slavenland ein, gewaltigen Schrecken verbreitend. Diese Heeresmacht kann ihm nur Herzog Bernhard gegeben haben, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Herzog ihn geradezu gerufen hat²⁾. Der Sieg begleitete ihn, er bezwang die Wenden, so daß sie ihn wie einen König fürchteten und sich ihm unterwarfen. So dehnte er seine Herrschaft über das ganze Gebiet der Wagrier, Polaben und Obotriten aus, die Vinonen und Warnaber miteinbegriffen. Mit Sven Estrithson, der nach dem Tode Magnus des Guten (1047) die Krone von Dänemark gewann, trat er in freundschaftliches Einvernehmen, das durch seine Heirat mit Svens Tochter Sigrid noch befestigt ward³⁾. Auch mit Herzog Bernhard blieb er fortdauernd auf gutem Fuße und zahlte regelmäßig den schuldigen Zins⁴⁾. Näher aber als an diese weltlichen Fürsten schloß er sich an den Erzbischof Adalbert von Bremen an, der um dieselbe Zeit den erzbischöflichen Stuhl bestiegen hatte, als Gottschalk das Land seiner Väter wiedergewann.

Erzbischof Adalbert, ein Mann von glänzenden Geistesgaben und ungemessenem Ehrgeize, entfaltete die eifrigste Thätigkeit nicht nur im Dienste des Reiches, sondern auch für sein Erzbistum, dessen Primat über die Länder des Nordens er zur Wahrheit zu machen suchte. Er war seit Ottos I. Zeit der erste Erzbischof, der unter den Wenden mit Ernst und Eifer das Werk der Mission in die Hand nahm. Eine Vorbedingung für das Gelingen war die Erhaltung des Friedens im Wendenland, besonders unter den unruhigen Nachbarn seiner Diocese,

den Luitizen. So mag wohl der Zug, den König Heinrich III. im Jahre 1045 gegen sie unternahm, auf seine Anregung zurückzuführen sein. Er befand sich auf demselben in der Begleitung des Königs. Die Luitizen, denen vorgeworfen ward, die sächsische Grenze beunruhigt zu haben, ergaben sich und versprachen den gewohnten Zins⁶⁾. Es ist auffallend, daß auch Heinrich III., der es sonst mit seinem kaiserlichen Amte, Schirmherr der Kirche zu sein, so ernst nahm wie kaum ein zweiter Kaiser, sich mit diesem halben Erfolge begnügte und für die Christianisierung der Luitizen nicht das Geringste that. Auch von Magdeburg aus geschah nichts; zwei böhmische Mönche sollen auf ihre eigene Gefahr hin eine Reise nach Rethre unternommen und dort das Wort Gottes öffentlich verkündigt haben. Sie lieferten sich damit selbst der fanatischen Priesterchaft in die Hände und fanden den Märtyrertod, den sie sich gewünscht hatten, unter qualvollen Martern⁷⁾. Keine Hand rührte sich, um ihren Tod zu sühnen, und die Tempelburg zu Rethre blieb neben dem Obotritenreiche Gottschalks bestehen, gleich gefährlich für dieses, wie für die deutsche Herrschaft. Heinrich III. sollte noch selbst darüber belehrt werden. Im Jahre 1055, als der Kaiser in Italien weilte, brachen mit neu gesammelter Kraft die stets Unversöhnlichen aus ihren Wäldern und Sümpfen wieder hervor, und der alte Streit flammte wieder auf. Schon in diesem Jahre hatten die Sachsen empfindliche Verluste zu beklagen, noch schlimmer war eine Niederlage, die im Jahre 1056 Markgraf Wilhelm von der Nordmark bei Břizlawa am Einfluß der Havel in die Elbe erlitt (10. Sept.). Auf dem Raume zwischen den beiden Flüssen ward er von den Heiden umstellt und fiel selbst, mit ihm zwei Grafen, Dietrich von Kattlenburg und Bernhard von Domeneleben und eine ganze Zahl von edlen Sachsen. Das ganze Heer scheint vernichtet zu sein. Der Kaiser erhielt die Nachricht von diesem schweren Unfall in der Pfalz Bopfelfeld im Harz. Ohnehin trübe gestimmt über die Not der Zeit — infolge einer Mißernte herrschte Hungerznot — und von Sorgen gequält über die Unbotmäßigkeit der Fürsten, denen die Strenge des Kaisers allzu hart erschien, ward er von der Plobspust vollends niedergeworfen. Er erkrankte und starb den 5. Oktober 1056⁸⁾. Sein Tod, für das deutsche Reich wie die ganze christliche Welt von unermeßlicher Bedeutung, änderte an der Wendengrenze nichts an dem bestehenden Zustand. Die Niederlage der Sachsen ward im nächsten Jahre durch einen Kriegszug gerächt, der Stellung von Geiseln und Tributzahlung erzwang und so das alte Verhältnis genau so unsicher, wie es gewesen war, wiederherstellte.

Gottschalk herrschte unterdessen unangefochten im Obotritenland, doch war seine Macht nicht stark genug, um die Raublust seiner Unterthanen wirksam im Zaume halten zu können. Obgleich er selbst ununterbrochen mit Erzbischof Adalbert in freundschaftlichen Beziehungen blieb, so sah sich dieser doch genötigt, zur Abwehr der wendischen Raubfälle Maßregeln zu treffen. Die Räuber hatten nämlich im großen Sachsenwalde ihre Schlupfwinkel, aus denen sie bei guter Gelegenheit unvermutet hervorbrachen, um wehrlose Dörfer zu überfallen, die Bewohner zu töten oder, was noch schlimmer war, als Gefangene mit sich zu schleppen

und auf einem der wendischen Sklavenmärkte zu verhandeln. Um diesem Treiben zu steuern, legte der Erzbischof auf dem Sillberg bei Blankenese eine besetzte Burg und eine Propstei an. Er hatte freilich den Bock zum Gärtner gesetzt, denn die Besatzung der Burg selbst erlaubte sich Plünderungen in der Umgebung, deshalb ward der Ort durch eine plötzliche Erhebung der Holsteiner zerstört. Herzog Bernhard ließ dies ruhig geschehen, da auch er schon, wie noch mehr sein Nachfolger, auf die wachsende Macht des Erzbischofs, welche den Einfluß des Herzogtums in Nordachsen bei Seite zu schieben drohte, eifersüchtig war. Er selbst erbaute für sich ein neues, festes Haus in Hamburg, das zwar auch zum Schutze der Gegend vor wendischen Räubern dienen konnte, im Grunde aber mehr eine Trutzburg gegen den Erzbischof war. Ein bestimmtes Jahr ist für diese Ereignisse nicht überliefert, doch müssen sie vor das Jahr 1059 fallen, das Todesjahr des Herzogs Bernhard, und es liegt nahe, die größere Unruhe an der Obotritengrenze mit den Lütizenkämpfen der Jahre 1055—57, durch die sie hervorgerufen sein mag, gleichzeitig anzusetzen⁹⁾.

Vermutlich in annähernd dieselbe Zeit fällt ein höchst merkwürdiger Feldzug zwischen den wilzischen Stämmen, in den auch Gottschalk eingriff. Zwei Berichte sind darüber erhalten, der eine von Adam, der zweite von Helmold, der mit jenem nicht ganz übereinstimmt⁹⁾. Nach Adam standen auf der einen Seite ausschließlich die Circipaner, auf der andern die Tollenser, Redarier und Kessiner, nach Helmold sochten die beiden nördlichen Stämme, die Kessiner und Circipaner vereint gegen die beiden südlichen.

Als Ursache der Entzweiung giebt er an, daß die Kessiner und Circipaner sich geweigert hätten, dem Tempel zu Rethre, der im Besitze der Redarier und ihrer Nachbarn, der Tollenser, war, noch fernerhin zu zinsen. Helmold ist hier ohne Zweifel glaubwürdiger als Adam, der selbst einen Beweis gegen die von ihm angegebene Parteilichkeit liefert, indem er die Kessiner und Circipaner zu Gottschalks Reich zählt. Diesem können sie, so lange sie nach Rethre zinsten, nicht angehört haben, vielmehr erst infolge jenes Feldzuges einverleibt sein. Die Redarier und Tollenser baten nämlich, nachdem sie dreimal von den Segnern geschlagen waren, den Sachsenherzog, den Dänenkönig und den Obotritenfürsten um Hülfe. Alle drei leisteten der Bitte Folge und kamen mit beträchtlichen Aufgeboten, die sechs oder sieben Wochen lang auf Kosten ihrer wendischen Verbündeten unterhalten wurden. So zerfleischten sich die Heiden mit Hülfe der Christen untereinander, denn die Circipaner und Kessiner setzten selbst dem vereinigten Heere hartnäckigen Widerstand entgegen. Tausende von Heiden fielen auf beiden Seiten, noch mehr wurden gefangen. Endlich gaben sich die Circipaner und Kessiner überwunden und erkauften von den drei Fürsten um 15000 Mk. Silber den Frieden. Die Sieger teilten die Beute unter sich, des Christentums aber ward dabei nicht gedacht, doch wurden die Besiegten aller Wahrscheinlichkeit nach unter Gottschalks Botmäßigkeit gestellt. Damit war der alte Bund der vier Stämme gesprengt, und er ist auch in seinem früheren Umfang nicht wieder hergestellt worden; die beiden

nördlich der Peene wohnenden Stämme verschmolzen mit dem Obotritenreich.

Schon Adam, der den Ereignissen Näherstehende, schöpft seine Kenntnis von diesem Feldzuge aus der unsicheren Quelle der mündlichen Tradition, die Berichte mögen also nicht in allen Einzelheiten getreu sein, an der Thatsache des Feldzuges selbst wie des Eingreifens der drei Fürsten ist nicht zu zweifeln. Schwierig ist die Frage der Zeitbestimmung; den einzigen sicheren Anhalt gewährt auch hier der Tod des Herzogs Bernhard im Jahre 1059. Ob aber jener Krieg vor die Liutizenkämpfe der Jahre 1055—57 fällt oder ins Jahr 1058, darüber läßt sich um so weniger etwas gewisses sagen, als zwischen den Vorgängen an der Elbgrenze, an denen die entfernteren Liutizenstämme möglicherweise ganz unbeteiligt waren, und jener inneren Entzweiung überhaupt kein erkennbarer Zusammenhang besteht.

Von Einzelvorgängen, die das Wendenland betreffen, ist aus den nächsten Jahren noch einer bekannt: Im Jahre 1062 verließ der junge — noch minderjährige — Kaiser Heinrich IV. auf Anregung der beiden Erzbischöfe Anno von Cöln und Adalbert von Bremen dem Herzog Otto (Ordulf) von Sachsen die Burg Raxeburg im Polabellande mit allen dazu gehörenden Besitzungen und Berechtigungen zum Lohn für treue Dienste. Das eigentliche Motiv dieser Schenkung, als deren geistiger Urheber wohl Erzbischof Adalbert anzusehen ist, wird Adalberts Wunsch gewesen sein, zwischen Nordalbingien und dem Wendenland ein neues festes Bollwerk zur Überwachung der Grenze einzuschleifen, wobei er sich zugleich den Herzog zu Dank verpflichten wollte.

Die Urkunde ist bezeichnend für die Auffassung, die man am Kaiserhofe von der Machtstellung und den Rechten des Kaisers in den wendischen Marken hatte: Die auffallende Thatsache, daß Gottschalk, der wendische Herr von Raxeburg, in der Urkunde überhaupt nicht genannt wird, läßt sich kaum anders erklären, als durch die Annahme, daß die kaiserliche Regierung ein Obereigentumsrecht über die gesamten Marken und damit das Recht beanspruchte, über die Köpfe der einheimischen Fürsten hinweg Verfügungen über Eigentum in denselben zu treffen*). Indessen darf man vermuten, daß Erzbischof Adalbert nicht ohne Vorwissen Gottschalks gehandelt hat¹⁰⁾. Jedenfalls ward das gute Verhältnis Gottschalks zu den Deutschen, insbesondere zu Erzbischof Adalbert, durch diese Gebietsentziehung nicht getrübt. „Er ehrte Hamburg wie eine Mutter“, sagt Adam von Bremen, und besuchte es häufig, um Gelübde zu lösen. Dabei traf er oft mit dem Erzbischof, der ebenfalls häufig in Hamburg weilte, zusammen, und pflegte mit ihm Rats über die Bekehrung der Wenden, die sich Gottschalk seit seiner Rückkehr zum Lebensziel gesetzt hatte. Adalbert bestärkte ihn in seinem Eifer und spornte ihn an, das um Christi Willen unternommene Werk beharrlich zu Ende zu führen, verhiess ihm auch den Sieg für seine Bestrebungen

*) Es ist sehr fraglich, ob Herzog Ordulf überhaupt Gebrauch von der Schenkung gemacht hat; ist dies der Fall, so ist Raxeburg im Jahre 1066 von den Wenden wieder erobert worden.

und die ewige Seligkeit, auch wenn er Widerwärtigkeiten um Christi willen zu erdulden hätte; denn viel seien der Belohnungen, die für ihn ob der Bekehrung der Heiden im Himmel bereit lägen, viele Kronen würden ihm für die Rettung aller, die er dem Himmelreich gewonnen, zu Teil werden. Doch blieb es auf diesen Zusammenkünften nicht bei bloßen Ermahnungen, vielmehr wurden auch Maßregeln zur Förderung der guten Sache verabredet. Nach dem Tode Abhelins (nach 1049) ward Ezzo zum Bischof von Oldenburg ordiniert und wohl um dieselbe Zeit — im Anfang der fünfziger Jahre — von der Diöcese Oldenburg zwei andere abgezweigt, Mecklenburg, wo der Schotte Johannes, und Rügenburg, wo Aristo eingesetzt ward. Bei dieser Teilung spielte allerdings auch ein Beweggrund mit, der mit der Sache der Mission nichts zu schaffen hatte: Adalbert trug sich damals mit dem Plane, das Erzbistum Hamburg-Bremen zu einem Patriarchat über den Norden zu erheben, dem in seiner deutschen Diöcese 12 Bistümer und außerdem die nordischen Kirchen, auch das von König Sven beabsichtigte dänische Erzbistum mit seinen Suffraganen unterstellt sein sollten. Indessen war die Gründung neuer Bistümer im Wendenlande auch abgesehen von jenem ehrgeizigen Plane ein Bedürfnis, da für das ganze weite Gebiet zwischen Trave, Elbe und Peene ein Bischof nicht ausreichte, wenn das Bekehrungswerk schnell und wirksam gefördert werden sollte¹¹⁾.

Auch andere weise Männer sandte der Erzbischof, die die Neubekehrten im Christentum befestigen sollten. So füllte sich denn das Land mit Kirchen und die Kirchen mit Priestern. Gottschalk selbst soll von so großem Eifer für die Bekehrung entbrannt gewesen sein, daß er, seines Standes uneingedenk, oftmals in der Kirche eine Ermahnungsrede an das Volk hielt und dabei den Wenden die ihnen nicht verständlichen Worte der Priester in ihrer Sprache zu verdeutlichen suchte¹²⁾. Unbegrenzt war die Zahl derer, die täglich bekehrt wurden, so daß man, um Priester genug zu bekommen, in alle Provinzen Voten sandte. Auch Stifter wurden in den größeren Orten gegründet für Kanoniker sowie Mönchs- und Nonnenklöster, so in Lübeck, Oldenburg, Lenzen, Rügenburg und an anderen Orten; in Mecklenburg gab es sogar drei solcher Vereinigungen. So gelang es dem frommen Fürsten, „den dritten Teil derer zu bekehren, die einst unter seinem Großvater Mistivoi ins Heidentum zurückgefallen waren, und alle Slavenvölker der Hamburger Diöcese, die Wagrier, Obotriten, Polaben, Linonen, Warnaber, Reffiner und Circipaner übten in Andacht den christlichen Glauben. Nie erhob sich im Wendenland ein mächtigerer, nie ein eifrigerer Verbreiter der christlichen Religion.“ Mit diesen Worten feiert Adam von Bremen Gottschalks Thätigkeit und ihre Erfolge. Freilich läßt auch hier, wie bei der Schilderung der Zeit der Ottonen, seine Begeisterung für die gute Sache den warmherzigen Schriftsteller die Zustände in zu rosigem Lichte erscheinen. Mindestens ist zweifelhaft, ob wirklich auch die Reffiner und Circipaner bekehrt worden sind, da Adam selbst seine Schilderung des Feldzugs gegen sie mit den Worten endet, es sei dabei vom Christentum keine Rede gewesen, und von den genannten Stiftungen keine ihrem Lande angehört. Auch wird man Adams Behauptung,

das Wendenland sei „voll“ von Kirchen gewesen, nicht allzu wörtlich nehmen dürfen¹²). Und vollends wie wenig ernst gemeint die Bekehrung der Getauften war, wie weit sie davon entfernt waren, voll Andacht den Glauben zu üben, sollte sich nur allzu bald zeigen. Mag aber auch Adam Gottschalks Erfolge idealisiert haben, eins ist über allen Zweifel erhaben: die selbstlose Hingebung des Obotritenfürsten an die christliche Lehre, sein brennender Eifer, sein Volk zu ihr hinüberzuziehen, und das giebt dem merkwürdigen Manne, diesem Prediger des Wortes Gottes unter den Fürsten unserer wendischen Vorzeit, eine ganz eigenartige Stellung und sichert ihm ein Recht auf die dankbare Erinnerung der Nachwelt, eine Erinnerung, welche durch die Märtyrerkrone, die über seinem Haupte schwebt, noch eine besondere Weihe erhält.

22 Jahre hatte Gottschalk unter den baltischen Wenden geherrscht und gewirkt, in schöner Blüte schien die kirchliche Pflanzung zu stehen, schon trug er sich mit der Hoffnung, alle seine Unterthanen für das Christentum zu gewinnen, allein in der Blüte saß der Wurm heimlichen Hasses. Was ihn nährte, war die Abneigung gegen die hohen Tribute, die Gottschalk für den Herzog und das Reich einfordern mußte, die Abneigung auch gegen die Zehnten, deren die Kirche zu ihrer Erhaltung bedurfte, es war schließlich auch der Widerwille gegen die fremden Beherrscher und die fremde Religion, der die Wenden, so viele ihrer auch Namenchristen wurden, den alten Glauben der Väter noch immer in ihren Herzen vorzogen. Und dieser Haß übertrug sich auf ihren eigenen Fürsten, der, freilich von Abstammung einer der ihren, in der Fremde seiner Nationalität sich entäußert und, zu ihnen zurückgekehrt, mit fremder Hilfe die Herrschaft wiedergewonnen hatte und der ihnen nun einen fremden Glauben aufzwang. So erschien ihnen ihr angestammter Fürst als ein Verräter am eigenen Volke, dessen Joch sie widerwillig ertrugen. Und an der Grenze seines Reiches stand noch immer die Hochburg des Heidentums, der Tempel zu Rethre, dessen Priesterschaft nicht müde ward, den Haß heimlich zu schüren.

Es war im Anfang des Jahres 1066, da ward der allmächtige Erzbischof Adalbert, der während der Jugend Heinrichs IV. das Reich mit verwaltet hatte und, nachdem Heinrich wehrhaft gemacht war, vor allen das Herz und Ohr des jungen Königs besaß, von der Höhe seiner Macht jäh herabgestürzt. Längst waren die Fürsten, besonders die Billunger in Sachsen, des hochstrebenden, aber auch hochfahrenden Mannes bittere Feinde. Nur vorübergehend hatte ein besseres Verhältnis bestanden, wie es in der Schenkung Raßeburgs zum Ausdruck gekommen war. Jetzt traten sie mit andern Gegnern Adalberts zu einer Verschwörung zusammen und zwangen den König, als er in ihrer Mitte zu Tribur weilte (Januar 1066), seinen Freund vom Hofe zu entlassen. Heimlich mußte der eben noch Allmächtige, um sein Leben zu retten, mit einigen Getreuen aus Tribur flüchten. Sogleich fielen die Billunger über die Besitzungen des Erzbistums her und hausten darin nicht besser wie wendische Räuber. Auf einem einsam gelegenen Gute mußte sich Adalbert vor ihren Nachstellungen verbergen.

Im Frühsommer desselben Jahres ging plötzlich von Rethre aus der Ruf zum Aufruhr durch das Obotritenland. Ist auch nicht überliefert, daß beide Ereignisse zusammenhängen, so sprechen die Thatfachen doch deutlich genug. So lange Erzbischof Adalbert am Hofe allmächtig war, hatten die Wenden keine Auflehnung gewagt; erst sein Sturz gab ihnen den Mut dazu und riß auch seinen Schützling Gottschalk ins Verderben.

Gottschalks eigener Schwager Bluffo stellte sich an die Spitze der Bewegung. Der Ausbruch war so gut vorbereitet, daß Gottschalk nichts ahnte, als er in Lenzen plötzlich überfallen ward. Der edle Fürst besiegelte seine Überzeugungstreue wie die Reinheit seines Wollens mit seinem Blute. In seiner Begleitung war der Priester Yppo, den man auf dem Altare der Kirche hinopferte, und viele andere Geistliche und Laien, die verschiedene Todesqualen zu erdulden hatten. Sechs Wochen später, am 15. Juli, hatte der Aufruhr Rakeburg erreicht. Dort war ein Benediktinerkloster mit 28 Mönchen, deren Abt Ansverus hieß. Alle wurden gefangen und gesteinigt. Man erzählt, Ansverus habe die Heiden angefleht, doch seine Gefährten vor ihm zu tödten, weil er befürchtete, sie möchten sonst vom Glauben abfallen. Als aber diese tot waren, kniete er selbst nieder und erlitt in heiterer Fassung gleichfalls den Tod, wie einst Stephanus. Die Bischöfe von Rakeburg und Oldenburg entkamen, nicht so der greise Johannes von Mecklenburg. Er ward mit anderen Christen in Mecklenburg gefangen, mit Schlägen gemißhandelt und dann unter Hohn und Spott durch alle Ortschaften des Wendenlandes umhergeführt und schließlich nach Rethre zum Tempel des Radegast geschleppt. Hier hieben die Heiden ihm erst Hände und Füße und darauf auch das Haupt ab und warfen den Rumpf auf die Straße; das Haupt aber pflanzten sie wie ein Siegeszeichen auf einen Speer und brachten es dem Radegast als Opfer dar (d. 10. Nov.).

In Mecklenburg fiel auch Gottschalks Gattin Sigrid den Aufrührern in die Hände. Sie ward mit ihren Frauen nach langen Mißhandlungen nackt und bloß aus der Feste getrieben. Auch Gottschalks Söhne, Butue, aus einer früheren Ehe, und Heinrich, Sigrids Sohn, kamen mit dem Leben davon. Butue flüchtete zu Herzog Ordulf nach Lüneburg, Heinrich mit seiner Mutter nach Dänemark¹⁴⁾.

Wie ein Sturmwind war die Empörung über das Land der Obotriten dahingefahren, in wenigen Wochen war das mühsame Werk so vieler Jahre, mit so viel Hingebung gehegt und gepflegt, zerstört. Jede Spur der verhassten Lehre war vertilgt; wo eben noch der friedliche Gesang der Psalmen und das mahnende Wort des Predigers erklingen war, feierte der Götzendienst mit seinen Menschenopfern wieder seine Orgien. Radegast hatte über den Gott der Christen obgesiegt; mit dem Christentum aber war zugleich auch die deutsche Herrschaft abgeworfen, und zwar bei den Lintzen sowohl, wie bei den Obotriten, und in wilder Siegesfreude schwelgten die Wenden im Gefühl ihrer neugewonnenen Freiheit. Sie ahnten nicht, daß sie mit ihrem Siege ihr eigenes künftiges Verderben besiegelt hatten.

Mag Gottschalk selbst sich dessen bewußt gewesen sein oder nicht, die Annahme der christlichen Religion wie der Anschluß an die Kultur-entwicklung des germanisch-romanischen Europa, wie ihn Polen und Böhmen bereits vollzogen hatten, war auch für die Wenden ein Gebot der Selbsterhaltung. Wäre Gottschalks Streben mit besserem Erfolge gekrönt gewesen, es wäre nur eine Frage der Zeit gewesen, daß das wendische Mecklenburg eine ähnliche Stellung zum Reiche gewann, wie Polen und Böhmen, und wenn es erlaubt ist, Folgerungen sich auszumalen aus Ereignissen, die nicht eingetreten sind, so dürfen wir vermuten, daß Mecklenburg noch heute wendische Bewohner haben würde. Gottschalks Bekehrungsversuch war die letzte Gelegenheit, die dem Wendenvolk geboten ward, auf friedlichem Wege sich der christlichen Kulturwelt anzugliedern; es hat diese Gelegenheit verpaßt und dadurch seine eigene Vernichtung über sich heraufbeschworen.

Cruto und Gutne.

Der Aufruhr blieb nicht auf das Wendenland beschränkt, ergoß sich vielmehr über die Grenze Nordalbingiens nach Stormarn hinein, von dessen Bewohnern eine große Zahl erschlagen oder mitgeschleppt ward und dessen Hauptort Hamburg in Flammen aufging. Um dieselbe Zeit ward auch Schleswig von den Heiden — Obotriten, die zu Lande dorthin vordrangen, oder Seeräubern aus irgend einem anderen Küstentamm — überfallen und zerstört¹⁵⁾.

Der Führer des Aufruhrs, Bluffo, sollte sich nicht lange seines Sieges freuen, die Unbotmäßigkeit der Wenden, die er gegen Gottschalk benützt hatte, kehrte sich gegen ihn selbst, und auch er starb, als er in sein Land zurückgekehrt war, eines gewaltsamen Todes. Fürst der Obotriten ward nun Grins Sohn, Cruto, ein fanatischer Heide, vielleicht ein Wagrier und Nachkomme des Gneus oder Anatrog; jedenfalls beherrschte er auch Wagrien. Andere halten ihn ohne zureichenden Grund für einen Rügener¹⁶⁾. Es fragte sich, ob er sich dem deutschen Reiche gegenüber würde behaupten können.

Die Feindschaft, die den geistlichen Oberhirten des Wendenlandes mit dessen weltlichen Herrn entzweite, hatte Folgen gehabt, die nicht nur den Erzbischof auf das tiefste trafen, sondern ebenso auch die Billunger. Was that nun Sachsen, was that das Reich, um das Verlorene wiederzugewinnen? Zunächst suchte der König den Ansturm der Wenden auf die sächsische Grenze dadurch abzuwehren, daß er die Errichtung einiger Kastelle an der Grenze anordnete. Es war dies im Jahre 1067. Im nächsten Winter unternahm der rührige, doch abenteuerliche Bischof Wurchard von Halberstadt eine Pörfahrt gegen die Liutizen, die auch in seinen Sprengel eingebrochen waren. Er gelangte unter fortwährenden Verheerungen bis ins Herz der Liutizischen Lande, bis nach Methre, und führte von dort das weiße Roß des Radegast mit sich fort, auf dem er im Triumph wieder heim-

zog. Es war ein sehr wohlfeiler Triumph, die Tempelburg selbst hat Burchard allem Anscheine nach nicht erobert, auch trug der Zug nur den Charakter eines Raheaktes und blieb ohne dauernde Folgen¹⁷⁾.

Im Winter des folgenden Jahres (1069) zog der junge König in Person gegen die Wilzen aus. Der Zug ward, als grade bei strenger Kälte die Gewässer und Sümpfe gefroren waren, hastig und ohne viele Vorbereitungen befohlen und ausgeführt. Das Eis bot dem Heere beim Einrücken wie bei der Rückkehr einen bequemen Weg in dem sonst so ungangbaren Terrain. Nach leichtem Kampfe wurde eine Anzahl Burgen genommen, viele Dörfer verwüstet und verbrannt, auch Tempel mit Götterbildern gingen in Flammen auf, und unermessliche Beute wie große Scharen von Gefangenen wurden von den Siegern fortgeschleppt¹⁸⁾.

Der Feldzug war der einzige, den Heinrich IV. während seiner langen Regierung gegen die Wenden gemacht hat. Sein Erfolg war kaum größer als der von Burchards Zug. Es heißt, die Liutizen hätten sich unterworfen. Ist dies wahr, so thaten sie es nur, um den König aus ihrem Lande zu entfernen, und brachen ihre Zusage, sobald sie ihren Zweck erreicht hatten. Denn unaufhörlich hielten sie in den nächsten Jahren die Sachsen in Atem. Tag und Nacht, so klagen diese, mußten sie gegen die Feinde gerüstet stehen; ließen sie nur ein wenig in ihrer Aufmerksamkeit nach, sogleich überschritten jene die Grenzen und verheerten alles mit Mord und Brand. Ja, wenn dem Berichte des Chronisten Lambert von Hersfeld zu trauen ist, der allerdings viel unglaubwürdigen Klatsch, wie er unter Heinrichs Segnern umhergetragen ward, für baare Münze genommen hat, so kamen die Liutizen sogar in die glückliche Lage, als im Jahre 1073 zwischen den Sachsen und dem Kaiser der Kampf ausbrach, sich von beiden Parteien als Bundesgenossen umworben zu sehen. Lambert erzählt nämlich: der König schickte — im Herbst 1073 — Gesandte an die Liutizen und versprach ihnen eine unermessliche Geldsumme, wenn sie die Sachsen mit Krieg überzögen, ein Angriff auf sie könne sie vernichten, da sie in sich zerspalten seien. Als dies die Sachsen erfuhren, sandten sie ebenfalls Boten an jene und überboten den König mit weit höheren Geldversprechungen, um den Frieden zu erkaufen; würden aber jene ihn brechen, so seien sie stark genug, um es mit beiden Feinden zu gleicher Zeit aufzunehmen. Die Liutizen waren, als sie diese Botschaften angehört hatten, geteilter Ansicht, indem die einen Anschluß an den König, die andern an die Sachsen wünschten. Daraus entstand bei der Leidenschaftlichkeit des Volkes auf der Landesversammlung ein Handgemenge und dann eine innere Fehde, die auswärtige Kriege für eine Zeitlang unmöglich machte.

Auch der Magdeburger Kleriker Bruno, der ebenfalls im Sinne der Sachsen schrieb, berichtet von einer Aufforderung, die der König an die Liutizen habe ergehen lassen zum Angriff auf die Sachsen, seht sie aber ins Jahr 1074 und weicht auch sonst von Lambert ab: er läßt den König nicht Geld versprechen, sondern das Zugeständnis machen, die Liutizen möchten sich, soviel sie könnten, vom Gebiete der

Sachsen aneignen, und behauptet, die Liutizen hätten aus Achtung vor der Tapferkeit der Sachsen den Antrag abgelehnt. Das Angebot des Königs ist völlig unglaubwürdig, besonders in der günstigen Lage, in der sich der König im Jahre 1074 befand; aber auch Lamberts Erzählung erweckt den Verdacht, eine Erfindung von Heinrichs Feinden zu sein, zu der die Thatsache den Anlaß bot, daß die Liutizen den Winter von 1073/74 nicht zu Streifzügen über die Elbe benutzten, obgleich alle Wasserläufe gefroren waren und das Land, da fast alle Waffenfähigen gegen den König in Felde standen, ihnen schutzlos preisgegeben gewesen wäre. Diese Thatsache, die Zurückhaltung der Liutizen in diesem für sie so günstigen Augenblick, ist glaubwürdig. Wodurch sie sich erklärt, ob durch einen inneren Zwist unter den Liutizen oder durch eine Geldzahlung der Sachsen oder sonstwie, muß dahingestellt bleiben.

Im Jahre 1075 sollen die Liutizen sogar mit den Polen aus freien Stücken den Sachsen Beistand angeboten haben, doch stimmt dazu sehr wenig, daß schon im Jahre 1076 von den Sachsen ein Verheerungszug ins Liutizenland gemacht ward¹⁹⁾.

Aus den folgenden Jahrzehnten fehlt es uns an Nachrichten von den Liutizen; nur soviel erhellt, daß sie bis ans Ende des Jahrhunderts frei und unabhängig geblieben sind. Wenn also Versuche gemacht sein sollten, sie wieder zu unterwerfen, so sind sie mißlungen.

Ebenso wenig ward seit dem Jahre 1066 gegen die Obotriten ausgerichtet. Herzog Ordulf baute zwar Hamburg wieder auf, war aber in seinen Kämpfen gegen die Wenden so wenig glücklich, daß er sogar den Seinen zum Gespötte ward. Nach mühseligen Feldzügen ward endlich so viel erreicht, daß Butue im Wendenlande wieder Fuß faßte, auch sein Bruder Heinrich beteiligte sich an diesen Kämpfen, und beide Brüder stritten mit solcher Tapferkeit, daß Adam von Bremen das Urteil über sie fällt, sie seien beide „den Wenden zu großem Verderben geboren“. Allein ihre Macht blieb trotzdem gering und konnte nicht erstarken, weil sie als Christen und Söhne des verhassten Gottschalk, auch wegen ihrer Freundschaft mit dem Herzog ihrem Volke als Verräter galten. Auch Erzbischof Adalbert, der bald wieder größeren Einfluß am Hofe gewann, kam doch nicht wieder in die Lage, für die Wiederaufrichtung der Kirche unter den Wenden etwas thun zu können, und mußte noch vor seinem Tode erleben, daß die Wenden (Anfang 1072) von neuem Holstein überschwemmten und das eben wieder aufgebaute Hamburg wieder ein Raub der Flammen ward. Die Stadt ward in einem und demselben Jahre zweimal ausgeplündert, das zweite Mal vermutlich erst nach dem Tode des Erzbischofs (den 16. März) und des Herzogs Ordulf (den 28. März). Da dieser nicht sogleich einen Nachfolger erhielt — sein Sohn Magnus ward von König Heinrich in Haft gehalten —, so sahen sich Crutos beide Gegner, Butue und Heinrich, des Beistandes der Sachsen beraubt und mußten fliehen. Auch Holstein lag dem wilden Cruto, der nun von seiner neu erbauten Burg Boku (Alt-Lübeck) aus unbestritten als Herr im Wendenlande schaltete, wehrlos zu Füßen²⁰⁾.

Zwar machte Butue nach der Freilassung des Herzogs (1073) noch einen Versuch mit seiner Hilfe in Wagrien einen festen Stützpunkt zu gewinnen, fand aber dabei seinen Tod. Über diese Begebenheit hat Helmold einen genauen Bericht aufbewahrt. Darnach gab der Herzog, der selbst durch seine bevorstehende Vermählung mit Sophie, der Tochter des Königs Andreas von Ungarn, verhindert war am Zuge teilzunehmen, dem Butue 600 Krieger aus dem Bardengau mit und bot außerdem den ganzen Heerbann der Stormarn, Holsten und Ditmarschen auf. Mit den Varden eilte Butue nach Plön; er fand es offen und rückte ein. Obgleich gewarnt von einem deutschen Weibe, daß man nur aus List die Burg offen gelassen, blieb er doch darin und sah sich dann am andern Morgen Crutos Scharen gegenüber, die den einzigen Zugang von der Burginsel zum Festland versperrten. Man hatte alle Schiffe von der Insel entfernt, sodaß ein Entkommen über den See für die Eingeschlossenen nicht möglich war. Sie gerieten bald in Hungersnot. Sobald jedoch die Kunde von diesem Unglück erscholl, flogen die tapfersten der Holsten, Stormarn und Ditmarschen herbei, um die Burg zu entsetzen. Als sie an die Schwale kamen, die unterhalb Neumünster in die Stör mündet, schickten sie einen Kundschafter voran, der der slavischen Sprache kundig war. Dieser ging zum Heere der Slaven, welches das ganze Feld ringsum bedeckte und verschiedene Belagerungswerkzeuge baute, redete sie an und riet ihnen, die Belagerung aufzugeben, der Herzog stände ganz in der Nähe. Allein dem Cruto, der ihn bei Seite nahm, entdeckte er, daß nicht der Herzog selbst, sondern nur eine kleine Anzahl von Sachsen ausgezogen sei, und versprach ihm gegen Zahlung von 20 Mark Silbers, deren Heer zur Umkehr zu bewegen und ihm die Feste in die Hände zu liefern. Darauf ging er zu Butue und sagte ihm, die Sachsen würden ihm diesmal nicht zu Hilfe kommen, sie hätten sich entzweit und wären nach Hause zurückgekehrt. Dann meldete er den Sachsen, die Burg sei nicht belagert, Butue und die Seinen habe er fröhlich und guter Dinge vorgefunden. So hielt er das sächsische Heer zurück, und Butue sah sich gezwungen zu unterhandeln. Die Gegner versprachen den Belagerten freien Abzug, doch ohne Waffen. Wohl bekannt mit der Unzuverlässigkeit seiner Landsleute, trug Butue Bedenken, diese Bedingungen anzunehmen. Allein seine sächsischen Gefährten rieten dazu, da es keinen andern Ausweg gäbe. „Der Hunger, sagten sie, bringt einen schlimmeren Tod als das Schwert, und besser ist es, rasch das Leben zu enden als lange sich zu quälen.“ Als Butue nun seine Gefährten entschlossen sah abzuziehen, legte er feinere Kleider an und ging dann über die Brücke; ihm folgten seine Genossen, zwei bei zwei. Sie übergaben ihre Waffen und wurden vor Cruto geführt. Als sie alle vorgeführt waren, richtete eine angesehene Frau aus der Burg an Cruto und die übrigen Wenden die Aufforderung: „Vernichtet die Männer, die sich euch ergeben haben, denn sie haben eure Ehefrauen, die in der Stadt zurückgeblieben waren, schändlich mißhandelt; so tilgt denn unsere Schmach!“ Als die Wenden dieses hörten, stürzten sie auf jene los und töteten die ganze Schar mit der Schärfe des Schwertes. Es war am 8. August, das Jahr nennt Helmold nach seiner Gewohn-

heit nicht, es kann frühestens das Jahr 1074 gewesen sein, vielleicht noch ein späteres.

Auch diese Erzählung darf nicht als in allen Einzelheiten wahrheitsgetreu gelten. Helmold giebt auch hier eine holsteinische Tradition wieder, sie zeigt die entschiedene Tendenz, die Holsteiner von dem Vorwurf, Butue und die Warden im Stiche gelassen zu haben, zu entlasten. Was über die Thätigkeit des wendischen Boten erzählt wird, mag Erfindung sein. Daß Butue mit einer Abtheilung Warden in Pödn wendischer Hinterlist zum Opfer gefallen ist, bleibt als unzweifelhafte Thatsache bestehen²¹⁾. Durch diesen Erfolg schwoll nun den Wenden erst recht der Kamm, Cruto rieb in glücklichen Kämpfen die Streitkräfte Holsteins auf. Das Land füllte sich mit Raubgesindel, die Not ward so groß, daß mehr als 600 Familien der Holsten über die Elbe setzten, um sich zu retten. Sie siedelten sich im Harz an, wo der Ort Elbingerode in seinem Namen noch heute das Andenken an sie und ihr Geschick wach erhält. Was an Bewohnern in Holstein zurückblieb, trug während Crutos ganzer Lebenszeit das Joch der Knechtschaft²²⁾. Fast unaufhörlich durchtobte in dieser Zeit schwerer innerer Streit das Reich. Erzbischof Biemar von Bremen, der Nachfolger Adalberts und gleich diesem ein treuer Anhänger des Kaisers, mußte länger als ein Jahrzehnt sein Bistum meiden, das in den Händen der Sachsen war; und als im Jahre 1074 in Nürnberg zwei päpstliche Legaten mit dem Plan hervortraten, ein deutsches Nationalconcil unter ihrem Vorstz zusammen zu berufen, erklärt Biemar, seine Suffragane hätten ihren Sitz in Dänemark und jenseits des Meeres, ein deutsches Nationalconcil ginge ihn daher nichts an. An die drei wendischen Bistümer, die ihm unterstellt waren, dachte weder er noch einer der päpstlichen Legaten, mit denen er verhandelte: sie gerieten fast für ein volles Jahrhundert so völlig in Vergessenheit, daß nicht einmal Titularbischofe ernannt wurden²³⁾.

Indessen gestaltete sich die politische Lage an der Wendengrenze schon vor Schluß des elften Jahrhunderts wieder besser. Die Sachsenkriege erloschen allmählich, die Kräfte Sachsens wurden wieder verfügbar zur Verwendung gegen die Wenden; da waren denn bald die Tage des freien Obotritenreiches gezählt.

Heinrich, der Obotritenkönig.

Als Cruto, der Fürst der Slaven und Verfolger der Christen, von Alterschwäche heimgesucht ward, verließ, wie Helmold erzählt, Heinrich, der Sohn Gottschalks, Dänemark und kehrte in das Land seiner Väter zurück. Da ihm aber Cruto jeglichen Zugang sperrete, so sammelte er bei den Dänen wie bei den Slaven eine Anzahl Schiffe, überfiel Oldenburg und die ganze slavische Küstengegend und führte unermessliche Beute davon hinweg. Als er dies zum zweiten und dritten Male that, ließ sich Cruto unversehens auf Friedensverhandlungen ein, gestattete ihm die Heimkehr und trat ihm eine Anzahl Orte, die Heinrich wünschte, ab. Jedoch handelte er so nicht mit aufrichtigem Herzen,

sondern lauerte darauf, den jungen, tapferen und kriegskundigen Mann, den er mit Gewalt nicht überwinden konnte, durch List zu überwältigen. Daher lud er ihn von Zeit zu Zeit zu einem Gastmahl ein, um seine Gemüthsart kennen zu lernen, und suchte eine günstige Gelegenheit ihn aus dem Wege zu räumen. Jenem aber fehlte es, um sich zu schützen, nicht an Verschlagenheit. Wiederholt gewarnt durch Crutos Gattin Slavina, eine Tochter des pommerschen Fürsten Svantibor, die des alternden Gemahles überdrüssig geworden war, beschloß er Crutos Nachstellungen zuvorzukommen. Auf Slavinas Anraten lud er ihn zu einem Gastmahl auf sein Landgut bei Plön, und als Cruto berauscht das Gemach, in dem sie gezecht hatten, taumelnd verließ, schlug ihm ein Däne aus Heinrichs Gefolge mit einer Streitart das Haupt ab. Heinrich aber heiratete die Slavina, die sich taufen ließ, besetzte die Burgen, die bisher Cruto gehabt hatte, nahm Rache an seinen Feinden, und gewann die Herrschaft über das Land der Wagrier²⁴). Dann begab er sich zu seinem Vetter, dem Herzog Magnus von Sachsen — beide waren Söhne von Töchtern des Königs Sven —, leistete ihm den Eid der Treue und des Gehorsams und wurde von ihm als Fürst der Wenden anerkannt. Darauf rief er die Völker Holsteins zusammen und schloß mit ihnen ein festes Schutz- und Trutz-Bündniß.

Die von Cruto arg heimgesuchten Holsteiner konnten nun ihre festen Plätze verlassen, in denen sie sich aus Furcht vor den wendischen Räuberscharen eingeschlossen hatten, und jeder kehrte in sein Dorf oder auf sein Gut zurück; die Häuser aber und Kirchen, die vordem in den Kriegszeiten zerstört waren, wurden wieder erbaut. Dieser Wiederkehr einer besseren Zeit nach der langen Noth freuten sich die Holsten und waren gern bereit, ihrem Bündnisse getreu, mit dem Wendenfürsten Leben und Tod im Kampfe zu teilen²⁵). Bald hatten sie diese Gesinnung zu bewahren, denn als die östlichen und südlichen Nachbarstämme der Wagrier, die zu Crutos Reich gehört hatten, vernahmen, es sei unter ihnen ein Fürst aufgetreten, der Zins für den Herzog beanspruche, erhoben sie sich alle, um ihn zu vernichten, indem sie sich einen Fürsten wählten, der als Christenfeind bekannt war. Heinrich aber rief den Herzog Magnus und die Warden, Holsten, Stormarn und Ditmarschen zu Hilfe, die auch rasch und bereitwillig kamen. Im Lande der Polaben, bei Schmilau in der Nähe von Rakeburg, trafen die Heere aufeinander. Das slavische Heer war zahlreich und wohl gerüstet, während Herzog Magnus noch Verstärkung erwartete. Er schob deshalb die Schlacht vom Morgen bis gegen Abend auf und zog die Zeit mit Verhandlungen wegen eines Vergleiches hin. Gegen Sonnenuntergang aber, als die erwartete Schar in der Ferne bemerkt ward, hielten die Sachsen nicht länger an sich und griffen an. Der Glanz der untergehenden Sonne — so erzählten zu Helmolts Zeit die Söhne der Kämpfer von Schmilau — blendete die derselben zugekehrten Slaven, und so erweckte der gewaltige Gott seinen Feinden im Kleinsten das größte Hinderniß. Die Slaven wurden völlig geschlagen. Von diesem Tage an waren alle Stämme der östlichen Slaven, d. h. die Polaben, Obotriten, vielleicht auch schon die Kessiner (und Circipaner) Heinrich

zinspflichtig und unterworfen. Nach seiner leidigen Gewohnheit ver- säumt Helmold auch hier das Jahr der Schlacht anzugeben, dem Mangel hilft indessen eine Notiz der Hildesheimer Annalen ab, die zum Jahre 1093 berichten, Herzog Magnus habe die aufständischen Slaven nach Eroberung von 14 Burgen unterworfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß hiermit eben der Zug gemeint ist, durch den der Herzog seinem Schützling Heinrich das Wendenland gewann. Die 14 Burgen werden die Hauptburgen der oben genannten Stämme sein, die sich dem Herzog und Heinrich ergaben, als sie, um ihren Sieg auszunutzen, das Wendenland durchzogen²⁶⁾.

So hatte der Sproß des alten obotritischen Fürstenhauses die väterliche Herrschaft wiedergewonnen, freilich auch er, wie sein Vater, mit Waffengewalt und nur mit Hilfe der verhassten Deutschen, die nun wieder die Herren des Wendenlandes wurden. Gleicht er hierin seinem Vater, so ist er diesem ungleich in seiner Stellung zur Mission. Er hing mit seiner Familie dem Christentum an, allein, vorsichtig gemacht durch seines Vaters Schicksal, wagte er keinen Versuch, seinen Glauben den Wenden aufzunötigen. Im ganzen baltischen Wendenlande gab es damals keine Kirche außer einer in Alt-Lübeck^{*)}, wo sich Heinrich mit seiner Familie häufig aufhielt, und keinen Priester außer seinem Hauskaplan, der an der Lübecker Kirche fungierte²⁷⁾. Grade dadurch aber, daß Heinrich die nationale Religion der Wenden unangetastet ließ, ward es ihm möglich, seine politische Macht über die Wenden fester zu begründen, als es seinem Vater beschieden war. Und, was ihn noch höher hebt: er begnügte sich nicht mit der politischen Obmacht und der Einziehung der fürstlichen Einkünfte, entfaltete vielmehr eine umfassende civilisatorische Thätigkeit. Er suchte die Sittlichkeit unter den Wenden zu heben und den Frieden zu sichern. Räuber vertilgte er, trieb umher- schweifendes Gefindel aus dem Lande und bemühte sich seine Untertanen daran zu gewöhnen, daß jeder Mann seinen Acker baute und nützlicher und zweckmäßiger Arbeit oblag.

Besonders suchte er Lübeck zu heben, indem er die Ansiedelung sächsischer Kaufleute beförderte, deren sich denn auch eine nicht unbedeutende Kolonie dort zusammensand. Der Handel Lübecks nahm deshalb einen schnellen Aufschwung, schon damals knüpften sich Beziehungen mit Wisby auf Gotland, die in späteren Jahrhunderten zu den Zeiten der Hansa noch höhere Bedeutung gewinnen sollten. Durch alles dies erwarb sich Heinrich einen noch schöneren Ruhm als durch seine Kriegsthaten²⁸⁾.

So hören wir denn eine Reihe von Jahren nichts von Räubereien an den Grenzen der baltischen Wenden, und nach dieser Seite hin gesichert, vermochten die Sachsen sogar die Luitizen wieder erobernd vorzugehen. Im Winter des Jahres 1100 auf 1101 zog Markgraf Udo von der Nordmark gegen die Brandenburg und eroberte sie nach viermonatlicher Belagerung, das ganze Havelland ward wieder tributpflichtig²⁹⁾.

*) Das wendische Lübeck lag am linken Ufer der Schwartau in dem jetzt Niesbusch genannten Walde.

In diesen Zusammenhang gehört wohl ein Kriegszug gegen Havelberg, den Helmold, wieder ohne Zeitangabe, von Heinrich berichtet. Er belagerte die Burg mit den Nordalbingern und der ganzen Mannschaft der Obotriten mehrere Monate. Es wird dies um dieselbe Zeit gewesen sein, wo Markgraf Udo vor der Brandenburg lag, die auch Helmold als im Aufstand begriffen nennt. Heinrich hatte seinen Sohn bei sich, den Helmold Mistue nennt; es ist offenbar derselbe Name, der bei Thietmar Mistui oder Mistivoi heißt. Dieser Mistue machte von Havelberg aus mit 200 Sachsen und 300 Wenden, lauter auserlesenen Kriegern, ohne den Vater zu fragen, einen glücklichen Streifzug ins Gebiet der Linonen. Helmold schildert sie als ein Volk, das an Gütern reich sei und aus ruhigen und durchaus friedfertigen Leuten bestehe. Doch müssen sie mit den Aufständischen im Einverständnis gewesen sein. Nachdem Mistue zwei Tage lang durch Waldschluchten, Gewässer und einen großen Sumpf gezogen war, überfiel er das Völkchen, das keines Angriffes gewärtig war, und gewann viele Beute und eine Menge Gefangener. Auf dem Rückweg aber wurden sie, während sie durch den unwegbaren Teil des Sumpfes hindurcheilten, plötzlich von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften angegriffen, welche die Gefangenen befreien wollten. Allein sie brachen sich mit dem Schwerte Bahn, töteten eine große Zahl von Feinden, nahmen ihren Führer als Gefangenen mit und kehrten so als Sieger und beutebeladen zu Heinrich zurück. Wenige Tage später hielten auch die übrigen aufständischen Stämme um Frieden an und stellten die von Heinrich verlangten Geiseln²⁰⁾.

Erst im Jahre 1110 ward in Heinrichs Gebiet der Friede wieder erschüttert. Die Obotriten oder vielleicht nur ein Teil von ihnen lehnte sich wieder einmal gegen ihre deutschen Herren auf. Scharen von ihnen fielen raubend in Holstein ein, plünderten die Umgegend von Hamburg aus, und als Graf Gottfried, den Herzog Magnus in Holstein eingekesselt hatte, sie verfolgte, legten sie ihm einen Hinterhalt, erschlugen ihn und schnitten der Leiche den Kopf ab, den sie mitnahmen.

Herzog von Sachsen war damals nicht mehr Magnus, mit dessen Tod im Jahre 1106 das Geschlecht der Billunger ausgestorben war, sondern Lothar von Supplinburg. Kräftig seines Amtes waltend und besonders darauf bedacht, die von seinem Vorgänger neu gewonnene Mark nicht fahren zu lassen, beeilte er sich, dem erschlagenen Grafen in Adolf von Schauenburg einen passenden Nachfolger zu geben, der denn auch diese Grenzlandschaft auf das rühmlichste verwaltete, und gegen die Wenden selbst ins Feld zu rücken. Er nahm neun Burgen und nötigte sie zur Unterwerfung. Heinrichs wird bei diesen Ereignissen nicht gedacht, doch ist es nach allem, was wir von ihm wissen, selbstverständlich, daß er dem Überfall Gottfrieds völlig fern gestanden, daß vielmehr die Auflehnung der Obotriten gegen die deutsche Herrschaft zugleich einen Abfall von ihm bedeutete; die Unterworfenen traten wieder unter seine Herrschaft zurück²¹⁾.

Er selbst mag damals an der dänischen Grenze beschäftigt gewesen sein. König Niels von Dänemark (1104—1134) ein, Sohn von Sven Estrithson, hatte nämlich Heinrich die Erbgüter seiner

Mutter Sigrid entzogen, dafür beunruhigte Heinrich das dänische Grenzland, so daß bald die ganze Gegend zwischen Eider und Schlei fast verödet war. Die Rückgabe seiner Güter vermochte er jedoch nicht zu erzwingen²⁷⁾, ward vielmehr selbst von einem neuen Feinde angegriffen, den Rügern.

Seitdem das Ansehen des Tempels von Rethre gesunken war, nahm der Tempel des Svantevit auf Rügen unter allen wendischen Heiligtümern die erste Stelle ein. Seine Oberpriester wußten nicht allein auf der Insel ein höheres Ansehen zu gewinnen, als selbst die Könige es besaßen, sondern erstrebten auch eine Art von Vorkherrschaft über die übrigen noch heidnischen Wendenstämme, wie es früher die Tempelaristocratie von Rethre besessen hatte, und beanspruchten von allen Küstenstämmen Abgaben für ihren Gott. Wo sie ihnen nicht freiwillig gezahlt wurden, trieben sie sie mit den Waffen ein und suchten zugleich, die Wikinger dieser Zeit, die Ostseeküsten mit häufigen Plünderungen heim. Indessen hatten sie sich König Erich von Dänemark (1095—1103) unterwerfen und ihm Tribut zahlen müssen. Ob dieses Abhängigkeitsverhältnis noch unter König Niels fortbauerte, ob sie also den Zug gegen Heinrich auf Geheiß der Dänen oder, wie Helmold behauptet, auf eigene Hand unternahmen, um auch Wagrien ihrem Tempel zinsbar zu machen, darüber läßt sich nichts Sicheres sagen.

Wahrscheinlich war es im Jahre 1111, als sie mit ihrer Flotte ganz unerwartet vor der Mündung der Trave erschienen, den Fluß hinauffuhren und den Ort Lübeck umringten, wo Heinrich sich aufhielt. Heinrich überließ die Verteidigung der Burg einem Befehlshaber und entfloß in der Nacht mit zwei Männern, um Entsatz herbeizuholen. Er rief die Holsten zu den Waffen, die sogleich mit ihm in die Nähe der Feste zogen. Hier versteckte sie Heinrich und ermahnte sie stille zu sein, damit die Feinde nichts von ihrer Annäherung gewahrten. Dann trennte er sich von ihnen und ging, nur von einem Diener begleitet, an eine Stelle, die er vorher mit der Besatzung verabredet hatte und wo er von der Burg aus zu sehen war. Der Befehlshaber erkannte ihn denn auch und zeigte ihn den Seinigen, die bereits ganz niedergeschlagen waren, denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei in der Nacht, in der er fortgegangen war, von den Feinden gefangen genommen worden. Nachdem Heinrich die Gefahr der Seinigen und die Festigkeit der Belagerung beobachtet hatte, kehrte er zu seinen Gefährten zurück. Dann führte er das Heer auf einem heimlichen Wege an der Küste entlang bis zur Mündung der Trave und zog den Weg flussaufwärts, auf dem die Rügern ihre Reiterei erwarteten. Dadurch ließen die Rügern sich täuschen und eilten dem Zuge mit Jubel und Freuden entgegen, in der Meinung, es seien ihre Reiter. Plötzlich drangen jene mit lautem Gebet und Loblieder singend, auf sie ein und trieben die über den unerwarteten Angriff Verstärkten zu den Schiffen zurück. So erlitten die Rügern an dem Tage es war der 1. August eine schwere Niederlage. Viele erlagen dem Schwerte, nicht geringer war die Zahl der Ertrunkenen. Man errichtete einen großen Grabhügel für die gefallenen Feinde, der

zum Andenken an den Sieg Raniberg*) genannt ward und diesen Namen noch zu Helmolds Zeit trug⁸⁵⁾.

Darauf begann Heinrich die Fehde mit den Dänen wieder, und König Niels beschloß Vergeltung zu üben durch einen Zug in das Wendenland. Er landete bei Lütjenburg in Wagrien, ihn begleitete sein Neffe Knud, Erichs Sohn, der wegen seiner Jugend bei Erichs Tod von der Krone ausgeschlossen war und lange in der Verbannung bei Herzog Lothar gelebt, sich aber dann mit König Niels wieder ausgesöhnt hatte. Eine ausführliche Schilderung der Kämpfe bei Lütjenburg giebt Saxo; sie ist um so glaubwürdiger, als Saxo, ein eifriger dänischer Patriot, hier keine Gelegenheit hat, seinem Hange nachzugeben, tapfere Thaten der Dänen übertreibend zu vergrößern, vielmehr von mehrfachen Niederlagen zu berichten hat und auch mit anerkannter Unparteilichkeit berichtet. Drei Tage hinter einander ward gestritten, am 7., 8. und 9. August des Jahres 1112 oder 1113. Die Dänen gerieten schon dadurch von Anfang an in Nachteil, daß Jarl Elis von Schleswig, der ihnen Reiter zuführen sollte, ausblieb; nach Saxo hatte er sich von Heinrich bestechen lassen. Die Wenden aber hatten eine zahlreiche Reiterei, und als nun die Dänen ihre Schlachtreihe in der Ebene entfalteten, ward sie unaufhörlich von den wendischen Reitern rings umschwärmt, die bald hier, bald dort angriffen, aber auswichen, sobald die Dänen gegen sie vorrückten. Schließlich gerieten diese in Unordnung und zogen sich, um vor den Reitern Schutz zu finden, auf einen Hügel zurück, wo sie denn auch unbehelligt blieben.

Am folgenden Tage, dem 8., stiegen die Dänen wieder von dem Hügel hinab, um noch einmal das Schlachtenglück zu erproben, aber es wiederholte sich das Schauspiel des vorigen Tages, ja, ihre Verluste waren noch größer. Der Edle Harald ward so schwer verwundet, daß man ihn auf dem Schilde davontragen mußte. Prinz Knud geriet in große Gefahr. Auch er war verwundet und vermochte, von Blutverlust entkräftet, bei dem Rückzug mit den übrigen nicht Schritt zu halten. Einer seiner Gefährten rettete ihn durch eine glückliche List. Er blieb nämlich, indem er sich verwundet und entkräftet stellte, noch weiter zurück und machte einem wendischen Reiter ein Zeichen, als wolle er sich ihm ergeben. Als dieser nun an ihn heransprengte, ergriff er plötzlich das Pferd beim Bügel und stieß mit Hülfe der herbeieilenden Gefährten den Wenden hinab. Dies Pferd bestieg nun Knud und entkam so auf den Hügel, wo sich das deutsche Heer auch an diesem Abend wieder sammelte.

In schwerer Sorge brachten die Dänen hier die Nacht zu, vom Kampf erschöpft, von Wunden entkräftet, von Hunger und Durst geplagt, denn auch Speise und Trank mangelte ihnen. Hülfe hatten sie nicht mehr zu erhoffen, denn die aus Schonen erwartete Flotte ward vom Sturm zurückgehalten. Da wandten sie sich in ihrer Not an Gott. In der Morgendämmerung traten sie zusammen und gelobten, dieser Tag — die Vigilie des heiligen Laurentius — und ebenso das Allerheiligensfest und der Char-

*) Noch heute liegt ein Ranenberg bei Dänischburg, doch ist es streitig, ob es der von Helmold beschriebene ist.

freitag sollten fortan in ganz Dänemark durch strenges Fasten gefeiert werden. Dann traten sie in kleinen Abteilungen den Rückzug nach den Schiffen an. Unterwegs kam ihnen die Mannschaft aus Schonen entgegen, die inzwischen doch gelandet war; ihr fiel die Deckung des Rückzuges zu. Eine Strecke weit ging alles gut, bis man an einen Sumpf gelangte, der sich nicht umgehen ließ. Man versuchte ihn zu durchwaten, aber die meisten blieben in dem zähen Morast stecken und wurden so von den Feinden wie eine Viehherde abgeschlachtet. Nur die kleinere Hälfte des Heeres erreichte die Schiffe.

Laut jubelten die Wenden über ihren Sieg und spotteten der Feinde; Heinrich war anderer Meinung, er äußerte, wenn unser Gewährsmann, der Däne Saxo, in dieser Einzelheit Glauben verdient, König Niels gleiche einem kräftigen Pferde, das sich den Reiter nur deswegen gefallen lasse, weil es seine eigene Kraft noch nicht kenne. Diese gute Meinung von seinem Gegner hinderte ihn jedoch nicht, den Sieg auszubenten. Seine Wenden und mit ihnen ihre Freunde, die Holsteiner, denen sich selbst Friesen anschlossen, ergossen sich über die dänische Grenzmark und plünderten um so ungestörter, als der Verräter Elij seiner Würde entsetzt, ein Nachfolger aber noch nicht ernannt war. Auch die wendische Piraterie entfesselte Heinrich wieder, ließ die dänischen Küsten plündern und suchte mehrmals Schleswig zu überfallen. Hier herrschte fortdauernd die ärgste Unsicherheit. Bei Tage wurden die Bewohner von Räubern, bei Nacht von Dieben bedroht, die sogar unterirdische Gänge gruben, um unbemerkt in die Häuser zu gelangen. Den auf dem Meere schweifenden Piraten begegnete einmal ein dänisches Schiff, welches das väterliche Vermögen Knuds von Seeland nach Fünen bringen sollte. Um es nicht den Seeräubern in die Hände fallen zu lassen, warf man die ganze Summe über Bord²¹).

Knud verkaufte darauf einen Teil seiner Erbgüter und ließ sich für die Kaufsumme von seinem Oheim das Herzogtum Schleswig übertragen (1115). Denn grade der gefährliche Posten, den niemand sich zu übernehmen getraute, reizte den hohen Sinn des mutigen Jünglings²²). Er bot dann Heinrich Frieden an, wenn dieser für die Verheerung Jütlands Schadenersatz leiste und den erbeuteten Raub zurückgebe. Als Heinrich sich weigerte und auf der Rückerstattung seines Erbes bestand, erklärte ihm Knud den Krieg. Im Gefühle seiner überlegenen Macht spottete Heinrich der Botschaft und verglich Knud mit einem unbändigen Pferde, dem er Hängel anlegen werde, ward aber von Knud in der Burg, wo er sich grade aufhielt, überfallen und entkam nur mit genauer Not, indem er sich auf ein Pferd warf und den Fluß durchschwamm, an dem die Feste lag. Knud zerstörte die Burg und verwüstete ihre Umgegend. Nach einem zweiten Plünderungszuge kam es dann zum Frieden.

Saxo erzählt darüber eine romanhafte Geschichte, für deren Wahrheit wir ihm die Verantwortung überlassen müssen. Nachdem Knud ganz Wagrien oder, wie Saxo, sicher übertreibend, sagt, das ganze Slavenland verwüstet hatte, entließ er sein Heer und behielt nur 20 Reiter bei sich. Mit diesen suchte er den Aufenthaltsort Heinrichs auf, den er hatte auskundschaffen lassen. Vor der Thür machte er halt und ließ Heinrich

durch einige seiner Begleiter seinen Gruß vermelden. Überrascht fragte Heinrich, der gerade beim Mahle saß, wo denn Knud wäre, und als er hörte: vor der Thür, sprang er auf und stieß den Tisch zurück, um zu entfliehen. Als aber die Boten eidlich Knuds friedliche Absicht beteuerten, ward Heinrich von Mühnung übermannt und rief, indem er sich unter Thränen auf den Tisch stützte, aus: „Wie unglücklich wäre Dänemark, wenn es des Mannes entbehrte!“ Dann ging er Knud entgegen, umarmte ihn und lud ihn zum Mahle ein. Beide versöhnten sich nicht nur, sondern Knud vermittelte auch den Frieden zwischen Heinrich und König Niels, indem er die Güter, auf die Heinrich Anspruch machte, von diesem kaufte und sie dann gegen Rückerstattung der Kaufsumme dem König überließ⁹⁶).

Wohl noch vor den Abschluß dieser dänischen Kämpfe fällt ein Feldzug, an dem vermutlich auch Heinrich teilgenommen hat. Im Jahre 1114 zog Herzog Lothar gegen einen Wendenfürsten Namens Dumar. In seinem Gefolge befand sich auch der junge Markgraf Heinrich, dem soeben sein Oheim Rudolf die Nordmark abgetreten hatte, und es wird glaubwürdig berichtet, daß ihm 300 Reiter aus dem Stamme der Circipaner Zuzug leisteten, die damals den Markgrafen als ihren Oberherrn ansahen. Hier eröffnet sich eine überraschende Perspektive: Markgraf Rudolf muß in den vorhergehenden Jahren sein Machtgebiet bis an die Meckniz ausgedehnt haben, sei es auf friedlichem Wege oder durch einen Kriegszug, auf dem das Gebiet der ihm unterstellten Mürizer ihm einen bequemen Zugang zu dem Lande der Circipaner eröffnen konnte. Mit der Einverleibung des Circipanerlandes hatte er freilich in die Rechte des Herzogs Lothar eingegriffen, denn schon seit Errichtung der Marken unter Otto I hatten die beiden nördlichen Wilgenstämme zur Billungischen Mark gehört. Deshalb brauste Lothar unwillig auf, als er bei Gelegenheit des Zuges vom Jahre 1114 diesen Eingriff in seine Rechte erfuhr, und es scheint, als wenn Heinrich von Stade seinen Anspruch auf Circipanien fallen ließ, das nun von Lothar seinem Schützling, dem Obotritenfürsten Heinrich, überwiesen wurde. Der Erfolg des Zuges gegen Dumar war, daß sich dieser mit seinem Sohne unterwerfen mußte. Dann gab es noch einen Strauß mit dem Fürsten von Rügen, der auf dem Festlande Lothar entgegenrückte. Er ward von diesem umstellt, mußte seinen Bruder als Geisel den Deutschen überlassen, die Zahlung einer bedeutenden Summe versprechen und den Treueid schwören, was freilich ohne weitere Folgen blieb.

Im folgenden Jahre ward es unter den Lütizen der Mark wieder unruhig. Daran trug Markgraf Rudolf selbst die Schuld: er hatte nämlich im Jahre 1113, als er mit Milo, dem Sohn des Grafen Dietrich von Ammensleben in Fehde lag, selbst seine wendischen Untertanen zu einem Streifzuge gegen diesen über die Elbe gerufen, eine Einladung, der sie begreiflicherweise gern gefolgt waren. Sie hatten dann arg gehaust und gewiß reiche Beute mit heimgebracht. Was sie hier auf Anstiften ihres Oberherrn gethan, versuchten sie zwei Jahre später (1115) auf eigne Hand. Sie mochten um so mehr hoffen, ungestraft im Trüben fischen zu können, als damals Herzog Lothar in offenem Kriege mit Kaiser Heinrich V. begriffen war, wurden aber am 9. Februar zwei

Lage vor dem Siege Lothars über den Kaiser am Welfesholz, bei Rötzen von dem Grafen Otto von Ballenstedt mit 80 deutschen Herren vernichtend geschlagen; 1700 von ihnen fielen²⁹⁾.

Sechs Jahre später (1121) finden wir Lothar wieder auf einem Zuge ins Wendenland begriffen; er galt dem Fürsten der Kessiner Zwentibald. Lothar durchzog sein Land bis ans Meer, eroberte seine Hauptburg Kessin nebst andern weniger bedeutenden Orten und empfing Geiseln sowie eine große Geldsumme als Zeichen der Unterwerfung. Den Namen Zwentepolch, der augenscheinlich mit Zwentibald identisch ist, trug der älteste von Heinrichs damals noch lebenden Söhnen, und es wäre nicht undenkbar, daß der Fürst der Kessiner eben Heinrichs Sohn war. Daraus wäre noch keine Entzweiung zwischen Heinrich und Lothar zu folgern, vielmehr kann Zwentibald, von seinem Vater über die Kessiner gesetzt, selbständig gehandelt haben. Indessen kann es auch ein eingeborener Fürst der Kessiner sein, und zwar wohl Dumar's Sohn, wenn dessen Heimat das Kessinerland war. Auf jeden Fall ward dieses wieder Heinrich unterworfen, und sollte es bis dahin noch nicht zu dessen Reich gehört haben, so ist es von 1121 ab dazu zu rechnen³⁰⁾.

Damals stand Heinrich auf der Höhe seiner Macht. Seine Machtstellung unter den Wenden erhielt — vielleicht erst um diese Zeit — ihren Ausdruck in dem Königstitel, den Heinrich allein von allen eingeborenen obotritischen Fürsten seit Ottos des Großen Zeit geführt hat. An eine ausdrückliche Verleihung dieses Titels ist allerdings nicht zu denken, es war nur ein Ausdruck des thatsächlich bestehenden Machtverhältnisses, aber es ist wahrscheinlich, daß auch Lothar im Verkehre mit Heinrich sich dieses Titels bedient hat.

Wie weit sich das Herrschaftsgebiet Heinrichs erstreckte, ist nicht sicher. Helmold rechnet außer den Wagriern, Polaben, Obotriten, Linonen, Kessinern und Circipanern auch die Pommeren und Liutizen zu Heinrichs Wendenreich und schließt seine Aufzählung mit den Worten: „und alle Nationen der Slaven, die zwischen der Elbe und dem baltischen Meere wohnen und sich in weiter Ausdehnung bis nach dem Lande der Polen hin erstrecken.“ Daß aber weder ganz Pommeren noch die gesamten Liutizenländer je zu Heinrichs Reich gehört haben, steht fest. Wie weit nun etwa Vorpommern und einzelne liutizische Gebiete ihm dauernd oder vorübergehend unterthan gewesen sind, muß dahingestellt bleiben. Daß ihm die Küste von Vorpommern gehörte, scheint der Verlauf des Feldzuges zu erweisen, den Heinrich im Jahre 1123 gegen Rügen unternahm, und es ist möglich, daß der im Jahre 1114 bekämpfte Dumar ein pommerischer Fürst gewesen ist, vielleicht der Vater des zehn Jahre später in Pommeren regierenden Bratislav. Dieser hatte in seiner Jugend eine Zeit lang in deutscher Gefangenschaft zugebracht, was eine Folge des Zuges von 1114 gewesen sein könnte. Was die liutizischen Landschaften betrifft, so gerieten die östlichsten derselben und wahrscheinlich auch das Gebiet der Medarier in eben dem Jahre 1121 unter Polens Botmäßigkeit, diese können also nicht Heinrich untergeben gewesen sein, möglicherweise aber noch die

Tollenser, auf die jedoch der Markgraf der sächsischen Nordmark gegründete Ansprüche hatte, oder einzelne Landschaften südlich der Elbe.

Eine andere Frage, die freilich auch nur auf eine Lücke in unserer Überlieferung aufmerksam macht, die nur teilweise und mutmaßlich ausgefüllt werden kann, ist die nach der inneren Stärke seiner Macht und den Herrscherrechten, die er in den einzelnen Landschaften seines Reiches übte. Begnügte er sich in den entfernteren Teilen desselben mit einer Oberhoheit und etwa einem Fürstenzins und ließ die einheimischen Gewalten, Fürsten oder Burgwardhäuptlinge bestehen, oder nahm er außer Wagrien noch andere Teile seines Reiches in seine unmittelbare Verwaltung? Von Zwentibold, dem Fürsten der Kessiner, wissen wir, daß er im J. 1121 nicht beseitigt ward, sondern sein Land, wie wir annehmen, als Untertan Heinrichs, behielt, aber wir wissen eben nicht, ob er Heinrichs Sohn und von diesem selbst eingesetzter Statthalter war oder ein eingeborener Landesfürst. Ebenso wenig ist vom Polaben- und Obotritenlande zu sagen, ob es hier neben und unter Heinrich noch Stammesfürsten gab. Auch das entzieht sich unserer Beurteilung, ob und wie weit sich die schon oben wiedergegebene Schilderung Helmolds von Heinrichs civilisatorischer Thätigkeit unter den Wenden auch auf die entfernteren Landschaften erstreckt hat. Man ist versucht zu vermuten, daß die im 13. Jahrhundert genannte „Königsstraße“, die von Lüchow (oder Demmin) nach Laage führte, von König Heinrich angelegt und nach ihm benannt ist. Aber die Benennung läßt noch manche andere Erklärungen zu; unsere Quellen versagen hier eine sichere Antwort. Nur zweierlei Beobachtungen über die Eigenart von Heinrichs Stellung ergeben sich aus dem uns vorliegenden Material mit einiger Deutlichkeit: Bis an das Ende seines Lebens war und blieb Wagrien der Kern seiner Macht und Alt-Lübeck seine Residenz. Und zweitens: Heinrichs ganze Machtstellung hat nicht einen national-wendischen Charakter gehabt, sondern beruht in noch höherem Grade wie die seines Vaters auf dem Schutze und der Hülfsbereitschaft der Sachsen und ihrer Herzöge Magnus und Lothar wie auch des Holsteiner Grafen. Auf allen seinen Feldzügen, selbst bei seinen Grenzkämpfen mit den Dänen, erscheinen die Sachsen als seine Verbündeten; besonders bezeichnend ist es, daß er gegen die Rügener bei deren Einfall in Wagrien nicht die Polaben oder Obotriten, sondern die Holsteiner herbeiruft. Es ist also durchaus glaublich, wenn Helmold in seinem Bericht über den sogleich zu erzählenden Feldzug gegen Rügen die Bemerkung macht, Heinrich habe seinen wendischen Untertanen weniger getraut als den Holsteinern. Mit den Sachsen blieb er die ganzen 34 Jahre seiner Regierung hindurch in ungetrübter Freundschaft, den Wenden galt er als ein ihnen aufgedrungener Zwingherr. Noch nach seinem Tode tritt dies hervor: man durfte nicht wagen, seine Leiche im Wendenlande zu lassen, sie ward nach Lüneburg gebracht und dort im Michaeliskloster beigesetzt. Seine ganze Stellung erscheint wie eine Art Stellvertretung des Herzogs. Deswegen darf man indessen seine persönliche Bedeutung nicht gering anschlagen, im Gegenteil, er muß ein Mann von ganz hervorragenden Herrschergaben gewesen sein, sonst würden Magnus und Lothar ihn nicht für würdig gehalten haben,

ihm eine so weit ausgedehnte Macht unter den Wenden einzuräumen. Es beweist dies eben so viel Vertrauen auf seine Zuverlässigkeit wie auf seine Tüchtigkeit. Auch der Gegensatz zu seinen Söhnen, die, wie Sazo offen ausdrückt und wie auch die Thatfachen beweisen, lange nicht an ihn heranreichten, stellt seine eigene Bedeutung in ein helles Licht⁴⁰). Wie gern wüßten wir über seine persönlichen Eigenschaften genaueres, allein auch hier lassen uns unsere Quellen im Stiche, sie erzählen nur seine Thaten, auch dies oft kurz und dürftig oder, wie Sazo es thut, mit phantasievollen Entstellungen, niemand aber hat ihn selbst und sein Wesen zu schildern versucht. Aus Sazos Erzählungen von ihm und seinen Aeußerungen scheint ein hohes fürstliches Selbstgefühl zu sprechen, an Helmolds Schilderung tritt als besonders charakteristisch hervor, daß Heinrich nicht einseitig kriegerische Neigungen hatte, so oft er auch das Schwert hat ziehen müssen, sondern Verständnis und Geschick für friedliche, verwaltende Thätigkeit besaß. Hierin scheint er seinen Vater übertroffen zu haben, andrerseits ging ihm dessen stark ausgeprägte Religiosität ab.

34 Jahre (1093—1127) hat er über das baltische Wendenland geboten, wenn auch vielleicht nicht an innerer Festigkeit so doch an äußerer Ausdehnung seiner Herrschaft unstreitig der mächtigste aller Fürsten unserer wendischen Vorzeit.

Seine letzten Feldzüge waren gegen Rügen gerichtet, ihre Veranlassung war die Ermordung eines seiner Söhne Namens Waldemar durch die Rügener. Voll Schmerz und Zorn schickte der Vater in alle seine Länder, um Truppen zusammenzuziehen (Winter 1123/24). Die Gerufenen kamen, unzählbar wie der Sand am Meere. Auch die Holsteiner sandten auf Heinrichs Bitte 1600 Mann. Bei Wolgast, was also, wie es scheint, noch zu Heinrichs Gebiet gehörte, erwartete sie Heinrich mit seinen Wagriern. Die Rügener hatten Heinrich die Summe von 200 Mark angeboten, um den Frieden zu erkaufen. Auf den Rat der Sachsen aber wies Heinrich diese Entschädigung als zu geringfügig für den Tod seines Sohnes zurück und zog mit den Sachsen an die Küste. Es war im Winter, und der ganze Meeresarm, der Rügen vom Festlande trennt, war mit dickem Eise bedeckt. Hier, auf dem Eise, hatten sich die Aufgebote der übrigen zu Heinrichs Reich gehörenden wendischen Völkerschaften aufgestellt, nach Fähnlein und Rotten geordnet und weithin über die ebene Fläche sich ausbreitend. Die Führer traten an Heinrich heran, begrüßten ihn als ihren König und boten sich wetteifernd an, den Kampf zu eröffnen. Heinrich aber stellte die Sachsen in das erste Treffen, da er der Treue seiner wendischen Unterthanen nicht recht traute. Nachdem sie dann den ganzen Tag durch Eis und Schnee hindurchgewatet waren, kamen sie um die neunte Stunde auf der Insel an und steckten sogleich die Dörfer am Ufer in Brand. Ausgesandte Kundschafter meldeten, daß das Heer der Feinde in der Nähe sei. Heinrich stellte die Seinen in Schlachtordnung auf, er selbst nahm mit den sächsischen Kerntruppen die Spitze. Da entsank den Rügenern der Mut, und sie schickten ihren Oberpriester, um zu unterhandeln. Dieser bot erst 400, dann 800 Mark. Als aber das Heer zu murren begann, warf er

sich dem Fürsten zu Füßen und erklärte, er wie die Seinen würden sich jeder Bedingung fügen, die Heinrich ihnen auferlege. Da gewährte ihnen Heinrich den Frieden gegen die Stellung von Geiseln und das Versprechen, 4400 Mark zahlen zu wollen. Heinrich zog darauf heim und entließ sein Heer. Die Rügener aber, die sich im Kleinverkehr statt gemünzten Geldes der Leinentücher bedienten und das auf ihren Raubzügen erbeutete Gold und Silber zum Schmucke verwendeten oder im Schatze ihres Gottes niederlegten, lieferten nur die Hälfte der Summe ab und behaupteten, nicht mehr aufbringen zu können. Deshalb zog Heinrich im nächsten Winter (Anfang 1125), als wiederum das Meer gefroren war, noch einmal nach Rügen. Diesmal nahm auch Herzog Lothar an dem Zuge teil. Die Verbündeten standen aber erst drei Nächte auf der Insel, ohne einen Erfolg errungen zu haben, als Thauwetter eintrat und das Eis zu schmelzen begann. Um nicht abgeschnitten zu werden, beeilten sie sich, auf das Festland zurückzukehren, was ihnen nur mit Mühe gelang. Heinrichs bald darauf (1127) erfolgender Tod hinderte eine Erneuerung des Unternehmens, und auch Lothar gab es auf, die Insel in seinen Besitz zu bringen ⁴¹⁾.

Wiederbeginn der Mission; Otto von Bamberg und Vicelin.

Noch in dem Jahre seines Rügener Feldzuges ward Herzog Lothar auf den Thron des Reiches erhoben. Mannigfach durch die Pflichten seines neuen Amtes in Anspruch genommen, ließ er doch das Wendenland nicht aus den Augen, wendete vielmehr auch der Christianisierung desselben mehr als bisher seine Aufmerksamkeit zu. Auf seine Veranlassung ward nach dem Tode des Erzbischofs Ruger von Magdeburg der Stifter des Prämonstratenserordens Norbert sein Nachfolger (1126). Von ihm erwartete Lothar eine thatkräftige Förderung des Missionswerkes unter den Liutizen, allein Norbert zog sich schnell durch allzu hartes und strenges Auftreten den bitteren Haß der Wenden zu und entfremdete sie der Sache des Christentums, statt sie zu gewinnen.

In Brandenburg entlud sich die allgemeine Erbitterung im Jahre 1127 in einer Empörung, bei der Graf Meinsfried, ein geborener Wende, der Burggraf des Ortes, erschlagen ward. In Havelberg konnte sich der Burgherr Witikind nur dadurch halten, daß er, obgleich selbst Christ, den Fortbestand des Heidentums duldete ⁴²⁾.

Durch die Ermordung Meinsfrieds war wohl ein Zug veranlaßt, den Lothar Ende 1127 oder Anfang 1128 ins Wendenland unternahm. Er drang bis ins Gebiet der Redarier und Tollenser vor und zerstörte hier einen „Ort mit einem berühmten Tempel“; es ist wahrscheinlich Rethre, die alte Hochburg des wendischen Heidentums ⁴³⁾. Rethre hat sich aus der Asche nicht wieder erhoben, und das Schicksal seines Tempels hat auch das Volk der Redarier, das einst so mächtige Kernvolk der Liutizen, geteilt. In den steten Kämpfen aufgerieben, verschwindet es völlig

aus der Geschichte. Schon vor Lothars Thronbesteigung war es durch einen Angriff der Polen stark mitgenommen worden, die unter Boleslav III. wieder mit Macht gegen Norden und Nordwesten vordrangen. Sie unterwarfen nicht nur Pommern, sondern auch die liutizischen Gebiete bis an die Müritz, ohne auf die deutschen Herrschaftsansprüche Rücksicht zu nehmen (1121). Dabei ward das Gebiet um die Südspitze der Müritz so entvölkert, daß Bischof Otto von Bamberg, der Apostel der Pommern, als er im Jahre 1128 durch diese Gegend reiste, nur eine weite Einöde fand.

Schon einmal hatte der fromme Bischof auf Einladung Boleslavs von Polen den Pommern das Christentum gepredigt (1124/25), doch war er damals über Polen gereist. Die zweite Reise führte ihn von Magdeburg aus durch die liutizischen Gebiete. Als er nach Havelberg kam (Mai 1128), fand er den ganzen Ort mit Fahnen umstellt: man feierte gerade das Fest des Gerovit. Otto ließ Witikind zu sich entbieten und tadelte ihn scharf, daß er dies Unwesen gelitten. Witikind aber entgegnete, Erzbischof Norbert sei beim Volke so verhaßt, das es lieber zu Grunde gehen als sich ihm unterwerfen wolle. Otto, der den Weg zu den Herzen der Wenden besser als Norbert zu finden verstand, erwirkte durch eine Predigt die Abstellung des Festes. Er bat den Witikind um Geleit für seine Weiterreise, aber dieser erklärte sich außer Stande, für die fernere Sicherheit des Bischofs zu sorgen, da der Weg durch das Gebiet seiner Feinde führe. Die entfernteren liutizischen Gaue waren also noch in feindseliger Erregung. Otto blieb indessen unbehelligt, fünf Tage brauchte er, um den Besuntwald zu durchziehen, und in dieser ganzen Zeit begegneten die Reisenden keinem Menschen. Endlich an der Müritz angelangt, trafen sie hier einen Fischer auf einem kleinen Rahne und erwarben von ihm eine Menge Fische, wofür der Mann als Bezahlung kein Geld nahm, das für ihn wertlos war, sondern sich Salz erbat. Er war, wie er erzählte, vor sieben Jahren, als Boleslav das Land eroberte, mit seiner Gattin auf eine kleine Insel im See geflohen. Hier hatten sie sich eine kleine Hütte gebaut und die sieben Jahre vom Fischfang gelebt; für den Winter pflegten sie im Sommer einen Vorrat zu trocknen.

Die einfache Erzählung, die uns einer der Biographen Ottos aufbewahrt hat, gewährt einen tiefen Einblick in das Elend des zertretenen Volkes. Weniger schlimm war das Schicksal des weiter westlich und nördlich wohnenden Stammes der Müritzer, der von dem Verwüstungszug der Polen nicht mehr erreicht war. Otto predigte ihnen, und sie waren bereit, sich von ihm taufen zu lassen, er aber verwies sie an ihren Erzbischof Norbert, zu dessen Diöcese das Land noch gehörte. Allein auch die Müritzer wollten von diesem nichts wissen.

Als Otto dann nach Demmin kam, fand er hier alles von Waffenlärm erfüllt. Denn die Liutizen hatten, erbittert über die Einäscherung ihres Tempels, Fehde mit den Pommern begonnen, die wohl mit Lothar im Bunde gestanden hatten. In der nächsten Nacht traf Herzog Wratislav selbst in Demmin ein, und drang dann am folgenden Tage in das Land der Liutizen ein. Gegen Mittag sah man von Demmin aus den überall aufsteigenden Rauch, das Zeichen der Verwüstung. Abends kehrten die

Sieger heim und brachten reiche Beute mit, Gewänder, Geld, Vieh und allerlei Habe, auch Gefangene, die man verteilte. Ob die Fehde mit diesem Zuge beendet war, wissen wir nicht. Ottos Predigt in Pommern hatte den reichsten Erfolg, und die Ausbreitung des Christentums machte seitdem in Pommern rasche Fortschritte ⁴⁴).

Um dieselbe Zeit, wo Otto von Bamberg unter den Pommern wirkte, lebte auch unter den Obotriten die Mission wieder auf. Es war das Verdienst Vicelins. Wenn sich auch der Schauplatz seines Wirkens — nicht auf seinen eigenen Wunsch und Willen, aber insolge der Ungunst der Zeitumstände — auf Wagrien beschränkt hat, so darf doch sein Lebensbild in einer mecklenburgischen Geschichte nicht fehlen, schon wegen seiner engen Beziehungen zu Heinrich, dem Obotritenfürsten, und seinen Nachfolgern ⁴⁵).

Vicelin stammte aus Hameln; seine Eltern zeichneten sich mehr durch Zucht und Sitte, als durch Adel der Geburt aus. Er besuchte in Hameln die Domschule, ergab sich aber, nach dem Tode seiner Eltern, die er früh verlor, einem leichtfertigen Leben, wodurch er schließlich sein väterliches Vermögen einbüßte. Des verlassenen Jünglings nahm sich die Herrin der Burg Everstein bei Holzminden, die Mutter des Grafen Konrad, an, doch erregte er die Eifersucht des Burgkaplans, der durch ihn aus der Gunst seiner Herrin verdrängt zu werden fürchtete. Dieser suchte nun einen Anlaß, ihn aus dem Hause zu treiben, und fragte eines Tages in Gegenwart vieler Zeugen, was er in der Schule gelesen habe. Als Vicelin antwortete: „Des Statius Achilleis“, fragte er weiter, was denn der Stoff der Achilleis sei, und wendete sich auf Vicelins Erwiderung, das wisse er nicht mehr, an die Umstehenden mit den beißenden Worten: „Ach, ich dachte, dieser junge Mann, welcher eben erst frisch aus der Schule kommt, bedeute etwas, aber da ist meine Erwartung sehr getäuscht. An dem ist gar nichts.“ Der bescheidene Jüngling fühlte sich tief durch die höhniischen Worte getroffen, verließ eilends die Burg, ohne Abschied zu nehmen, und wanderte nach Paderborn, wo damals die wissenschaftlichen Studien unter einem berühmten Lehrer Namens Hartmann blühten. Dessen Tisch- und Hausgenosse ward er und studierte als solcher mehrere Jahre hindurch mit Eifer und Fleiß, schließlich ward er sein Gehilfe. Darauf erhielt er einen Ruf nach Bremen, um daselbst die Schule zu leiten. In diesem Amte bewährte er sich sehr, nur wird ihm vorgeworfen, er habe in der Züchtigung seiner Zöglinge nicht Maß gehalten. Manche entliefen deshalb seiner Zucht. Wer aber fester von Charakter sein Joch aushielt, hatte großen Gewinn davon, denn er nahm zu an Wissen und Klugheit, wie an Würde und Anstand. Nach einer Reihe von Jahren gab Vicelin, selbst von neuer Lernbegierde ergriffen, zum großen Leidwesen des Erzbischofs und der Kirchenoberen die Schule auf (1123) und reiste nach Frankreich, um sich dort den höheren Studien zu widmen. Er besuchte in Laon die Vorträge Rudolfs, eines ausgezeichneten Erklärers der heiligen Schrift, und wahrscheinlich hat er auch Norbert kennen gelernt, der damals wenige Meilen von Laon das Kloster Prémonstratum gegründet und schon eine große Zahl Jünger um sich gesammelt hatte, die er einen streng asketischen Lebenswandel lehrte.

Unter seinem Einfluß entschloß sich auch Vicelin, Gott zu Liebe dem Genusse des Fleisches zu entsagen, ein härenes Gewand auf bloßem Leibe zu tragen und dem Dienste der Kirche sich vollständig hinzugeben. Nach drei Jahren, 1126, kehrte er nach Deutschland zurück und begab sich nach Magdeburg zu Norbert, der eben zum Erzbischof geweiht war und ihm nun die Priesterweihe erteilte. Von heißem Eifer erglühend, aber noch ungewiß, wo wohl sein künftiger Wirkungskreis und zu welchem Werke er wohl bestimmt sein möchte, erhielt er Kunde von Heinrich, dem Fürsten der Slaven, und vernahm, daß dieser nach Bezwingung der Barbarenvölker sich willig und geneigt zeige, den Dienst Gottes zu verbreiten. Weil er nun fühlte, daß er zur Verkündigung des Evangeliums von Gott berufen sei, so ging er zu dem Erzbischof Adalbert von Hamburg, der sich gerade in Bremen aufhielt. Dieser billigte seinen Entschluß und verlieh ihm ein Sendamt, um an seiner Stelle unter den Slaven das Heidentum auszurotten.

Sofort trat Vicelin seine Reise an in Begleitung der Priester Rudolf und Ludolf, zweier Domgeistlichen aus Hilbesheim und Verden. Sie fanden den Fürsten Heinrich in Lübeck und baten ihn um Erlaubnis, den Namen des Herrn verkündigen zu dürfen. Heinrich nahm sie freundlich auf und übergab ihnen die Kirche zu Lübeck. Sie kehrten jedoch noch einmal wieder nach Sachsen zurück, um ihre häuslichen Angelegenheiten zu ordnen und sich für einen dauernden Aufenthalt im Slavenlande zu rüsten. Da vernahmen sie plötzlich die Kunde, daß Heinrich gestorben sei (1127), und sahen sich durch die Wirren, die seinem Tode folgten, an der Ausführung ihrer Absicht gehindert.

Vicelin blieb einstweilen bei Erzbischof Adalbero. Als sich dieser auf einer Visitationsreise durch Holstein in Meldorf aufhielt, kamen die Männer von Faldera (Neumünster) zum Erzbischof und baten um einen neuen Pfarrer. Dies war ein Wirkungskreis, wie ihn Vicelin sich wünschte, und er folgte bereitwillig der Aufforderung des Erzbischofs und ward Pfarrer in Faldera. Der Ort lag an der Grenze des Slavenlandes in einer wüsten und unfruchtbaren Heide; die Einwohner, sächsischen Stammes, waren zwar dem Namen nach Christen, aber in Wahrheit noch halbe Heiden. Denn die Verehrung von Hainen und Quellen und sonst noch mancherlei Aberglaube herrschte bei ihnen. Desto jegensvoller war die Thätigkeit, die nun Vicelin unter ihnen entfaltete. In zahlreichen Scharen strömten die Menschen zu ihm in seine Kirche; ja, er begann die umliegenden Kirchen zu besuchen, indem er den Gemeinden Ermahnungen des Heiles gab, die Irrenden zurecht wies, die Uneinigen versöhnte und überdies die Haine und alle abgöttischen Gebräuche vertilgte. In Faldera begründete er ein Kloster, das sich bald mit Gleichgesinnten füllte. Freilich lag ihm wie seinen Gefährten vor allem die Befehrung der Slaven am Herzen, allein längere Zeit verschob Gott die Erhörung ihres Gebetes.

Der Untergang von Heinrichs Geschlecht.

Auch König Heinrich war, wie es scheint, gleich seinem Vater eines gewaltsamen Todes gestorben, doch haben wir darüber keine genauere Kunde und wissen auch nicht, was die Veranlassung seines Todes gewesen ist und wer ihn ermordet hat. Als sein Todesjahr ist neuerdings auf Grund eines Urkundenfundes 1127 mit Sicherheit festgestellt worden, sein Todestag, der 22. März, ist im Totenbuche des Lüneburger Michaeliskloster aufgezeichnet worden, wo er bestattet ward ⁴⁶).

Nach seinem Tode fiel seine Schöpfung schnell auseinander, die Schuld daran trug die Zwietracht seiner Söhne Zwentepolch und Kanut, von Mistue ist nicht mehr die Rede, er muß also vor seinem Vater gestorben sein. Der ältere der überlebenden Söhne, Zwentepolch, erhob Anspruch auf die Alleinherrschaft und fügte seinem Bruder Kanut viel Unrecht zu. Schließlich belagerte er ihn mit Hilfe der Holsten in der Burg zu Plön. Er stieg auf die Zinnen der Mauer und bat von da aus die Holsten, den Frieden mit seinem Bruder zu vermitteln. Die Holsten, an deren Spitze wir uns den Grafen Adolf zu denken haben, bewirkten denn auch, obwohl mit Mühe, die Versöhnung der entzweiten Brüder und teilten das Land unter sie. Nicht lange darauf aber ward Kanut zu Lütjenburg erschlagen, und Zwentepolch bemächtigt sich allein der Regierung.

Während dieser Wirren hatte sich der Osten des Wendensreiches losgelöst und weigerte den Zins. Graf Adolf und Fürst Zwentepolch zogen also ins Obotritenland, eroberten Werle und Kessin, dieses nach fünfmonatlicher Belagerung, ließen sich Geiseln stellen und kehrten dann heim. So war die Oberherrschaft des magrischen Fürsten noch einmal wiederhergestellt.

Auch Zwentepolch war Christ und behandelte die in Lübeck ansässigen Christen freundlich. Es schien also für Vicelin die Zeit gekommen, um seinen alten Plan auszuführen. Er begab sich zu Zwentepolch nach Lübeck und erneuerte sein Gesuch um Überweisung der dortigen Kirche. Seine Bitte wurde erfüllt, und er sandte nach Lübeck die Priester Ludolf und Wolcward, die von den sächsischen Kaufleuten freundlich aufgenommen wurden und ihre Wohnung in der Kirche nahmen. Nicht lange darauf freilich, wohl während der Zeit, als Zwentepolch auf seinem Feldzug gegen Werle und Kessin abwesend war, zerstörten die Rügener, die also mit den ausländischen Stämmen im Einverständnis waren, den Flecken samt der Burg. Die beiden Priester entkamen mit genauer Not nach Falbera. Bald darauf ward Zwentepolch durch die Hinterlist eines reichen Holsten Namens Daso ermordet. Und kurz darauf ward sein Sohn Zwinike zu Artlenburg getötet (um 1129). Mit ihm sank der letzte Nachkomme Heinrichs ins Grab ⁴⁷). Aus Gottschalks Geschlecht lebte nur noch ein Sohn Butues, Pribislav, den nun die Wagrier zu ihrem Fürsten erkoren. Unter den Obotriten tritt kurz darauf ein eigener Fürst auf, es ist Niclot, der Stammvater unseres Fürstenhauses.

Nicolot und das Wendenland zu seiner Zeit.

Nicolots Herkunft.

In Nicolot faßt sich noch einmal — kurz vor dem Untergang — die Kraft des wendischen Stammes zu einer bedeutenden Persönlichkeit zusammen; er nimmt unter den Wenden die Stellung eines Nationalhelden ein und verknüpft zugleich als der Stammvater unseres Fürstenhauses die Gegenwart mit der wendischen Vorzeit unseres Landes. Woher aber stammt er selbst und wie war er in den Besitz der Fürstenwürde gelangt? Viel Scharfsinn ist aufgeboten worden, um diese Frage zu beantworten, allein es muß zugegeben werden, daß unser Quellenmaterial keine gesicherte Antwort zuläßt. Man hat vermutet, er stamme von Cruto ab, dessen Heimat man nach Rügen verlegte. Allein beides ist unbeweisbar; Bagrien hat gegründeteren Anspruch darauf als Rügen, für Crutos Heimat zu gelten, wenn auch nach Crutos Tod einzelne seiner Nachkommen in Rügen eine Zuflucht fanden. Von diesen Crutonen sind mehrere Helmold bekannt, davon aber weiß er nichts, daß auch Nicolot zu ihnen gehört hätte. Ueberdies herrschte zwischen den Geschlechtern Crutos und Heinrichs erbitterte Feindschaft, Nicolot aber stand zu Pribislav, einem Vetter Heinrichs, stets in bestem Einvernehmen. Er wird also kein Crutone sein. Noch unwahrscheinlicher ist, daß Nicolot, wie man früher gemeint hat, ein Bruder Pribislavs gewesen sei. Die Worte, mit denen ihn Helmold einführt, sprechen entschieden gegen diese Annahme. Wahrscheinlich ist seine Herkunft aus altfürstlichem Geschlechte, und es liegt nahe, dabei an eine entferntere Seitenlinie des obotritischen Fürstenhauses zu denken, sodaß also Nicolot und Pribislav allerdings entfernt verwandt wären. So könnte Nicolot ein Abkömmling jener Schwester Gottschalks sein, die mit Bluffo vermählt war. Möglich ist auch, daß er mit dem Slavenfürsten Dumar zusammenhängt, den Lothar im Jahre 1114 demütigte. Die Geschichte des Obotritenlandes im Anfang des 12. Jahrhunderts würde entschieden an Klarheit gewinnen, wenn der in den Quellen genannte Sohn Dumar's Nicolot wäre. Dumar selbst würde dann mit jenem namenlosen unveröhnlichen Christenfeinde vermutungsweise identifiziert werden können, der nach Helmold im Osten des Wendenlandes zu Crutos Nachfolger gewählt ward, aber Heinrich bei Schmilau erlag. Es ist sehr verlockend, dieser Vermutung noch weiter nachzugehen; wir gelangen dadurch zu der Annahme, daß dieser Obotritenfürst, also Dumar, im Jahre 1093 nicht beseitigt, sondern nur Heinrichs Vasallenfürst geworden ist. Dumar's

Erhebung im Jahre 1114 wäre dann ein Versuch die Oberhoheit Heinrichs wie des deutschen Reiches abzuschütteln, der mit Lothars Hilfe niedergeschlagen ward. Allein es bleibt alles dies bloße Vermutung.

Dumar kann auch, wie oben schon erwähnt ward, ein liutizischer oder pommerscher Fürst sein, und Niclot ist vielleicht erst nach Heinrichs Tode während des Streites seiner Söhne oder nach dem Untergang des Geschlechtes an die Spitze der Obotriten getreten. Jedenfalls aber findet sich in der Überlieferung nichts, was uns zwingen könnte, seinen Ursprung außerhalb des Obotritenvolkes zu suchen: Die Obotriten haben ihren Nationalhelden aus sich selbst hervorgebracht und nicht von einem andern wendischen Stamm erhalten ¹⁾.

Knud Laward als König der Wenden.

Zum ersten Mal wird Niclot ums Jahr 1129 genannt. Damals versuchten die Wenden unter zwei Führern, Pribislav, Heinrichs Vetter, und Niclot, sich gegen einen neuen Oberherrn aufzulehnen, den ihnen Kaiser Lothar gesetzt hatte, den dänischen Prinzen Knud Laward, den Herzog von Schleswig. Knud hatte seines herzoglichen Amtes in der Mark von Schleswig mit durchgreifender Strenge und bestem Erfolge gewaltet, aber sein Ehrgeiz und Thatendrang fand in dem kleinen Landstrich nicht genug Befriedigung, er sehnte sich nach einem weiteren Felde seines Ruhmes, das er im benachbarten Wendenlande zu finden glaubte. Er kam deshalb nach Zwinikes Tode zu Lothar und machte ihm den Vorschlag, ihm die Herrschaft über Heinrichs Gebiet zu verleihen. Lothar, der ihn schon kannte, gewährte ihm sein Gesuch und belehnte ihn mit dem Wendenlande, wobei er ihm eine Königskrone aufs Haupt setzte. Auch für den Kaiser und das Reich eröffnete sich eine verheißungsvolle Aussicht dadurch, daß Knud des Reiches Dienstmann ward. Denn es war zu erwarten, daß Knud nach dem Tode des schon bejahrten Königs Niels mit der Wendenkrone die dänische vereinigen würde. Bei Knuds deutschfreundlicher Gesinnung würde dies eine Verstärkung des deutschen Einflusses an der Ostseeküste bedeutet haben, auch Dänemark würde eine Dependenz des deutschen Reiches geworden sein. So wenigstens wird sich Lothar die Entwicklung gedacht haben ²⁾.

Im Kampfe mit Knud erlagen die beiden Wendenfürsten Niclot und Pribislav, beide wurden gefangen und nach Schleswig in Gewahrsam geführt, wo sie so lange eiserne Handschellen tragen mußten, bis sie sich mit Geld und Weiseln lösten und Knud den Treueid leisteten. Damit begnügte sich Knud vorläufig und nahm nur Bagrien unter seine unmittelbare Verwaltung. In Lübeck ließ er die Kirche, die bei dem Einfall der Rügener gelitten hatte, wieder herstellen und neu einweihen, oft besuchte er auch den Vicelin in Faldera und erwies ihm wie seinen Begleitern große Freundlichkeit. Bei längerer Dauer seiner Herrschaft durfte man die Erschließung des ganzen ihm unterthänigen Wendenlandes für die Mission von ihm erwarten. Aber alle Hoffnungen, die

die sich an ihn knüpften und die er selbst hegen mochte, schnitt sein früher Tod ab: er ward schon im Anfang des Jahres 1131 (d. 7. Jan.) von seinem Vetter Magnus, dem Sohn des Königs Niels, bei Röskilde aus Eiferjucht ermordet. Dadurch gewannen seine beiden wendischen Vasallen für den Augenblick die Freiheit wieder ³⁾.

Kaiser Lothar und das Wendenland von 1131—1137.

Die beiden Wendenfürsten teilten nun das ganze Gebiet des obotritischen Stammes mit den ihm schon seit Gottschalks Zeit einverleibten liutizischen Landschaften so unter sich, daß Pribislav Wagrien, von dem die Macht Heinrichs ihren Ausgang genommen, und Polabien erhielt, während dem Niclot das Gebiet der Obotriten im engeren Sinne mit den Gebieten der Kessiner und Circipaner zufiel ⁴⁾. Beide waren Heiden und benutzten den Augenblick, um, was etwa von Ansätzen zur Christianisierung in ihren Ländern vorhanden war, zu beseitigen. „Zwei wilde Bestien,“ nennt sie Helmold, „die die Christen auf das wütendste verfolgten.“

Nicht lange freilich sollten sich die Wenden der neuen Freiheit freuen. Dem Kaiser bot der Mord seines Freundes und Vasallen einen Anlaß, um mit Waffengewalt zu erzwingen, was er durch den Getöteten auf friedlichem Wege zu erreichen gehofft hatte: Die Unterordnung Dänemarks unter das römisch-deutsche Reich. Er zog nach Schleswig, wo Erich Emun, des Ermordeten Bruder, mit einer Flotte zu ihm stieß. Um nicht alles einzubüßen, bequemten sich König Niels und sein Sohn Magnus zur Nachgiebigkeit, Magnus entrichtete als Buße für den Mord die Summe von 4000 Mark und huldigte Lothar. Zwei Jahre darauf (1133?) ward die Huldigung in Halberstadt wiederholt, doch trennte auch diesmal der Tod schnell das eben geknüpfte Band: Magnus sowohl wie Niels fielen beide schon im Jahre 1134 im Kampfe gegen Erich Emun, der sich dann des Thrones bemächtigte (bis 1137) ⁵⁾.

Von den Dänen wandte sich Lothar (im Jahre 1131?) gegen die Wenden, die sich ihm sogleich wieder unterwarfen. Vicelin war es dann, der ihn bei einem Aufenthalte Lothars in Bardowiek auf die Bedeutung des Hügels von Segeberg zur Beherrschung der Gegend aufmerksam machte. Lothar selbst kam dorthin und ordnete den Bau einer Burg auf dem Hügel an. Auch Niclot und Pribislav wurden herbeigerufen und erhielten den Befehl, beim Bau der Feste Beihülfe zu leisten. Sie gehorchten, wenn auch widerwillig, da sie wohl merkten, daß es auf eigene Bedrückung abgesehen sei. Die Burg erhielt den Namen Segeberg. Auch eine Kirche ließ Lothar am Fuße des Berges erbauen und gründete ein Stift dabei, an dessen Spitze er den Vicelin stellte. Ein gleiches geschah in Lübeck, und Pribislav ward angewiesen, bei Verlust der Gnade des Kaisers, für Vicelin oder dessen Stellvertreter angelegentlichst Sorge zu tragen. So suchte Lothar auch die Mission, zunächst für Wagrien, zu fördern, und er selbst sprach offen aus, daß

es seine Absicht sei, das ganze Volk der Slaven dem christlichen Glauben zu unterwerfen und Vicelin zum Bischof zu erheben. Im Einklang mit dem Kaiser übertrug Erzbischof Adalbero von Hamburg-Bremen (seit 1123) dem Vicelin und dessen Gefährten die Erlaubnis im Wendenland zu predigen, soweit es zur Hamburger Diöcese gehörte⁶⁾.

Es war die Zeit, in der die deutsche Herrschaft wie die Mission auch im Süden des Obotritenlandes wieder festere Wurzeln faßte und selbst von Osten her dasselbe zu umfassen begann. Ostern 1134 auf dem Tage zu Halberstadt war Graf Adalbert von Askanien, schon seit 1124 Markgraf der Lausitz, mit der sächsischen Nordmark belehnt worden. Es ist Albrecht der Bär, der Kolonisateur der Mark Brandenburg. Er hatte im Frühsommer des Jahres 1136 einen Aufstand zu bekämpfen, bei dem noch einmal die Kirche in Havelberg zerstört ward, und drang bis in die liutizischen Landschaften vor⁷⁾.

Der Feldzug ward Ende desselben Jahres, nachdem inzwischen Markgraf Albrecht den Kaiser nach Italien begleitet hatte, erneuert und dehnte sich noch bis in den Anfang des Jahres 1137 aus.

Zwischen beiden Feldzügen, auf dem letzten Reichstage, den Lothar auf deutschem Boden hielt, in Würzburg am 16. August 1136 ist eine Urkunde ausgestellt, die einen Einblick darin gewährt, wie weit sich damals die Macht des Reiches im baltischen Wendenlande erstreckte. Es wird nämlich darin zur Förderung der Mission der Tribut von vier Gauen an beiden Ufern der unteren Peene in Pommern an das Bistum Bamberg überwiesen, und diese Gaue werden zur Mark Albrechts des Bären gerechnet⁸⁾. Es ist dieselbe Gegend, die wir oben mutmaßlich unter die Botmäßigkeit des Königs Heinrich gestellt haben, ein Verhältnis, das durch dessen Tod gelöst sein wird. Auch Polen erhob Anspruch darauf, wie auf ganz Pommern, doch wäre die Urkunde Lothars ein wertloses Stück Papier gewesen, was sicher nicht in seiner Absicht lag, wenn nicht um die Zeit, wo sie ausgestellt ward, die darin genannten Gaue Eigentum des Reiches gewesen wären. Folglich muß Albrecht der Bär schon auf seinen ersten Zügen bis in diese entfernte Gegend vorgedrungen sein. Dauernder Besitz Albrechts aber ist sie nicht geworden, denn eine weitere Ausnutzung des gewonnenen Erfolges ward durch Lothars Tod (3. Dezember 1137) und die darauf folgenden Wirren verhindert.

Die Wenden während des Kampfes zwischen Welfen und Hohenstaufen.

Der Verstorbene hinterließ zwar als von ihm selbst erkorenen Erben seiner Politik seinen Schwiegersohn Heinrich den Stolzen aus

⁶⁾ Die Führer des Aufstandes waren die Söhne Witikinds, des früheren Herren von Havelberg, die — oder vielleicht schon ihr Vater, wenn er noch am Leben war — im Jahre 1129 von den Magdeburgern unter Erzbischof Norbert vertrieben waren. Sie wurden auch jetzt wieder verjagt und fanden eine Zuflucht im südlichen Mecklenburg, wo ihre Nachkommen im Besitze beträchtlicher Güter noch bis zum Jahre 1454 nachgewiesen sind⁷⁾.

dem Hause Welf, dem er zu seinem Herzogtum Bayern auch noch Sachsen versprochen und den er selbst auch zu seinem Nachfolger auf dem Kaiserthron ausersehen hatte. Die Mehrzahl der Fürsten wandte sich indessen dem Geschlechte zu, das man bei Heinrichs V. Tod übergangen hatte, den Hohenstaufen, und entschied sich für Konrad, der schon gegen Lothar die Königskrone getragen hatte. Die nächste Folge war ein mehrjähriger Kampf zwischen Welfen und Hohenstaufen, der nach Heinrichs des Stolzen Tode von seiner Gattin und seinem Bruder Welf für seinen jungen Sohn Heinrich fortgeführt ward, ein Kampf, der Albrecht den Bären, einen Gegner der Welfen, für eine Reihe von Jahren von nutzbringender Thätigkeit in seiner wendischen Mark zu fruchtlosen Fehden ablenkte, den Grafen Adolf (II) von Holstein aus dem Lande trieb und so nicht nur jeden Fortschritt der wendischen Mission unmöglich machte, sondern sogar den Wenden noch einmal Gelegenheit bot, die junge Pflanzung in Bagrien zu vernichten.

Im Jahre 1138 drang Pribislav, der in Lübeck saß, mit einer Räuberschar vor und brannte den Burgflecken Segeberg wie alle umliegenden Orte, wo Sachsen wohnten, auch das neue Bethaus wie das eben erbaute Kloster nieder. Während er auf diesem Streifzug begriffen war, landete Race, ein Abkömmling Crutos, mit einer Flotte bei Lübeck, in der Erwartung, hier seinen Feind Pribislav anzutreffen. Die Nachkommen Crutos machten nämlich noch immer den Nachkommen Heinrichs die Fürstenwürde über Bagrien streitig. Da Race seinen Gegner nicht fand, so zerstörte er die Burg und den Ort; die Priester mußten froh sein, daß sie nach Neumünster entkamen, wohin sich auch die von Segeberg flüchteten bis auf einen, den die Wenden töteten. Mit diesem Rachezuge hatte Race seinem Gegner nur in die Hände gearbeitet, insofern dadurch die letzte große christliche Ansiedelung in Bagrien, die Pribislav selbst nicht anzutasten gewagt hatte, beseitigt und so für ihn reiner Tisch im eigenen Land gemacht war. Unter Gebet und Fasten mußte Vicelin mit seinen Gehülfsen in Neumünster auf eine bessere Wendung warten, während Pribislavs Scharen unaufhörlich die sächsischen Nachbarn beunruhigten. Der Bezirk von Neumünster ward beinahe zur Einöde wegen der täglich vorkommenden Mordthaten und Plünderungen. Es gehörte der ganze Glaubensmut eines Vicelin dazu, in dieser Not auf seinem Posten auszuharren.

Erst im Winter 1138 auf 39 setzte Heinrich von Badwide, der statt Adolfs von Holstein das Grafenamt verwaltete, ein thatkräftiger Mann, den Räubereien ein Ziel, indem er heimlich ein Heer von Holsten sammelte, ein ihm entgegnetendes wendisches Heer schlug und ganz Bagrien von der Schwale bis zur Trave und Ostsee plündernd und sengend durchzog. Nur die Burgen blieben verschont. Durch den Erfolg kühn geworden, zogen im nächsten Sommer (1139) die Holsten sogar ohne ihren Grafen vor Plön und eroberten den Ort, damals die stärkste wendische Feste in Bagrien. Sie hausten noch weit schlimmer im Lande als es unter Anführung des Grafen geschehen war. Denn der Graf hatte, wie alle Fürsten, die Tribute aus den Wendenländern bezogen, noch eine gewisse Schonung geübt, um die Wenden zahlungsfähig zu

erhalten. Die Holsteiner Bauern aber mordeten ohne Erbarmen alles, was ihnen in die Hände fiel. So suchten sie in diesem Jahre wiederholt das Wendenland heim, und als sich Graf Adolf wieder in den Besitz seiner Grafschaft setzte (1139), fand er deren wendischen Teil als Einöde wieder⁹⁾.

Kolonisation Wagriens.

Sein noch zweifelhafter Anspruch auf die Grafschaft ward ihm im Jahre 1142 durch einen Vertrag mit Heinrich von Badwide sicher gestellt. Dieser Vertrag hängt mit dem Frieden von Frankfurt zusammen, durch den (1142) der Streit zwischen Staufern und Welfen — wenigstens für Norddeutschland — beendet ward, Heinrichs des Stolzen junger Sohn, Heinrich (der Löwe), erhielt das Herzogtum Sachsen zurück, während sich Albrecht der Bär mit der Mark begnügte, die für reichsunmittelbar erklärt ward. Heinrich der Löwe übertrug nun die Grafschaft Holstein mit Wagrien an Adolf und entschädigte Heinrich von Badwide mit Rakeburg und dem Lande der Polaben, das durch diesen Machtanspruch seinem bisherigen wendischen Fürsten Pribislav ohne irgend welches Entgelt entzogen ward.

Graf Adolf that nun einen entscheidenden Schritt: er siedelte deutsche und holländische Kolonisten auf dem verödeten Lande an, so in und um Gutin und Plön und weiter östlich im Lande Süffel, auch baute er in der Nähe des wendischen Lübeck, das in Trümmern lag, einen neuen Ort gleichen Namens auf, das deutsche Lübeck. Seitdem blieb Wagrien vom Obotritenlande losgelöst. Nur im Nordwinkel des Landes an der Seeküste, um Oldenburg und Lütjenburg, blieben Wenden wohnen, unter ihnen Pribislav, noch immer von den Wenden als ihr Fürst betrachtet, in Wahrheit aber nur noch ein Großgrundbesitzer, und unweit von seinem Wohnsitz hauste — ein eigenes Zusammenreffen — ein Nachkomme Erutos, Rochel, dem Charakter seiner Vorfahren getreu ein eifriger Heide und gefürchteter Seeräuber¹⁰⁾.

Auch im Polabenlande ward die deutsche Kolonisation durch die Besitzergreifung Heinrichs von Badwide angebahnt; mit dem Jahre 1142 waren dem Obotritenvolk zwei Drittel seines alten Gebietes endgültig entrisfen. Nur im östlichen Drittel, dem Gebiet der Obotriten im engeren Sinne, blieb die Nation noch unangefochten, an ihrer Spitze der grimme Heide Niclot.

Niclot von 1142—1147.

Niclot war klug genug, die Deutschen nicht zu reizen, und so stellte sich zwischen ihm und den benachbarten deutschen Grafen unschwer ein friedliches Verhältnis her. Besonders ließ es sich Graf Adolf, der seinen Kolonien eine Zeit ungestörten Gedeihens zu sichern wünschte, angelegen sein, Niclots Freundschaft zu gewinnen. Er verpflichtete sich ihm wie die Edelsten der Obotriten durch reiche Geschenke so, daß alle,

wie Helmold sagt, wetteiferten ihm willfährig zu sein und ihm bei der Veruhigung Wagriens Dienste zu leisten¹¹⁾. Mag man letzteres bezweifeln, so waren doch des Grafen Bemühungen insofern erfolgreich, als die Obotriten ihre Raubsucht gegenüber ihren deutschen Nachbarn im Zaume hielten. Desto ungehemmter ließen sie ihr die Jügel schießen gegenüber den Dänen. Schon während der Regierung Erich Emuns (1134—37) und noch mehr in dem Jahrzehnt, als während der Minderjährigkeit der drei Kronprätendenten Sven, Waldemar und Knud^{*)} Erich Lamm, ein zwar persönlich tapferer, aber sonst untüchtiger Mann die Regentschaft führte (1137—47), trieben es die Wenden an den dänischen Küsten so arg wie kaum je zuvor. Die Kriegszüge, die Erich Lamm gegen sie unternahm, erregten statt Furcht nur Spott bei ihnen. Sie wurden so dreist, daß sie den Regenten selbst auf einer Fahrt von Seeland nach Fünen angriffen: Erich mußte, um ihnen nicht in die Hände zu fallen, schleunigst landen und unter Zurücklassung beträchtlicher Beute schimpflich die Flucht ergreifen¹²⁾. Einige Jahre hatte diese Situation in der wendischen Mark bestanden: da zog sich eine dunkle Wolke zusammen, die gegen das Wendenland ihren Weg nahm und den letzten Rest des Heidentums an der Ostseeküste mit dem Untergang bedrohte.

Der Kreuzzug gegen die Wenden (1147).

Auf die Nachricht von der Eroberung Edessa durch die Türken (1145) hatte Papst Eugen III. einen Aufruf zu einem neuen Kriegszuge erlassen. Der Abt Bernhard von Clairvaux, das Haupt des Cistercienserordens und der geistige Leiter der damaligen Kirche, weihte diesem Unternehmen die ganze hinreißende Kraft seiner Redegabe und wußte neben vielen deutschen Fürsten auch den König Konrad zu bewegen, daß er das Kreuz nahm (in Speyer am Weihnachten 1146). Im März 1147 fand ein großer Reichstag zu Frankfurt statt, auf dem wiederum viele am Kreuzzuge teilzunehmen gelobten. Nur die Sachsen ließen sich in ihrer norddeutschen Nüchternheit nicht fortreißen, entschuldigten sich vielmehr mit den Worten, sie hätten Heiden genug in der Nähe, um sie zu bekriegen. Sie erwarteten wohl kaum beim Worte genommen zu werden, aber Bernhard ergriff sofort mit Eifer die Gelegenheit, auch die bisher widerstrebenden Norddeutschen der Kreuzzugs Idee dienstbar zu machen. Er entschied, es solle sich die Macht der Christen auch wieder jene Völker aufmachen, um sie zu bekehren oder zu vertilgen. Wer zu diesem Zwecke ausziehe, solle desselben Ablasses genießen, den die Kirche den Kreuzfahrern nach Jerusalem zugesagt habe. Darauf nahmen viele schon in Frankfurt selbst das Wendenkreuz; es unterschied sich von dem Abzeichen für die Pilger nach Palästina dadurch, daß es auf einem Kreise stand, der wohl die Welt bedeuten sollte, über welche das Kreuz erhöht wird¹³⁾.

^{*)} Sven war ein Sohn von Erich Einn, Waldemar, der später seine beiden Nebenbuhler lange überlebte und von 1157—1182 über Dänemark herrschte, ein Sohn von Knud Laward und Knud ein Sohn von Magnus, dem Sohne des Königs Niels.

Der heilige Bernhard ließ sich die Förderung des Unternehmens noch weiter angelegen sein und erließ ein Sendschreiben an die Erzbischöfe, Bischöfe, Fürsten und alle Gläubigen in Deutschland. Darin teilt er die Frankfurter Beschlüsse mit, fordert alle, die sich zum Zuge nach Jerusalem noch nicht verpflichtet hatten, zur Teilnahme an dem Wenden-Kreuzzuge auf, erläßt ein scharfes Verbot gegen jeglichen Bund mit den Heiden wegen Geld- und Tributzahlungen, bis entweder ihr Götzendienst oder die Nation selbst ausgetilgt sei, und schließt endlich mit der Mitteilung, daß sich das Heer der Kreuzfahrer zum Feste der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni) in Magdeburg versammeln solle.

Diesem Schreiben ließ Papst Eugen III. unter dem Datum des 11. April ein anderes folgen; in diesem verheißt er im Einklang mit dem schon von Bernhard gegebenen Versprechen den Kreuzfahrern gegen die Wenden denselben Ablass, den einst Papst Urban den ersten Kreuzfahrern verheißt habe, verbietet bei Strafe des Bannes, daß jemand Heiden, die er bekehren könne, um Geld gestatte, in ihrem Unglauben zu verharren, beauftragt den Bischof Anselm von Havelberg mit der Leitung des Zuges und nimmt die Güter der Kreuzfahrer in des heiligen Petrus und seinen Schutz¹⁴⁾.

Beide Schreiben enthalten unverhüllt eine scharfe Verurteilung der Politik, die das sächsische Laienfürstentum bisher gegenüber den Wenden beobachtet hatte, daß man ihren Glauben unangetastet ließ und sich mit der Tributzahlung begnügte. Das Schwert sollte nun vollbringen, was die friedliche Predigt nicht erreicht hatte; Bekehrung oder Ausrottung war die Aufgabe, die des heiligen Bernhard glühender Glaubenseifer den christlichen Streitern stellte. Nicht ohne inneres Mißbehagen mag mancher der sächsischen Grafen und Herren die beiden Erlasse gelesen haben, aber die Allmacht der Kirche zwang sie, ihre Gefühle zu verschließen, und wenn auch nicht ohne Zögern und Säumen, stellte sich doch einer nach dem andern mit seinen Mannen in Magdeburg ein. Auch die Dänen, die ja so viel von den Freibeutereien der Wenden zu leiden hatten, gewann man für den Zug. Niclot blieb es nicht unbekannt, welches Ungewitter gegen ihn heranzog, und er berief sein Volk, um die Feste Dobin zu verstärken, denn diese ersah er sich als Hauptstützpunkt seiner Verteidigung. Auch sandte er Boten an den Grafen Adolf von Holstein, erinnerte ihn an das geschlossene Bündnis und bat ihn um eine persönliche Zusammenkunft. Da einmal der Kampf zur Glaubenssache gemacht war, so wagte Graf Adolf nicht, sich von seinen Landsleuten und Glaubensgenossen zu trennen und der Gefahr des Kirchenbannes auszuweichen, und schlug seinem bisherigen Freunde die Bitte ab. Niclot sandte ihm darauf eine Antwort, die nach Helmolt folgenden Wortlaut hatte: „Ich hatte beschlossen, Dein Auge und Dein Ohr zu sein im Lande der Slaven, das Du zu bewachen angefangen hast, damit Du keine Belästigungen zu erdulden hättest von seiten der Slaven, die einst das Land der Wagrier besaßen und jetzt klagten, sie seien auf ungerechte Weise des Erbes ihrer Väter beraubt worden. Warum verleugnest Du also Deinen Freund in der Zeit der

Not? Bewährt der Freund sich nicht durch Prüfung? Bis her habe ich die Hand der Slaven zurückgehalten, daß sie Dich nicht tranken sollten: jetzt aber will ich meine Hand zurückziehen und Dich Dir selbst überlassen, da Du mich, Deinen Freund, von Dir stößest und nicht eingedenk bist unseres Bündnisses und in der Zeit der Not mir Dein Angesicht versagst.“ Die Worte sind aus der Seele des Slavensfürsten, der sich und sein Volk noch immer als die eigentlichen Besitzer des Landes, die Deutschen als Eindringlinge ansehen mußte, so treffend herausgesprochen, daß dadurch ihre Echtheit, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Sinne nach verbürgt wird.

Die Boten des Grafen wiesen Niclot auf den Zwang der Verhältnisse hin, der ihren Herrn entschuldige, und baten ihn, seinerseits den Bund nicht zu brechen oder wenigstens den Grafen zu warnen, wenn die Wenden zum Kriege gegen ihn rüsteten. Dies versprach Niclot, und Graf Adolf glaubte seine Lieblingschöpfung gegen einen plötzlichen Überfall sicher gestellt zu haben. Allein Niclot hatte in echt wendischer Arglist das Versprechen nur gegeben, um den Grafen in Sicherheit zu wiegen. Heimlich rüstete er eine Flotte aus und fuhr dann über das Meer in die Mündung der Trave ein. Von dort schickte er allerdings, um wenigstens dem Buchstaben nach sein Versprechen zu erfüllen, am Abend einen Boten nach Segeberg an den Grafen, der ihm von dem bevorstehenden Angriff Anzeige machen sollte, doch war der Graf abwesend — wohl schon auf dem Wege nach Magdeburg, was Niclot gewußt haben wird; auch war es zu spät, als daß der Heerbann sich noch hätte aufbieten lassen. Niclot aber hielt sich seines Versprechens für entledigt und fuhr am folgenden Morgen in die Trave ein. Es war der 26. Juni, der Tag, wo man das Leiden der Heiligen Johannes und Paulus feierte. Die Bürger, von denen viele wegen des Festes trunken waren, wurden völlig überrascht, und Niclot konnte sich, fast ohne Widerstand zu finden, des Hafens wie des Ortes bemächtigen. Die mit Waren beladenen Schiffe wurden verbrannt, dreihundert und mehr Männer sollen erschlagen sein. Der Priester und Mönch Rudolf wurde, als er auf die Burg floh, gefangen und gefelle, mit tausend Wunden zu Tode gemartert, der Schar der christlichen Märtyrer im Wendenlande zu. Zwei Tage lang wurde die Burg auf das heftigste bestürmt, während zwei Reitercharen ganz Wagrien durchschwärmten, den Ort Segeberg plünderten, auch den Bezirk von Dargun und alles Land, was an der unteren Trave von Westfalen, Holländern und andern auswärtigen Colonisten besiedelt war, mit Feuer und Schwert verheerten. Die Männer, welche Widerstand versuchten, wurden niedergehauen, die Weiber und Kinder in die Knechtschaft hinweggeführt. Bis an den Wohnsitz der Holsten westlich von dem Plöner See und der Trave bei Segeberg drangen sie nicht vor. *) Gutin ward durch seine feste Lage

*) Helmold erzählt, es sei die Rede gegangen, einige Holsten hätten die Wenden zu dem Raubzug angestiftet, aus Dab gegen die Fremden, die der Graf angesiedelt hatte, aber die Schonung der Holsten erklärt sich wohl dadurch, daß die Wenden nicht allzuweit nach Westen vorzudringen wagten, um nicht vom Grafen ereilt zu werden.

gerettet. Tapferen Widerstand leistete auch die Burg Süffel. In diesem Bezirk hatte der Graf etwa 400 friesische Familien angesiedelt, es waren aber nur 100 anwesend, da die übrigen in die Heimat zurückgekehrt waren, um ihr dort zurückgelassenes Vermögen zu ordnen. Die 100 retteten sich in die Burg und wurden hier von einem wendischen Haufen von angeblich 3000 Mann den ganzen Tag umlagert. Sie wiesen jedoch deren Aufforderung zur Übergabe der Feste und ihrer Waffen, obgleich ihnen Schonung ihres Lebens versprochen ward, zurück, besonders auf Betrieb des mutigen Priesters Gerlav. Dieser selbst soll dann das Thor geöffnet und mit nur einem Gefährten in der Öffnung stehend, während die übrigen auf den Wällen kämpften, die anstürmenden Feinde zurückgewiesen und eine große Zahl erschlagen haben. Selbst als er ein Auge verloren und noch eine Wunde erhalten hatte, setzte er den Kampf noch fort, und Süffel ward behauptet. Denn die Wenden kehrten auf die Nachricht, daß der Graf ein Heer gesammelt hätte, zu ihren Schiffen zurück und fuhren mit vielen Gefangenen und reicher Beute wieder in die Heimat.

So hatte Niclot schon im voraus Rache genommen für die Unbill, die seinem Lande drohte ¹⁵⁾.

Die Kunde von diesem glücklichen Handstreich des Obotritenfürsten gelangte nach Magdeburg gerade um die Zeit des 29 Juni. Doch war damals erst ein Teil des großen Kreuzheeres beisammen. Man beabsichtigte die ganze Masse in zwei Heere zu teilen. Das eine sammelte sich um den jungen Herzog Heinrich von Sachsen und Erzbischof Adalbero von Bremen. Den Herzog begleitete Herzog Konrad von Böhren, mit dessen Tochter Clementia sich Heinrich verlobt hatte. Auch Bischof Thietmar von Verden und der Domprobst Hartwig von Stade, der im nächsten Jahre Adalberos Nachfolger ward, schlossen sich an. Die Stärke dieses Heeres betrug nach Helmolds auch hier wohl übertriebener Angabe 40000 Mann. Es war für den Feldzug gegen das Obotritenland bestimmt, wobei es Unterstützung durch die Dänen zu erwarten hatte. Noch zahlreicher — 60000 Mann — soll das zweite Heer gewesen sein, das sich die liutizischen Landschaften und Pommern zum Ziele nahm. Bei ihm befanden sich von weltlichen Fürsten die Markgrafen Albrecht der Bär und Konrad von Meissen, auch Pfalzgraf Hermann bei Rhein, von geistlichen der Legat des Papstes Bischof Anselm von Havelberg, Erzbischof Friedrich von Magdeburg, Erzbischof Heinrich von Olmütz, die Bischöfe von Halberstadt, Merseburg, Brandenburg und Meissen, endlich noch Abt Wibald von Corvey, der neben der Aussicht auf die Verbreitung des Glaubens noch eine andere Hoffnung an den Kreuzzug knüpfte, die nämlich, seinem Kloster Corvey „eine gewisse Gegend, von den Deutschen Rujana, von den Wenden aber Rana genannt“ — die Insel Rügen — wiederzugewinnen. Es war nämlich aus der scheinbaren Namensähnlichkeit des Corveyer Heiligen St. Veit (Sanctus Vitus) mit dem wendischen Swantevit die wunderliche Sage entstanden, Kaiser Lothar I. — der Sohn Ludwigs des Frommen, der nie das Wendenland mit Augen gesehen und nie Herrschaftsrechte darin geübt hat — habe die Insel einst dem Kloster verliehen. Zu den Deutschen stießen noch

20000 Polen unter einem der Brüder des Herzogs Boleslav. Der Herzog selbst zog mit einem andern Heere gegen die heidnischen Preußen aus und erhielt dabei Unterstützung von den Russen, die, wenn auch außerhalb der römischen Kirche stehend, doch ebenfalls in die Kreuzzugsbewegung hineingezogen wurden¹⁶⁾.

Endlich, Anfang August¹⁷⁾, setzten sich die beiden Heere in Marsch, das eine zog unter steten Verheerungen durch das Gebiet der Obotriten bis vor Dobin und belagerte die Feste. Das andere drang nach einer Rast in Havelberg gegen Malchow vor. Hier befand sich noch ein Göztempel, den man verbrannte mitsamt der Burg. Die Wenden flüchteten in ihre Wälder und Sümpfe ohne Widerstand zu versuchen, der ja auch bei der großen Stärke des Kreuzheeres nutzlos gewesen wäre. Von Malchow rückten die weltlichen Fürsten und der Abt von Corvey vor Demmin, das sie zu belagern begannen; Erzbischof Heinrich von Olmütz und die übrigen geistlichen Fürsten gingen nach Pommern vor Stettin. Hier kamen sie in das Missionsgebiet Ottos von Bamberg, wo nach Ottos Tod sein Schüler, Bischof Adalbert, lebte und lehrte. Dieser ließ bei Annäherung des Heeres Kreuze auf den Wällen aufstellen und bewog die Kreuzfahrer zu friedlicher Unterhandlung mit dem Pommernherzog Ratibor, der selbst schon von Otto getauft war. Vielleicht haben sich diese Unterhandlungen auch auf Demmin, das ja zu Pommern gehörte, erstreckt, wenigstens verlautet nichts davon, daß Demmin erstürmt sei oder sich ergeben habe. Anfang September kehrte dieser Teil des Kreuzheeres wieder über die Elbe zurück, Abt Wibald war am 8. September schon wieder in Corvey¹⁸⁾.

Länger dauerte der Zug gegen die Obotriten, doch kam er nicht über Dobin hinaus.

Das deutsche Heer ward hier durch das dänische verstärkt, zu dessen Führung sich die beiden damals nach Erich Lamms Tod (27. August 1146) um den Thron streitenden Prinzen Sven und Knud verbunden hatten. Beide zusammen hatten eine Flotte ausgerüstet, deren Bemannung in den Magdeburger Annalen, jedenfalls übertrieben, auf 100000 Mann angegeben wird. Sie landeten in der wismarschen Bucht, ließen ihre Schiffe mit geringer Mannschaft dort und zogen vor Dobin, wo sie die Deutschen bereits antrafen.

Trotz der gewaltigen Übermacht der Feinde verzagte der Wendenfürst nicht, auch war die Lage der Feste äußerst günstig für einen hartnäckigen Widerstand. Auf einer Landzunge an dem Nordostende des großen Schweriner Sees zwischen diesem und dem kleinen Döwe- oder Döpe-See gelegen, war sie, solange der See selbst nicht von feindlichen Schiffen besetzt war, stets leicht zu verproviantieren und war fast ringsum durch Wasser oder moorige Wiesen geschützt. Noch heute ist der Burgwall in seiner Anlage kenntlich; es ist einer der größten aller in Mecklenburg bekannt gewordenen, 350 Schritte lang und 200 Schritte breit¹⁹⁾. Vermutlich schlugen die Deutschen ihr Lager an der Nordostspitze des Großen Sees auf, in der Gegend des heutigen Hohen-Biecheln, die Dänen wohl östlich von der Döwe; beide Lager waren eine beträchtliche Strecke von einander entfernt.

Während nun die Deutschen eifrig Belagerungswerke bauten, zeigten die Dänen sich lässiger, nicht nur in der Arbeit, sondern im Wachdienst. Niclot, den wir wohl selbst in der Feste anwesend zu denken haben, blieb dies nicht unbemerkt, und er überfiel plötzlich die Dänen und tötete viele von ihnen. Der Grimm über diesen Fehlschlag trieb das Heer der Belagerer auf eine Weile zu größerem Eifer an. Da traf die Dänen ein noch schlimmerer Schlag. Eine Flotte von Rügernern, die gleich den Obotriten und Viutizen bisher allen Befehrungsversuchen getroht hatten und damals unter den wendischen Ostseestämmen die gefürchtetsten Seeräuber waren, erschien in der wismarschen Bucht, um ihren Stammes- und Glaubensgenossen zu helfen. Sie griff die dänischen Schiffe, bei denen nur wenig Mannschaft zurückgeblieben war, an, zuerst ihre äußersten Reihen, Schiffe aus Schonen, die auf Seite Svens standen. Die Jüten, Anhänger Knuds, ließen ihre Landsleute im Stich, und so erlitt die schonische Besatzung erhebliche Verluste durch das Schwert der Feinde oder durch Ertrinken in den Wellen; ihr Führer, Bischof Ascer von Roeskilde versteckte sich feige. Eine Anzahl Schiffe wurde von den Kanen auf die hohe See mitgenommen. Die Kanen bemannten sie und fuhren, so verstärkt, mit der Morgendämmerung aufs neue heran. Dieses Schauspiel wiederholte sich noch mehrfach.

Auf die Kunde hiervon eilten die Dänen von Dobin an die Küste, um von ihrer Flotte zu retten, was noch zu retten war. Die Rügerner ergriffen die Flucht, nicht ohne Verluste; die beiden dänischen Könige aber kehrten, nun vollends auf einander mißtrauisch geworden, nicht wieder nach Dobin zurück, sondern fuhren getrennt nach Hause, und der durch den Kreuzzug unterbrochene Streit brach sogleich wieder aus.

Von den Teilnehmern am Feldzuge hatten also grade diejenigen, die am meisten Ursache hatten den Wenden zu zürnen, den Kampf ohne Erfolg aufgegeben. Die Deutschen setzten die Belagerung zwar fort, wurden aber derselben bald überdrüssig. Die sächsischen Großen erwogen unter einander, daß es wenig in ihrem Interesse liege, ein Land zu verheeren, das sie als ihr Steuergut ansahen, und ein Volk auszurotten, über welches sie ihre Herrschaft mehr und mehr auszudehnen im Begriffe waren. Solche Erwägungen, die allerdings völlig anders lauteten als die von dem Papst und Bernhard von Clairvaux ausgegebene Devise, Tod oder Bekehrung, ließen sie lässig im Kampfe werden. Dazu kamen noch die Unbilden des Herbstes im Wendenlande, die die Aussicht noch den Winter dort zubringen zu müssen, nicht eben verlockend erschienen ließen. Die Kreuzfahrer gewährten also dem Gegner häufige Waffenruhe, unterließen auch bei Ausfällen, wenn sie sie zurückgeschlagen hatten, die Verfolgung, obgleich sie dabei bis an die Burg selbst hätten gelangen und sich ihrer bemächtigen können, und gewährten ihnen schließlich eine Übereinkunft, in der die Wenden sich verpflichteten, den christlichen Glauben anzunehmen und die Dänen, welche sie gefangen hielten, freizulassen. Es scheint, als wenn sich die Übereinkunft nur auf die Besatzung der Burg und nicht auf den ganzen Stamm bezogen hat. Es wurde eine ganze

Anzahl getauft, wie später die Sage ging, im Döpe-See, Niclot selbst hat die Taufe nicht erhalten, er wird sich, wenn er in der Feste anwesend war, rechtzeitig über den See in Sicherheit gebracht haben.

Wohl bekannt mit der Stimmung ihrer Gegner, kamen die Wenden der Verpflichtung zur Rückgabe der Gefangenen in echt wendischer Weise nach, sie ließen nur die Greise und die zur Arbeit Unbrauchbaren frei, die in rüstigem Alter standen und arbeitskräftig waren, behielten sie zurück, was die Deutschen, mit oder ohne Absicht, übersahen. Dann zog das Heer ab, nachdem die Belagerung gegen drei Monate gedauert hatte²⁰⁾.

Folgen des Kreuzzuges.

Raum war es fort, so nahmen die Wenden ihre Raubzüge nach den dänischen Küsten wieder auf, und die Getauften opferten wieder ihren alten Göttern. So hatte auf beiden Kriegsschauplätzen das Ergebnis des Zuges sehr wenig der Größe der aufgewandten Mittel entsprochen, von den Berichterstattern wird auch sein Mißlingen offen eingestanden und als Ursache desselben die Uneinigkeit der Fürsten bezeichnet²¹⁾. Das Ziel, das seine geistlichen Führer ihm gesteckt, war nicht erreicht, vielmehr hatten die weltlichen Fürsten, die von vorn herein nur widerwillig der Fahne des Kreuzes folgten und keineswegs geneigt waren, ihre eigenen Interessen vor denen der Kirche hintanzusetzen, den Zug ganz in ihrem Sinne geleitet. Unter diesen Führern tritt in Helmolds Bericht Heinrich der Löwe noch wenig hervor, allein bei den Proben rücksichtsloser Energie, die er trotz seiner Jugend bereits gegeben hatte, ist nicht anzunehmen, daß er bei dem Kreuzzug unter den Führern noch ganz im Hintergrund gestanden hat. Er würde die gleiche Energie auch im Kreuzzuge angewandt haben, wenn er es für nützlich erachtet hätte. Aber auch Heinrich der Löwe verfolgte einseitig weltliche Interessen; ob die Wenden Christen wurden oder Heiden blieben, war ihm gleichgültig, wenn sie nur zahlten; ja, die Wiedereinführung kirchlicher Einrichtungen im Wendenland mit ihren Zehntenforderungen, die mit der Herzogssteuer konkurrierten, während er auf die heidnischen Tempelabgaben bei der Festsetzung der Höhe des Tributs keine Rücksicht zu nehmen brauchte, die Gründung von Bistümern und ihre Ausstattung mit Gütern war ihm keineswegs erwünscht, denn er wäre dadurch gezwungen worden, die herzoglichen Einkünfte und Domänen zu schmälern zu Gunsten einer Institution, deren Träger einerseits von dem römischen Stuhle und dem Hamburger Erzbischof und andererseits vom Kaiser abhängig waren, aber neben ihm, dem Herzog, Selbständigkeit beanspruchten. Durch alles dies erklärt sich die lässige Führung des Zuges, als dessen eigentlichen Leiter wir gewiß schon Heinrich den Löwen anzusehen haben.

Heinrich hatte auf demselben zum ersten Mal das Gebiet kennen gelernt, auf dem er seine reichsten Vorbeern ernten sollte. Und darin liegt allerdings eine Folge des Kreuzzuges, daß er darauf aufmerksam wurde. Er ließ es seitdem nicht wieder aus den Augen und steckte sich

für die nächsten Jahre das Ziel, das Band der Abhängigkeit der Wenden vom sächsischen Herzogtum, das seit Lothars Tode gelockert war, wieder fester zu ziehen. Während des Streites zwischen den Staufern und Welfen werden die Wenden ihre Tributzahlungen eingestellt haben. Bei dem Abkommen, das den Kreuzzug beendete, konnte davon nicht wohl die Rede sein, da sogar mit der Strafe des Bannes bedroht war, wer mit den Wenden auf Tributzahlung sich verglich. Nach dem Ende des Zuges brauchte auf diese Drohung um so weniger Rücksicht genommen zu werden, als die allbeherrschende Stellung der Kirche durch das klägliche Mißlingen des großen Kreuzzuges nach dem Orient erschüttert worden war.

Daß Heinrich im Laufe der nächsten Jahre wiederholt mit den Wenden gekämpft hat, berichtet Helmold, auch klagt er, daß dabei des Christentums gar keine Erwähnung gethan sei, sondern nur des Geldes. Es waren also Heeresfahrten, durch welche Heinrich die Tributpflicht der Wenden wiederherstellen wollte und ohne Zweifel auch wiederherstellte. Sie werden ins Jahr 1148, vielleicht auch noch 1149 gehören. Näheres ist nicht bekannt, nur eine Einzelheit erfahren wir aus einer späteren Stelle von Helmolds Werk, die wohl in diese Zeit gehört. Einer von Niclots Söhnen, Wertislav, rühmt sich im Jahre 1164, er hätte mit seinem Bruder die Freilassung des Vaters erzwungen. „Denkst Du nicht daran“, läßt er seinem Bruder Vribislav sagen, „daß unser Vater Niclot, als er noch zu Lüneburg gefangen saß, weder durch Bitten noch durch Geld loszubringen war; als wir aber, von Tapferkeit getrieben, die Waffen ergriffen und Burgen anzündeten und zerstörten, wurde er da nicht freigelassen?“

Die in diesen Worten erwähnten Thatsachen, Niclots Gefangennahme, die vergeblichen Bemühungen seiner Söhne seine Freilassung zu erwirken, die Erneuerung des Kampfes durch sie und die endlich doch erfolgte Freilassung des Vaters, können nicht aus der Luft gegriffen sein, ihre ursächliche Verkettung aber wird sich in Heinrichs des Löwen Kopf wesentlich anders gestaltet haben, als sie dem Wendenfürsten erschienen ist. Es ist selbstverständlich, daß Niclot nicht eher freigelassen ward, als er den Treuschwur erneuert und sich zur Tributzahlung wieder verpflichtet hatte. Die von den Söhnen verbrannten Burgen werden höchstens insofern auf Heinrichs Entschluß eingewirkt haben, als er die friedliche Vereinbarung mit dem Vater, den er in Händen hatte, der Fortsetzung des Kampfes mit den Söhnen vorzog; die Tötung Niclots oder die Verlängerung seiner Haft hätte die Wenden unnötig erbittert und das Ziel, ihre Wiederunterwerfung, nur in die Ferne gerückt. Niclot, der die Taje des Löwen gefühlt hatte, hielt in der That von da ab Frieden. Auch sein gutes Verhältnis zu Adolf von Holstein stellte sich wieder her²²⁾.

Inzwischen suchten auch die kirchlichen Machthaber, mit denen Albrecht der Bär in vollem Einverständnis war, die Konsequenzen des Kreuzzuges in ihrem Sinne zu ziehen. Das Bistum Havelberg, erhielt einen neuen Schutzbrief von König Konrad, in dem er all seine Besitzungen und Rechte, auch die Sprengelgrenzen bestätigte und dem

Bischof die Vollmacht verlieh, Kolonisten auf den bischöflichen Gütern anzusiedeln. Bischof Anselm kehrte nun in seine Diözese zurück, das kirchliche Leben blühte wieder auf, und die Germanisierung begann. Ähnlich war es im Stifte Brandenburg. Der Burgherr der Brandenburg, Pribislav, der auch den Namen Heinrich trug, Meinfrieds Nachfolger, war Christ und hatte schon längst zu Markgraf Albrecht, ehe dieser die Nordmark besaß, in enger Freundschaft gestanden. Er hatte (etwa um die Jahre 1127—30) Albrechts ältesten Sohn aus der Taufe gehoben und, selbst ohne Leibeserben, schon damals seinem Patenkinde die ganze in seinem Besitz befindliche Landschaft, die Zauche, mit Brandenburg als Patengeschenk versprochen. Er hatte seitdem im Verein mit Bischof Wiger von Brandenburg nach Kräften für die Verbreitung des Christentums gewirkt, und als er im Jahre 1150 starb, verheimlichte seine Gattin Petrusa seinen Tod den Wenden solange, bis Albrecht, dem sie Nachricht gab, herbeigeeilt war und sich der Burg bemächtigt hatte, die er nun mit deutschen Burgmannen besetzte. Dadurch kamen auch hier Kolonisation wie Christianisierung in ein schnelleres Tempo²³⁾.

Auch auf die Pommern war das gewaltige Heeresaufgebot, das für die Sache des Kreuzes in ihr Land gerückt war, nicht ohne Eindruck geblieben. Ihr Fürst Ratibor kam im Jahre 1148 nach Havelberg und leistete hier vor den sächsischen Fürsten das Versprechen, den Christenglauben treu bewahren und nach Kräften verteidigen zu wollen. War er auch schon längst getaufter Christ gewesen, so betrieb er doch erst von jetzt ab mit Ernst die Bekehrung seines Volkes²⁴⁾.

Und in der Hamburger Diözese beschloß Hartwig von Stade, der mittlerweile Erzbischof geworden war, die Bistümer von Oldenburg, Rastenburg und Mecklenburg zu erneuern, die seit 1066, fast vierundachtzig Jahre lang, aufgegeben gewesen waren. Er weihte in Harsfeld (bei Stade) den 25. September 1149 den Vicelin zum Bischof von Oldenburg und zugleich mit ihm den Gummehard für Mecklenburg²⁵⁾; für Rastenburg fand sich nicht sogleich eine geeignete Persönlichkeit. Die beiden Geweihten wurden in das verödete Wendenland gesandt, „das Land des Hungers und der Entbehrung, wo der Sitz des Satans war und die Wohnung jeglichen unreinen Geistes.“ Helmold sagt, es sei alles dies geschehen, ohne daß man den Herzog und den Grafen zu Räte gezogen hätte. Indessen müssen doch Verhandlungen zwischen dem Erzbischof und dem Herzog gepflogen sein, die aber nicht zur Einigung geführt hatten. Der Herzog hatte sich nämlich, da er die Unmöglichkeit einsah, die Wiederherstellung kirchlicher Einrichtungen im Wendenlande überhaupt zu hintertreiben, aber doch die Herrschaft über die Wenden nicht mit reichsunmittelbaren Bischöfen teilen wollte, zu einem Schritte von unerhörter Kühnheit entschlossen: er erhob als Gebieter des Wendenlandes, das er und seine Vorfahren mit dem Schwerte gewonnen hatten, den Anspruch, die Bischöfe im Wendenlande selbst zu investieren.

Der Investiturstreit.

Der Streit zwischen der Kirche und dem Königtum über die Investitur unter Heinrich IV. und V. war bekanntlich im Jahre 1121 durch das Wormser Concordat dahin geschlichtet worden daß die Investitur der Bischöfe d. i. die Belehnung mit dem Scepter, wodurch sie in den Lehnbesitz aller weltlichen Rechte des Bistums kamen, dem Könige zugestanden ward, und zwar sollte sie in Deutschland der Weihe durch den Papst vorausgehen. So war es seither auch gehalten worden, und noch immer war die Investitur ein überaus wichtiges Recht des Königtums, um so wichtiger, als sich unter kräftigen Königen an die Stelle der Wahl der Bischöfe durch das Kapitel oft genug die einfache Ernennung durch den König schob. Nun besaßen die neu einzurichtenden wendischen Bistümer freilich noch kein Eigentum, mit dem ihre Inhaber zu belehnen gewesen wären, aber es konnte doch rechtlich kein Zweifel obwalten, daß, wenn überhaupt eine Investitur dieser Bischöfe stattfand, diese dem Könige gebührte. Heinrichs Anspruch bedeutete eine Schwächung der königlichen Macht, insofern er eins ihrer wichtigsten Rechte für das Wendenland zu beseitigen suchte, und gewährte ihm selbst, wenn es ihm gelang ihn durchzusetzen, geradezu königliche Machtvollkommenheit. Noch schwerer als für die Krone wog die Bedeutung dieses Schrittes für die Kirche, für das Erzbistum Hamburg wie die Bistümer im Wendenlande selbst. Der kluge und vornehme Erzbischof Hartwig setzte damals alle Hebel in Bewegung, um die alten Metropolitanechte, die dem Erzbistum einst über die Kirchen des Nordens verliehen waren, wiederzugewinnen, aber nur mit unsicherem und vorübergehendem Erfolge. Um so wichtiger war es für ihn, die freie Ernennung der Bischöfe im Wendenlande, das einzige, was dem Erzbistum von seinen alten Rechten noch geblieben war, zu behaupten. Von ihm also hatte der Herzog einen erbitterten Widerstand zu erwarten. Und wie sollte es gelingen, die Zustimmung des Papstes, die unumgänglich erforderlich war, für Heinrichs Plan zu erlangen, da eine Schmälerei der Machtstellung der Hamburger Kirche der römischen Curie nur unerwünscht sein konnte!

Heinrich ließ sich durch alle diese Schwierigkeiten nicht abschrecken, vielmehr bildete sein Anspruch auf die Investitur, seit er ihn einmal erhoben, den Angelpunkt seiner gesamten Wendenpolitik. Ob er sich mit dem Gedanken schon während des Kreuzzuges getragen, wissen wir leider nicht, aber schon im Jahre darauf, als eben Hartwig zum Erzbischof erwählt war (1148), sind Verhandlungen zwischen Heinrich und der Curie gepflogen worden. Die Sendung eines päpstlichen Legaten, Guido, nach Sachsen (Ende 1148) scheint damit in Zusammenhang zu stehen. Das Resultat dieser Verhandlungen ist nicht bekannt, doch können die Ansprüche des Herzogs nicht ganz zurückgewiesen sein, ja, die Hamburger Annalen berichten sogar aus dem Jahre 1149, der Herzog habe vom Papste und vom Kaiser das Amt der Heidenbekehrung empfangen. Der Herzog wird also Zusicherungen, wenn auch vielleicht nur unbestimmter Art, von Seiten des Legaten, der den mächtigen Fürsten nicht beleidigen wollte, erhalten haben ²⁹). So wird begreiflich, was Erzbischof Hartwig be-

wog, im Jahre 1149 die Bischöfe zu weihen, ohne mit dem Herzog Rücksprache zu nehmen. Er handelte dabei auf Grund des alten Privilegs der Hamburger Kirche und wollte offenbar weiteren Schritten des Herzogs bei der Curie zuvorkommen.

Die Folge war freilich, daß der Herzog die Thätigkeit der Bischöfe völlig lahm legte. Er wies den Grafen von Holstein an, alle Zehnten aus Bagrien selbst zu erheben und dem Bischof nichts übrig zu lassen. Und als Bischof Vicelin nun den Herzog aufsuchte, stellte dieser an ihn das Anstinnen, die Investitur von ihm zu empfangen. Erst wenn dies geschehen, wolle er ihm seine volle Gunst schenken. Vicelin wandte sich nun an Hartwig, aber dieser riet entschieden davon ab, daß er sich dem Herzog füge. Dafür hatte Vicelin die Ungunst des Herzogs und des Grafen noch weiter zu fühlen, so daß bei diesem Streit der politischen Principien das edle und reine Streben des Mannes an seiner vollen Betätigung fortbauernnd gehindert ward. Er versuchte trotzdem mit Hilfe der bescheidenen Einkünfte seiner Propstei in Neumünster für die Mission zu wirken, allein er sah bald die Fruchtlosigkeit ein und gab nach: Ende 1150 kam er zum Herzog nach Lüneburg und empfing aus seiner Hand die Belehnung mit dem Scepter, der der Herzog sogleich als vorläufige Ausstattung des Bistums die Verleihung des Dorfes Bosau und des dazu gehörigen Hofes Dulzaniza hinzufügte mit dem Versprechen, endgültige Anordnungen nach seiner Rückkehr aus Bayern, wohin er zu ziehen im Begriffe war, treffen zu wollen. Graf Adolf trat wenigstens die Hälfte des Zehnten vorläufig an den Bischof ab. Den Bischof Emmehard von Mecklenburg ließ der Herzog bei dem ganzen Streite, soweit wir sehen, völlig unbeachtet, offenbar mit Absicht. Denn die Erteilung der Investitur auch an diesen hätte dem Herzog die Verpflichtung auferlegt, sein Bistum auszustatten und ihm eine gedeihliche Wirksamkeit im Obotritenlande zu ermöglichen, wozu der Herzog damals noch keine Neigung hatte.

Erzbischof Hartwig war mit Vicelins Schritt nicht einverstanden gewesen und wandte sich an den Papst, der ihn nach Rom berief. Auf dem Wege dorthin besuchte er den Reichstag zu Würzburg (1151). Hier bewog ihn der König, seine Reise nach Rom noch ein Jahr aufzuschieben. Denn im Jahre 1152 gedachte er selbst nach Italien zu ziehen und versicherte sich dazu in Würzburg des Beistandes Hartwigs wie der übrigen anwesenden Fürsten. Den Aufschub der Reise Hartwigs nach Rom ließ der König selbst beim Papst entschuldigen. Der Beginn der Romfahrt ward auf den 8. September 1152 festgesetzt. Die Zwischenzeit dachte Konrad zu einem Schlage gegen Heinrich den Löwen zu benutzen. Dieser hatte nämlich Ansprüche auf Bayern erhoben und, um sie durchzusetzen, im Winter 1151 zu den Waffen gegriffen: es ist der Zug nach Bayern, von dem oben die Rede war. Um den Welfen zu demütigen, warf sich Konrad, während Heinrich auf seinen Besitzungen in Schwaben weilte und hier beobachtet ward, mit einem kleinen Heere über Erfurt nach Goslar, mit der Absicht von da aus Braunschweig zu überfallen. Jedenfalls war Erzbischof Hartwig in diese Absicht des Königs eingeweiht; ob Konrad ihm Versprechungen wegen der Investitur der Bischöfe gemacht hat, wissen wir nicht, doch

mußte selbstverständlich durch einen Sieg Konrads über Heinrich, durch welchen dessen Übermacht in Norddeutschland gebrochen ward, auch Hartwigs Lage sich bessern, und damit stiegen für diesen die Ausichten auf einen günstigen Ausgang des Investiturstreites.

Allein der Löwe zerriß das Netz, worin man ihn zu fangen gedachte; er entkam mit wenigen Begleitern aus Schwaben und warf sich nach Braunschweig, wo er Rüstungen traf. Der König gab darauf den Angriff auf und verließ (im November) Sachsen wieder. Der sächsischen Großen aber, die sich, mit Albrecht dem Bären an ihrer Spitze, gegen ihn erhoben, wußte sich Heinrich kräftig zu erwehren. Im Anfang des nächsten Jahres starb König Konrad (d. 15. Febr. 1152); Hartwigs Hoffnung, an ihm eine Stütze gegen Heinrich zu finden, war also unerfüllt geblieben ²⁷⁾.

Konrads Nachfolger ward sein Nefse Friedrich Barbarossa. Erzbischof Hartwig besuchte sofort den ersten Reichstag des neuen Königs (in Merseburg, Pfingsten 1152) und brachte seine Suffragane Emmehard und Vicelin mit, auch scheint er damals den Domprobst Evermod in Magdeburg zur Übernahme des Bistums Naumburg bewogen und ebenfalls nach Merseburg mitgebracht zu haben. Er beabsichtigte alle drei dem Könige zur Investitur zu präsentieren und zugleich wohl auch eine Belehnung der drei Bistümer mit Reichsgütern zu erwirken. Allein Vicelin weigerte sich entschieden, den König um Belehnung anzugehen, und auch die beiden andern traten zurück. Die waderen Männer, die auf ihre politische Stellung weniger Wert legten als auf die missionarische Thätigkeit, wollten den Herzog nicht erzürnen, ohne den eine solche nicht möglich war. Auch zeigte sich sehr bald, daß der neue König diesem nicht entgentreten werde. In Friedrichs politischen Berechnungen, die binnen kurzem die ganze Welt umspannten, bildete ein starkes, aber ihm ergebenes Laienfürstentum in Norddeutschland, das imstande wäre den Machtansprüchen des Kaisertums im Norden Geltung zu verschaffen und ihn selbst der bewaffneten Einmischung überhöbe, einen wichtigen Faktor. Zum Träger dieser Fürstengewalt ersah er sich den ihm verwandten und von Jugend auf befreundeten Heinrich den Löwen, dem er deshalb, um seine Macht noch mehr zu stärken und ihn noch enger an sich zu fesseln, auch Bayern verschaffte. Hartwig mußte, ohne etwas ausgerichtet zu haben, von Merseburg wieder heimkehren. Grollend zog er sich nun von der Romfahrt zurück, an der Heinrich der Löwe teilnahm, und ward dafür — gewiß nicht ohne Zuthun des Löwen — auf den ronalischen Feldern zum Verlust seiner Reichslehen, ja sogar seines Privatvermögens verurteilt ²⁸⁾.

Noch vor dem Konzug aber hatte Friedrich dem Herzog in einer Urkunde die Investitur der wendischen Bistümer bewilligt. Die wichtigste Stelle der Urkunde lautet: „Wir verleihen unserm geliebten Herzog Heinrich von Sachsen, im Lande jenseits der Elbe, das er durch unsere Gnade besitzt, Bistümer und Kirchen zur Verbreitung des Namens Christi zu gründen, zu pflegen und zu bauen; ferner die freie Machtvollkommenheit, jene Kirchen mit Gütern des Reiches zu begaben nach seinem Belieben. Damit er diesem Geschäfte um so eifriger vorstünde,

überlassen wir ihm, dem Herzog, und seinen Nachfolgern die Investitur der drei Bistümer Oldenburg, Mecklenburg und Rügenburg, auf daß alle, die auf den bischöflichen Stuhl erhoben werden, aus seiner Hand, als wäre es die des Königs, Alles empfangen sollen, was königlichen Rechtes ist. Auch fügen wir noch hinzu, daß er in den Bistümern, die er in Zukunft etwa unter den Heiden gründen wird, dieselbe Machtvollkommenheit ausüben soll.“

Die Urkunde trägt Friedrichs Unterschrift und Siegel, aber es fehlt das Datum — wahrscheinlich ist sie im April 1154 in Goslar ausgestellt — und die Recognition des Kanzlers; sie ist also nicht als vollzogen anzusehen²⁹). Es ist begreiflich, wenn Friedrich zögerte, ihr verbindliche Rechtskraft zu geben, ehe der Papst die Sache entschieden hatte. Heinrich aber handelte, als ob die Urkunde rechtsgültig wäre, und als Vicelin den 12. Dezember 1154 nach langem Leiden sein entsagungsvolles Leben beschloß, wies der Herzog von Italien auch seine Gattin Clementia, die für ihn in seinen Ländern die Regentschaft führte, an, seinen Kanzler Gerold auf den Oldenburger Bischofsitz zu setzen. Als nun aber Gerold zu Erzbischof Hartwig kam mit der Bitte ihm die Weihe zu erteilen, weigerte sich dieser und wandte sich brieflich an Papst Hadrian IV. Herzog Heinrich berief darauf Gerold zu sich nach Italien und ersuchte den Papst selbst, ihn zu weihen. Allein dieser lehnte ab, durch Hartwigs Brief beeinflusst. Als sich aber der Herzog bei der Bewältigung des Aufruhrs, der am Tage der Kaiserkrönung in Rom ausbrach, auf das glänzendste durch persönliche Tapferkeit auszeichnete, gab sich selbst der charakterstarke Hadrian dem Eindrucke der Persönlichkeit des gewaltigen Mannes gefangen und kam ihm einen Schritt entgegen, indem er am folgenden Tage (dem 19. Januar 1155) Gerold zum Bischof weihte. So hatte der Löwe im Sitze des Kaisertums und Papsttums am Tage der Kaiserkrönung selbst mit seinem guten Schwerte die erstrebte königliche Stellung im Wendenlande errungen.

Noch in demselben Jahre starb Emmehard, auch sein Nachfolger Berno ward vom Herzog ernannt und vom Papste geweiht. Indessen vermied es der Papst durch eine förmliche Urkunde, Heinrichs Recht zu verbieten, vielmehr gab er dem Erzbischof durch einen Erlaß kund, daß durch diese Handlung (der Weihe Gerolds) den Rechten des Hamburger Stuhles nichts vergeben sein solle. So war die Form gewahrt, in der Sache hatte Heinrich vollständig gesiegt. Auch Hartwig ergab sich nun in das Unvermeidliche und nahm Gerold freundlich auf. Allmählich stellte sich auch mit dem Kaiser und durch ihn mit dem Herzog ein besseres Verhältnis her. Auf dem Reichstag zu Augsburg (Juni 1158) kam ein Ausgleich zustande. Der Erzbischof erklärte, den vom Herzog belehnten Bischöfen in Zukunft die Weihe erteilen zu wollen; wahrscheinlich vollzog darauf der Kaiser die förmliche Übertragung des Investiturrechtes, Heinrich aber wiederholte die Investitur an den drei Bischöfen. Er hat seitdem das ihm verliehene Recht bis an seinen Sturz unbestritten geübt³⁰).

Erst von dem Augenblicke an, da der Herzog sich in sicherem Besitze der Lehnshegemonie über seine Bistümer sah, gewann er an deren Ausstattung wie an der Mission Interesse. Und schwerlich ist es ein Zufall,

wenn er schon zwei Jahre später bei der ersten günstigen Gelegenheit der Herrschaft des heidnischen Obotritenfürsten, die er bisher noch geduldet, ein Ende machte. Ehe wir uns diesem Drama zuwenden, werfen wir einen Blick auf Wagrien, Polabien und auf die Liutizischen Landschaften, wie auch auf die Erlebnisse Niclots in den letzten Jahren vor seinem Tode.

Das Wendenland von 1148—1159.

In Wagrien war es dem Grafen Adolf schnell genug gelungen, die Einbuße des Jahres 1147 wieder gutzumachen. Obgleich die Kolonien noch immer von wendischen Räubern zu leiden hatten, blühten sie doch schnell auf, besonders die Stadt Lübeck, die der Graf unweit des alten wendischen Ortes angelegt hatte. Sie hatte allerdings eine gefährliche Krisis zu überstehen. Der Herzog wünschte den blühenden Ort in seinen eigenen Besitz zu bringen, und als der Graf die Abtretung weigerte, entzog Heinrich dem Orte die Marktgerechtigkeit, die Grundlage seines Wohlstandes und baute bei fortgesetzter Weigerung des Grafen, als ein Brand den größten Teil von Lübeck eingeäschert hatte, an der Wackenitz in Polabien einen neuen Ort, den er Löwenstadt nannte. Die Lage der Stadt war jedoch weit weniger günstig, als die von Lübeck, und die künstliche Pflanzung gedieh nicht recht. Sie ward sogleich wieder aufgegeben, als sich der Graf zur Abtretung Lübecks bereit finden ließ, und dieses nahm nun unter der Regierung des Herzogs noch einen weit schnelleren Aufschwung als vorher.

Auch die letzten Reste des Heidentums verschwanden allmählich aus Wagrien. Im Jahre 1150 fand Vicelin, als er kurz nach seiner Bischofsweihe seinen Sprengel bereiste, in dessen Hauptstadt Oldenburg noch den Dienst des Heidengottes Prove vor, dem ein Priester Namens Mike vorstand. Auch der Crutone Rochel fand sich ein. Man hörte die Predigt des Bischofs an, aber noch immer war das Heidentum unter den Wenden so festgewurzelt, daß nur wenige sich taufen ließen²¹⁾.

Der Ort verkam darauf gänzlich und ward von seinen Bewohnern verlassen. Als Bischof Gerold ihn im Jahre 1156 aufsuchte, stand nur noch die kleine Kapelle, die Vicelin dort hatte errichten lassen. In derselben hielt der Bischof bei heftiger Kälte am 6. Jan. das Hochamt ab, zu dem sich nur der ehemalige Fürst Pribislav, dessen Herrnsitz in der Nähe lag, mit geringem Gefolge als Zuhörer einfand. Er lud den Bischof auf seinen Hof und bewirtete ihn und seine Begleiter, zu denen auch Helmold, der Verfasser der Slavenchronik, gehörte, nach wendischer Weise auf das freigebigste. Sie blieben noch einen Tag bei ihm und zogen dann weiter in die entfernteren Gegenden des Slavenlandes. Sie kamen bei einem heiligen Hain des Prove vorbei, den sie zerstörten und verbrannten, und genossen dann die Gastfreundschaft eines angesehenen Mannes Namens Lhesmar. In dessen Gehöft sahen sie Fesseln und verschiedene Marterwerkzeuge,

die für die geraubten Dänen gebraucht wurden. Unter diesen waren auch Priester, die durch die schlechte Behandlung ganz abgemagert waren. Die Bitten des Bischofs sie freizulassen blieben fruchtlos.

Zum folgenden Sonntage berief der Bischof das ganze Volk des Landes auf den Markt zu Lübeck zusammen und mahnte sie das Christentum anzunehmen und dem Räuberleben zu entsagen. Erschütternd ist die Erwiderung, die Pribislav im Namen der übrigen gab, und in der er das ganze Elend des zertretenen Volkes schilderte. Sie möge hier mit den Worten des Augenzeugen Helmold wiedergegeben werden: „Deine Worte, ehrwürdiger Bischof, sind Worte Gottes und dienen zu unserem Heile. Aber wie sollen wir diesen Weg betreten, da wir in so viele Leiden verwickelt sind? Unsere Fürsten verfahren mit uns so streng, daß uns wegen des großen Druckes der Abgaben und der harten Knechtschaft der Tod lieber ist als das Leben. Siehe, in diesem Jahre haben wir, die Bewohner dieses so kleinen Erdwinkels, dem Herzog ganze 1000 Mark bezahlt, dazu dem Grafen 100, und doch werden wir noch tagtäglich gepreßt und gedrängt, so daß wir fast zu Grunde gerichtet sind. Wie sollen wir nun für diesen neuen Glauben die Möglichkeit erlangen, Kirchen zu erbauen und uns taufen zu lassen, wir, denen täglich die Flucht vor die Augen tritt? Und hätten wir noch einen Ort, wohin wir entfliehen könnten! Aber wenn wir über die Trave gehen, so ist dort dasselbe Unglück, und kommen wir an die Peene, so ist es auch dort ebenso. Was bleibt uns also weiter übrig als aufs Meer zu fahren, um in den Wellen zu wohnen? Oder welche Schuld trifft uns, wenn wir das Meer unsicher machen und von den Dänen oder den Kaufleuten, die es befahren, unsern Lebensunterhalt entnehmen? Werden nicht die Fürsten, die uns hierzu treiben, daran Schuld sein?“ Der Bischof erwiderte: „Daß unsere Fürsten bisher euer Volk mißhandelt haben, ist nicht zu verwundern; denn sie glauben an Götzendienern sich nicht eben versündigen zu können. Darum nehmt lieber zum christlichen Glauben eure Zuflucht und unterwerft euch eurem Schöpfer, unter dessen Joch sich die beugen, die den Erdbreis in Händen tragen. Leben nicht die Sachsen und die übrigen Völker, die den Christennamen führen, in Ruhe, zufrieden mit ihren gesetzlichen Rechten? Ihr dagegen seid die einzigen, die von der Religion, zu der sich alle bekennen, abweichen und deshalb auch von allen sich plündern lassen müssen.“ Da sprach Pribislav: „Wenn es dem Herrn Herzoge und dir beliebt, daß wir denselben Glauben haben sollen wie der Graf, so mögen uns dann auch die Rechte der Sachsen in Bezug auf Güter und Steuern zu Teil werden; dann wollen wir gern Christen werden, Kirchen bauen und unsern Lehnten entrichten.“ An die Erfüllung dieser Bedingung war nun freilich nicht zu denken, und der Bischof brach die Unterhaltung ab. Er begab sich dann zum Herzog nach Artlenburg, wo die sächsische Landesversammlung zusammentrat, zu der auch die Wendenfürsten aus der ganzen Mark Heinrichs berufen wurden. Hier ließ sich der Herzog selbst, vom Bischof aufgefordert, bereit finden, in einer Ansprache die Wenden zur Annahme des Christentums zu ermahnen. Ihm gab Niclot die merkwürdige Antwort: „Sei der Gott, der im

Himmel ist, dein Gott und du, sei du unser Gott, so sind wir zufrieden. Verehere du jenen, wir werden dich verehren.“ Der Herzog verwies ihm die Gotteslästerung, bestand aber nicht weiter auf seinem Willen. So blieb Niclot ein Heide, während Pribislav später die Taufe genommen zu haben scheint²³⁾.

Über Pribislavs weitere Lebensschicksale ist nichts bekannt, ebenso wenig über die des Crutonen Rochel. Ein Sohn Rases, Nicolaus, bekleidete später die dänische Statthalterwürde in Schleswig und ward 1162 erschlagen. Nicolaus, Rochel und Pribislav sind die letzten bekannten Sprossen der beiden einst so mächtigen Fürstengeschlechter. Mit ihnen verschwindet der ganze Stamm der Wagrier vom Schauplatz der Geschichte. Die Germanisierung des Landes machte schnelle Fortschritte. In Oldenburg ward eine sächsische Ansiedelung gegründet und eine ansehnliche Kirche erbaut. Die Wenden in der Umgegend erhielten den Befehl, ihre Toten auf dem Kirchhofe zu beerdigen und an den Festtagen die Kirche zu besuchen, wo ihnen der Priester Bruno Predigten in wendischer Sprache hielt. Auch Gutin und Plön wurden als deutsche Orte wieder aufgebaut, und von den deutschen Ansiedelungen wurden die Wenden allmählich aufgesogen²⁴⁾.

Ähnlich ging es in Rakeburg. Auch in den südlicheren Liutizischen Landschaften, die zur Mark Albrechts des Löwen gehörten, schwand die Wenden zusehends zusammen. Im Jahre 1157 und noch einmal in der Zeit vor 1160 hatte der Markgraf noch Aufstände zu bewältigen, wobei er mit großer Strenge auftrat. Sie werden vermutlich in den entlegenern Landschaften seiner Mark gespielt haben, und die Reste der Redarier mögen dabei beteiligt gewesen sein.²⁵⁾ Vom Tollenserland fehlt es an Nachrichten aus dieser Zeit. Die beiden nördlichen Liutizisstämme, die Kessiner und Circipaner, gehörten auch jetzt, wie schon seit Gottschalks Zeit, zum Obotritenland. So weit nun Niclot davon entfernt war, etwas für die Bekehrung dieser Stämme thun zu wollen, so hat er doch den Sturz des Heidentums bei ihnen befördert. Sie weigerten ihm nämlich im Jahre 1152 die Zahlung des Zinses, den sie ihm und dem Herzoge schuldig waren. Heinrich war damals abwesend, Niclot wandte sich deshalb an die Herzogin Clementia, die von Lüneburg aus das Land verwaltete, und bat um Unterstützung gegen die Aufrührer. Graf Adolf erhielt Anweisung sie zu leisten und zog mit mehr als 2000 auserlesenen Leuten Niclot zu Hülfe. Holsteiner und Obotriten durchstreiften vereint das feindliche Gebiet und zerstörten auch den berühmten Tempel des Goderac zu Kessin mit seinem ganzen Inhalt, was Niclot wenigstens nicht hinderte. Die Aufrührer mußten eine hohe Summe Geldes als Buße zahlen, durch welche die verweigerte Steuer im Übermaß ersetzt wurde²⁶⁾.

Der Feldzug beweist, daß Niclot seine Verpflichtungen gegen den Herzog zu halten entschlossen war. Auch in den folgenden Jahren herrschte ein gutes Einvernehmen. Inzwischen dauerten die Piratenzüge der Wenden nach den dänischen Küsten fort. Wir hören davon durch einen Brief, den König Sven im Jahre 1151 durch Erzbischof Hartwig an König Konrad sandte und worin er diesen auffordert, gegen die

Wenden, von denen das dänische Reich unablässig beunruhigt werde, einen neuen Feldzug zu veranlassen.

Später mußte Sven nach Deutschland fliehen und gewann Heinrichs Hilfe (1156), der auch einen — freilich vergeblichen — Versuch machte, ihn nach Jütland zurückzuführen. Die Wenden nutzten das Bündnis ihres Herzogs mit dem vertriebenen Dänenkönig dadurch für sich aus, daß sie Fünen ausplünderten. Sie sollen es so arg getrieben haben, daß nach dem Urteile des dänischen Geschichtsschreibers Saxo ein zweiter derartiger Angriff die Insel gänzlich entvölkert haben würde. Darauf erhielten die Wenden, Wagrier und Obotriten, von Heinrich den Befehl, Sven mit ihrer Flotte zu unterstützen. Sven begab sich über Lübeck zu Niclot und verehrte auch, er der christliche Fürst, dem Tempel des Svantevit zu Arkona ein kostbares Trinkgeschirr, um auch die Hilfe der Rügener zu gewinnen. Da das große wendische Geschwader noch nicht zurück war, so vermochten die Wenden den Vertriebenen nur mit wenigen Schiffen nach Laland und Fünen hinüberzuleiten. Doch bewog die Furcht vor diesen Verbündeten die beiden Gegner Svens zu einem Teilungsvertrage. Diese Ereignisse, bei denen die Wenden ausschlaggebend in den dänischen Fändeln auftraten, fallen ins Jahr 1156. Schon im folgenden Jahre fand die mehrjährige Zersplitterung in Dänemark damit ihr Ende, daß Knud von Sven ermordet, Sven aber von Waldemar geschlagen und auf der Flucht getötet ward. (25. Oktober 1157).

In derselben Nacht, wo Sven von seinem Schicksal ereilt ward, erlitt die wendische Macht eine starke Einbuße, die große Flotte scheiterte an der Küste von Halland, es sollen 600, nach Saxo sogar 1500 Schiffe gewesen sein. Was sich von der Mannschaft ans Land rettete, erlag dem Schwerte ²⁷⁾.

So hatte der Sohn jenes Knud, der einst die Herrschaft über das Wendenland besessen hatte, ein Viertel-Jahrhundert nach dem Tode des Vaters die dänische Krone gewonnen, die schon dem Vater zugebacht war. Noch unsicher in seinem Besitze, schickte er im März 1158 Gesandte an Kaiser Friedrich nach Augsburg, ließ dem Lehnungsverhältnis gemäß, in das einst Magnus zu Kaiser Lothar getreten war, seine Wahl anzeigen und erbat die Bestätigung des Kaisers, die er auch sogleich erhielt ²⁸⁾.

Einer der Söhne Niclots, Prislav, war mit einer Schwester Waldemars vermählt. Ihr Einfluß, vielleicht daneben auch die Predigt des Bischofs Berno bewog ihren Gatten zur Annahme des Christentums. Niclot überwarf sich deshalb mit ihm und verbannte ihn aus seinem Lande. Prislav ging zu den Dänen und erhielt von Waldemar auf einer der dänischen Inseln ein Lehen von beträchtlicher Größe. Infolge davon warf Niclot einen Haß auf Waldemar und that auch, nachdem Waldemar die Anerkennung des Reiches gefunden, den Raubfahrten der Seinen, die trotz des Unterganges der Flotte im Jahre 1157 nicht aufhörten, keinen Einhalt ²⁹⁾. War es aus diesem oder einem andern Grunde: 1158 überzog Heinrich der Löwe Niclot mit Krieg und verwüstete sein ganzes Land mit Feuer und Schwert. Es ist möglich, daß die schon oben erwähnte Gefangenschaft Niclots in diese Zeit gehört.

Jedenfalls wird Niclot, um den Frieden zu erhalten, wichtige Zugeständnisse haben machen müssen. Einen Einblick in diese gewährt die Dotationsurkunde des Bistums Rakeburg, die in eben dieses Jahr fällt. Darin werden unter anderm drei Dörfer im Lande Briesen und eins im Lande Dassoß dem Bistum verliehen; beide Landschaften gehörten zu Niclots Gebiet. Zugleich wird erwähnt, daß der Bischofszins für alle drei Bistümer drei Curize Korn, einen Schilling, einen Lopp Flachß und ein Huhn für jeden Hakenpflug betragen sollte. Daraus dürfen wir schließen, daß sich Niclot ausdrücklich zur Zahlung dieses Zinses hatte verpflichten müssen. Endlich ist noch bemerkenswert, daß Berno in der Urkunde Bischof von Schwerin heißt statt von Mecklenburg. Heinrich der Löwe wird also schon damals beabsichtigt haben, was später ausgeführt ward, dem Bistum seinen Hauptsitz in Schwerin anzuweisen, das wohl ein ansehnlicherer Ort war als Mecklenburg und auch den bereits von den deutschen besetzten Burgen im Rakeburgischen näher lag, und Niclot wird das Versprechen haben geben müssen, ihn hier zu dulden. Die Urkunde für Rakeburg ist ausgestellt auf einer Versammlung zu Lüneburg, die ins Jahr 1158 fällt und von den drei wendischen Bischöfen und zahlreichen weltlichen Herren besucht ward ⁴⁰).

Ob Bischof Berno nun seinen Sprengel aufgesucht und dort gepredigt hat, wissen wir nicht; Erfolg hatte er jedenfalls nicht, es mußte denn sein, daß Prislav erst jetzt übertrat. Noch war die Zeit zu friedlicher Predigt nicht gekommen, das Wendenland blieb von Kriegslärm erfüllt, denn die Fehde mit den Dänen dauerte fort. Auf dänischer Seite zeichnete sich besonders Bischof Axel von Roeskilde aus, ein Freund des Königs Waldemar, der in seinem Wohnsitz den größten Teil der bischöflichen Gebäude abbrechen ließ, um aus den Bausteinen Schutzwehren seines Vaterlandes zu errichten. Beharrlich spähte er an der Küste nach Feinden aus und kreuzte selbst im Winter auf der See. Am Palmsonntag 1159 lieferte er einer weit überlegenen Anzahl von Feinden ein siegreiches Treffen. Allein es half nichts, noch in demselben Jahre ward Aarhus durch Seeräuber schwer geschädigt ⁴¹).

König Waldemar wandte sich an Heinrich den Löwen mit der Bitte um Schutz. Heinrich, der im Begriffe war, dem Kaiser nach Italien zu folgen, lud ihn zu einer Zusammenkunft ein und schloß mit ihm ein Freundschaftsbündnis. Um sich vor den Angriffen der Wenden Ruhe zu verschaffen, zahlte Waldemar dem Herzoge mehr als 1000 Mark Silbers. Heinrich berief nun Niclot und die andern wendischen Herren vor sich und verpflichtete sie eidlich, bis zu seiner Rückkehr mit den Sachsen und Dänen Frieden zu halten; außerdem befahl er alle Piratenschiffe nach Lübeck zu bringen, wohin er einen Kommissar sandte. Aber die Wenden lieferten nur einige und zwar unbrauchbare Schiffe ab. Graf Adolf von Holstein ließ sich noch besonders von Niclot Sicherheit für sein Land versprechen. Ihm hielt Niclot Wort, brach aber sein Versprechen in Bezug auf die Dänen und zog damit das Verhängnis auf sich herab.

Niclots Tod.

Gern würden wir in seiner Seele lesen, was ihn zu dem Treubruch getrieben hat, ob der Wunsch seinen Stammesgenossen auf Rügen und in Pommern, die in diesem Sommer von Waldemar angegriffen wurden, zu helfen, die Furcht vor dem Herzog überwog, ob er, gewiß nicht unbekannt mit der starken Abneigung, die unter den sächsischen Fürsten gegen Heinrich herrschte, auf den Ausbruch einer Fehde in Sachsen hoffte, die Heinrich an der Bestrafung hindern würde, oder ob er glaubte, Heinrich werde nicht Ernst machen, da ihm selbst daran liegen mußte, den emporstrebenden Dänenkönig nicht allzu mächtig werden zu lassen. Daß Niclot selbst an dem Friedensbruch gegen die Dänen nicht unbeteiligt gewesen ist, geht aus seinem Verhalten nach Heinrichs Rückkehr hervor. Er fühlte sich schuldig und wagte nicht sich zur Verantwortung zu stellen, als der Herzog nach seiner Rückkehr aus Italien (Anfang 1160) auf Waldemars Klage einen Landtag nach Warförde berief und Niclot mit den Großen seines Landes zur Verantwortung vorlud. Heinrich entnahm daraus die Berechtigung zum letzten, entscheidenden Schlage, that die Vorgeladenen in die Acht und entbot seine Mannen zum Feldzuge um die Zeit der Ernte.

Als Niclot erkannte, daß er sich verrechnet, wenn er Milde vom Herzog erwartet hatte, ging er sofort, ähnlich wie beim Kreuzzuge, selbst zum Angriff vor und entsandte seine Söhne, Pribislav und Bertislav, nach Lübeck, um es zu überfallen. Ein glücklicher Zufall rettete die Stadt vor den ungebeten Gästen. In Lübeck wohnte ein Priester Namens Athelo, dessen Haus nahe bei der Zugbrücke lag, die nach Süden über die Wadenitz führte. Athelo hatte jenseits der Brücke einen langen Graben anlegen lassen und Wasser aus dem Flusse hineingeleitet. Dieser Graben hielt die herbeieilenden Wenden, die sich der Brücke bemächtigen wollten, eine Zeit lang auf. Während sie nun am Graben entlang nach einem Übergang suchten, wurden sie von den Hausgenossen des Priesters bemerkt. Diese schlugen Lärm, und Athelo stürzte eilends an die Brücke und kam gerade noch zur rechten Zeit, um sie aufziehen zu können; bis zur Mitte waren die Wenden schon vorgebrungen gewesen. So ward die Stadt gerettet⁴²⁾.

Als darauf der Herzog mit einem starken Heere in das Obotritenland einbrach und zugleich die Dänen auf Poel landeten und die Insel verheerten, gab Niclot den ganzen Westen seines Landes mit den Burgen Flow, Mecklenburg, Dobin und Schwerin auf, ließ die Burgen in Brand stecken und zog sich über die Warnow in die Burg Werle zurück. Schlimmsten Falles konnte er sich von her aus leicht nach Pommern oder Rügen retten, auch war nicht ausgeschlossen, daß eine etwaige Belagerung von Werle ähnlich verlief wie die von Dobin im Jahre 1147.

Heinrich rückte nicht sogleich vor Werle, sondern blieb bei Mecklenburg stehen, wohl um sich erst mit den Dänen in Verbindung zu setzen. Täglich ließ Niclot das Heer des Herzogs durch Späher beobachten und suchte dem Gegner durch Überfälle kleiner Trupps, die sich unvorsichtig allzu weit vom Lager entfernten, Abbruch zu thun. So kamen eines Tages Niclots Söhne, Pribislav und Bertis-

lav, mit einer Schar herbei und töteten eine Anzahl Feinde, die ausgezogen waren, um Getreide zu holen. Auf dem Rückwege aber fehlten ihnen die Tapfersten im sächsischen Heere nach, holten sie ein und nahmen viele gefangen, die der Herzog als Straßenräuber aufhängen ließ. Als die beiden Fürstensöhne, die ihre Kasse und ihre besten Leute verloren hatten, zum Vater zurückkehrten, sagte er zu ihnen: „Ich hatte gedacht, Männer auferzogen zu haben, ihr aber flieht eiliger als Weiber. So will ich denn selbst ausrücken und versuchen, ob ich nicht mehr ausrichten kann.“ Er zog also mit einer Schar auserlesener Krieger aus und legte in der Nähe des deutschen Heeres einen Hinterhalt. Nicht lange, so kam ein Trupp von Knechten aus dem Lager, um Futter zu holen, und näherte sich dem Hinterhalte. Unter die Knechte aber waren 60 Krieger gemischt, die unter den Röcken Harnische trugen. Niclot merkte dies nicht und sprengte hervor in der Erwartung eines leichten Sieges. Sein Kampfesifer wie sein schnelles Roß führten ihn allein den Seinen weit voraus mitten unter die Gegner. Er sprengte mit eingeleger Lanze auf ihrer einen los, aber die Lanze sprang an dem Harnisch ab. Nun erst merkte Niclot die Gefahr, schnell wandte er sein Roß, um sich auf die Seinen zurückzuziehen, aber es war zu spät. Er ward umringt und getötet, ehe ihm einer zu Hülfe kommen konnte⁴⁹). Ein Ritter Namens Bernhard soll den tödlichen Streich geführt haben. Die Leiche ward erkannt, und der abgeschnittene Kopf auf einem Wurfspeer im sächsischen und dann auch im dänischen Lager umhergetragen. In beiden erregte der Tod des gefürchteten Gegners die größte Freude. Bei den Dänen weilte Prislav, Niclots abtrünniger Sohn. Er war beim Abendessen, als er die Kunde erhielt. Eine Weile unterbrach er die Mahlzeit und stützte nachdenklich das Haupt; dann aber äußerte er, es sei dem Gottesverächter Recht geschehen, daß er so umgekommen sei, und zeigte seinen Tischgenossen wieder die gewohnte Heiterkeit. Er nahm auch keinen Anstoß daran, mit dem Ritter Bernhard auf demselben Schiffe zu fahren, und soll bei einem Zusammentreffen mit seinem Bruder Pribislav — an der Warnow — auf dessen Vorwürfe, wie er es über sich gewinnen könne, mit dem Mörder seines Vaters freundschaftlich zu verkehren, erwidert haben, jener habe sich ein Verdienst um ihn erworben, daß er ihm den Vater erschlagen, der wider Gott gefrevelt. Doch wolle er überhaupt nicht als Niclots Sohn gelten, der sich der schlimmsten Verbrechen schuldig gemacht habe.

Wirkt das Bild dieses Sohnes, der seinen Vater verleugnet, abstoßend, so übt dagegen die Gestalt des alten Helden im Leben wie im Tode eine eigene Anziehungskraft aus. Freilich treten aus unsern mittelalterlichen Geschichtsquellen die Charaktere unserer wendischen Fürsten nur schattenhaft hervor, indessen ist doch Niclot neben Gottschalk noch der am deutlichsten gezeichnete, und unwillkürlich fühlt man sich zu einem Vergleich zwischen beiden eingeladen. Zwischen beiden besteht eine unverkennbare Ähnlichkeit im Temperament, beiden war die aufbrausende Leidenschaftlichkeit des wendischen Volkscharakters eigen, beide zeigen sie schon und grade am deutlichsten in ihrer Jugend bei

ihrem ersten Auftreten, Gottschalk bei seinem Rachezuge nach Holstein und Niclot bei jener grausamen Christenverfolgung nach dem Tode Knuds. Beide haben in höherem Alter gelernt, ihr leidenschaftliches Temperament zu zügeln, ohne es jedoch einzubüßen. In Gottschalk klärt es sich ab zu dem brennenden Eifer, mit dem er die Bekehrung seines Volkes förderte. Und Niclot lernte zwar, durch Schaden klug geworden, seinen Deutschen- und Christen-Haß verbergen und wußte sich in die Zeit zu schmiegen, aber seine Fügsamkeit ging nie weiter, als es ihm erforderlich schien, um sich zu behaupten, und sobald es Erfolg versprach, zog er das Schwert und führte es mit rascher Energie. Noch in dem Greise schlug ein heiß empfindendes Herz; der aufbrausende Unwille gegen seine Söhne nach ihrem Mißerfolg, das unvorsichtige, kampfslustige Ansprengen gegen die sächsischen Knechte, das ihm den Tod brachte, sind Belege dafür. Neben dieser Leidenschaftlichkeit tritt an Niclot noch eine andere echt wendische Eigenschaft deutlich hervor, die Verschlagenheit, von der sein Verfahren gegen den Grafen Adolf im Jahre 1147 ein sprechendes Beispiel ist. Gottschalk scheint diese Eigenschaft seines Stammes nicht befehlen zu haben.

Im stärksten Gegensatz stehen die Lebensziele, die beide Fürsten sich steckten, worauf ihre Jugendschicksale gewiß nicht ohne Einfluß gewesen sind. Gottschalk ist in einem deutschen Kloster erzogen worden, Niclot vermutlich in seiner Heimat. Gottschalk hat 1½ Jahrzehnte in der Fremde geweilt; Niclot hat, soviel wir wissen, außer als Gefangener und wohl auch zu Seeraubfahrten sein Land nur verlassen, wenn er an den Hof des Herzogs berufen war oder ihn ein Anliegen dorthin führte. Der lange Aufenthalt unter Völkern von höherer Kultur und der stete Umgang mit einem so bedeutenden Fürsten, wie König Knud es war, hob Gottschalk hinaus über das geistige Niveau seines Volkes, und er setzte sich zum Lebensziel, es zu sich hinaufzuziehen; Niclot blieb im Fühlen, Denken und Handeln stets ein Wende, seine Politik beschränkt sich darauf, daß er seinem Volke die Existenz zu erhalten sucht in derselben Lebensweise und Sitte, die es von der Väter Zeit her gewohnt gewesen war. Von Art und Sitte der Väter aber war ihm der Glaube ein untrennbarer Bestandteil. Jene Äußerung, mit der er vor Heinrich dem Löwen die Taufe ablehnte, erweckt zwar den Anschein, als sei er ein vollendeter Zweifler gewesen, der im Grunde an nichts glaubte, als an das Recht des Stärkeren, allein schon die bloße Thatsache, daß er seit Naccos Zeit außer Cruto der einzige Obotritenfürst gewesen ist, der die Taufe standhaft geweigert hat, obgleich doch schon die Erwägungen politischer Klugheit, für die er sonst sehr zugänglich war, ihm ebenso wie manchem seiner Vorgänger eine wenn auch nur scheinbare und äußerliche Nachgiebigkeit nahe genug legen mußten, erweist mit zwingender Deutlichkeit, daß es nicht Gleichgültigkeit, sondern Absicht war, wenn Niclot am Heidentum festhielt.

Trotz dieses starken Gegensatzes in ihren Lebenszielen weist die Lebensgeschichte beider Fürsten doch wieder manche ähnlichen Züge auf. Beide haben den einmal eingeschlagenen Lebensweg mit gleicher Beharrlichkeit und gleicher Energie verfolgt, und wenn der Bewunderung

wert ist, was Gottschalk in kurzer Zeit erreicht und geleistet hat, so war es doch auch nichts Geringses, daß Niclot sich 30 Jahre lang an der Spitze seines Volkes als Heide zwischen überlegenen christlichen Mächten zu behaupten wußte. Beide Fürsten sind schließlich gescheitert, weil beide die Sachlage nicht ganz richtig erkannten. Die ganze Art der Wenden und der Jahrhunderte alte Nationalhaß gegen die Deutschen, der sich auch auf deren Religion übertragen hatte, schloß eine ehrliche Bekehrung, wie Gottschalk sie versuchte, aus, und die verkannte Stammesart der Wenden rächte sich an ihm durch seine Ermordung; Niclot fiel, weil er die Gesamtlage Europas verkannte, mit der ein Fortbestehn des wendischen Heidentums und Wikingertreibens auf die Dauer unverträglich war. Beide haben ihren Irrtum mit einem gewaltsamen Tode gebüßt, einem Tode, der andrerseits als eine Gunst des Schicksals erscheint, weil er ihnen ersparte, die Vergeblichkeit ihres Strebens bei Lebzeiten erwiesen zu sehen, und der den Eindruck der widerspruchslosen Geschlossenheit beider Gestalten noch erhöht. Endlich zeigt sich bei beiden Männern ihre Bedeutung noch nach ihrem Tode in dem vollständigen Zusammenbruch, der auf ihn folgte. Mit Gottschalk stand und fiel das Christentum im Wendenland; mit Niclots Tod war nicht nur der Feldzug so gut wie beendet, sondern hatte das Wenden-volk selbst den Todesstoß erhalten.

Als nach Niclots Tode Heinrich der Löwe gegen die Burg Werle heranrückte und zu gleicher Zeit König Waldemar bei Warnemünde landete, nach scharfem Kampfe die wendischen Schiffe, die den Eingang in den Breitling deckten, nahm und dann sengend und brennend die Warnow aufwärts rückte, verbrannten Niclots Söhne die Burg Werle und flüchteten in die Wälder der Rostocker Heide. Waldemar zerstörte Rostock, das von seinen Einwohnern verlassen war, ließ dann eine Brücke über die Warnow schlagen, auf der Heinrich den Fluß überschritt.

Das Gerücht, daß die Rügener und Pommern mit ihren Flotten die dänische in der Warnow einzuschließen beabsichtigten, veranlaßte dann den Dänenkönig zum Abzug; eine Landung auf der Südküste von Rügen, die er auf der Rückfahrt machte, geüßte, um die Insulaner zu einem Frieden mit Geiselfstellung zu bewegen.

Auch Heinrich der Löwe gab die Verfolgung auf, da die Wenden nirgends mehr stand hielten und das Vordringen in den Wäldern des Reffinerlandes zu schwierig war. Ohnehin war das gesamte Gebiet der Obotriten in seinem Besitz, und er traf sofort die ersten Maßregeln, um sich dauernd darin festzusetzen und es mit Deutschen zu bevölkern. Nur ganz vorübergehend ward die hiermit beginnende Germanisierung des Landes im Laufe der nächsten Jahre durch einige Empörungen der Wenden unterbrochen. Und selbst die Rückgabe des größten Teiles seines väterlichen Reiches an Pribislaw, Niclots Sohn, im Jahre 1167 vermochte das Schicksal des dahinsterbenden Volkes nicht mehr zu ändern. Pribislavs Bemühungen, ihm neues Leben einzuflößen, blieben erfolglos, und schon Pribislavs Sohn, Heinrich Burwy I., der zugleich ein Enkel Heinrichs des Löwen war, stellte sich auf den Boden der neuen Zeit und beförderte die Neubestelung des verödeten Landes durch deutsche Einwanderer.

So bildet Niclots Tod den Markstein, an dem sich die wendische Periode der Geschichte Mecklenburgs im Mittelalter von der deutschen scheidet, und wir stehen hiermit am Schlusse des der vorliegenden Darstellung zugewiesenen Abschnitts unserer Landesgeschichte. Er umfaßte von ihrem Anfangsjahr (780) ab bis zum Jahre 1160 fast vier Jahrhunderte, deren Hauptinhalt die verschiedenen Versuche bilden, die Wenden in das fränkische und später in das deutsche Reich hineinzuziehen, Versuche, die immer auf den zähsten, offenen und stillen Widerstand der Wenden stoßen und bis an den Schluß der ganzen Periode immer nur vorübergehend gelingen.

Dreimal wechseln Zeiten des Vordringens der Deutschen ab mit Zeiten wilder nationaler Reaction, doch so, daß jeder folgende Vorstoß an Erfolgen den vorangehenden übertrifft und so schließlich beim vierten Vordringen das Endresultat erreicht wird. Was Karl der Große gewonnen, die politische Obmacht über die Wenden, ging unter seinen Nachfolgern wieder verloren; was Heinrich I. und Otto I. geschaffen, die Angliederung der Wenden an das Reich und die Organisation des Befehrwesens, ward unter Otto II. und III. über den Haufen gestürzt und in den schwankenden Zeitverhältnissen bis zum Jahre 1043 nur unvollständig wieder aufgebaut. Auf den frommen Gottschalk, dem die Befehrung der Obotriten vielleicht noch vollständiger gelang als Otto I., folgt der wilde Heide Cruto, der alles christliche Wesen bis auf die Wurzeln wieder ausrottete. An drei Namen knüpft sich dann der letzte entscheidende Vorstoß des Deutschtums, an die Lothars von Sachsen, Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen. Lothar, in dessen Person sich seit Otto dem Großen zum ersten Mal wieder die Interessen des nördlichen Deutschlands und des Kaisertums vereinigen, zieht die gelösten Fesseln der politischen Abhängigkeit der Wenden vom Reiche wieder fester und sucht ihre Christianisierung vorzubereiten; Albrecht der Bär und Heinrich der Löwe sind es dann, die, der eine den Bütizen, der andere den Obotriten, da doch einmal die friedliche Angliederung der Wenden sich als unmöglich erweist, den Todesstoß geben und ihre Länder der deutschen Einwanderung öffnen.

Es war von vornherein ein ungleicher Kampf, den das kleine Wenden-volk, das noch dazu in sich zersplittert war und bei den übrigen slavischen Stämmen einen Rückhalt weder suchte noch fand, mit dem großen Nachbarreiche focht, ungleich in den Machtverhältnissen, der Kriegstüchtigkeit und dem ganzen Kulturstande beider Gegner, und doch ist es dem kleinen Volk gelungen, fast vier Jahrhunderte dem Nachbarstaate den Widerpart zu halten. Die Gründe, warum der ungleiche Kampf sich so lange hinzog, sind aus der vorstehenden Darstellung ersichtlich geworden. Die Schwankungen der deutschen Reichsmacht, die mehrfach in tiefe Zerrüttung verfiel; das mangelnde Interesse und Verständnis der meisten deutschen Könige und Kaiser für die große Kultur Aufgabe, die das deutsche Volk in den Landschaften östlich der Elbe zu lösen hatte; der Zwiespalt der Interessen zwischen den geistlichen und weltlichen Gewalten Sachsens, der erst in den Personen Albrechts des Bären und Heinrichs des Löwen sich löste, von denen jener rückhaltlos die Bestrebungen der Geistlichkeit

begünstigte und dieser die Geistlichkeit seiner Wendenmark unter seine Lehnsheute brachte, ehe er sich zur Förderung der Mission entschloß; endlich und nicht am wenigsten die ausharrende Zähigkeit des wendischen Volkes selbst, das sich, so oft es auch niedergeworfen ward, doch immer wieder zu neuem Widerstande erhob: alle diese Faktoren haben zusammen gewirkt, die endgültige Besitzergreifung des baltischen Wendenlandes durch die Deutschen so lange hinzuhalten.

Doch ist dies für die weitere Entwicklung unseres Landes kein Unglück gewesen, sondern vielmehr ihm zum Heile ausgeschlagen. Genau so lange hat der Widerstand gedauert, bis das deutsche Volk kräftig und zahlreich genug war, das eroberte Land auch mit deutschen Bewohnern zu erfüllen und die Reste der Wenden aufzusaugen. Dies aber war erst in der Zeit der Hohenstaufen der Fall.

So hat grade die lange Dauer des Kampfes zwischen Wenden und Deutschen für unser Land die heilsame Folge gehabt, daß es deutsch geworden ist bis ins Mark und vor dem Schicksal des inneren nationalen Zwiespalts bewahrt geblieben ist, an dem z. B. Böhmen so schwer zu leiden hat. Wenn wir Mecklenburger der Jetztzeit also, die wir Deutsche sind, über den Untergang der Wenden auch kein Bedauern mehr empfinden, vielmehr Ursache haben, uns des dadurch erreichten Resultates, der vollständigen Germanisierung unseres Landes, zu freuen, so scheiden wir doch nicht ohne Mitgefühl von dem unglücklichen Volke, das 600 Jahre unser Land bewohnt und diese seine Heimat so zähe und tapfer verteidigt hat.

Quellen und Hilfsmittel.

Die in den Anmerkungen nur an einzelnen Stellen citirten Spezialarbeiten fehlen in dem folgenden Verzeichniß. Die eingeklammerten Abfürzungen sind in den Anmerkungen gebraucht.

Fr. Wigger, Mecklenburgische Annalen bis zum Jahre 1066. Eine chronologisch geordnete Quellenammlung mit Anmerkungen und Abhandlungen, Schwerin 1860 (W.).

Langebeck, *Scriptores rerum Danicarum medii aevi*, Havniae 1772—1834 (Langeb.).

Monumenta Germaniae historica, *Scriptores* (S S.); *Diplomata* B. I u. II; *Legum Sectio II*, *Capitularia Regum Francorum*, Tom. I, Pars I.

An Einzelausgaben sind benutzt:

Einhardi Vita Caroli Magni, ed. II cur. Wattenbach Berolini 1876.

Annales Regni Francorum (= *Ann. Laurissenses maiores*) et *Annales* Q. D. Einhardi ed Kurze, Hannover, Hahn, 1895.

Vitae Anskarii et Rimberti, rec. Waitz 1884.

Widukindi Res gestae Saxonicae, ed Pertz, 1866.

Thietmari Merseburgensis episcopi chronicon, recogn. Kurze 1889. (Es wird indessen, schon mit Rücksicht auf W.'s Annalen, nicht nach der Buch- und Kapiteleinteilung von Kurze, sondern nach der alten, von Kurze in Klammern beigefügten citirt.)

Wiponis Gesta Chuonradi II, ed. II rec. Bresslau 1878.

Adami Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum ex. rec. Lappenbergii, ed. II. 1876.

Lamperti monachi Hersfeldensis opera rec. Holder-Egger; *accedunt Annales Weissenburgenses*, 1894.

Brunonis de bello Saxonico liber, ed II rec. Wattenbach. 1880.

Annales Altahenses maiores, ed II rec. ab Oefele. 1891.

Annales Hildesheimenses, ed Waitz 1878.

Herbordi Dialogus de vita Ottonis episcopi Babenbergensis ed. Pertz, 1868.

Ottonis et Rahevini, Gesta Friderici I. Imp., ed II, rec. Waitz, 1884.

Helmoldi presbyteri chronica Slavorum, ed Pertz, 1868.

P. Scheffer—Boichorst, *Die Annales Patherbrunnenses*. Eine verlorene Quellenschrift des 12. Jahrhunderts, Innsbruck 1870.

Saxonis Grammatici Gesta Danorum, herausg. v. Afr. Holder, Straßburg 1886. (Es wird, wie in W.'s Annalen, nach den Seitenzahlen der Ausg. v. Müller—Welfchow I Havniae 1839 citirt.)

Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Gesamtausgabe (Gesch. d. d. B.), B. 17 (Einhard's Jahrbücher), 33 (Widukind), 39 (Thietmar), 44 (Adam von Bremen), 53 (Die größeren Jahrbücher von Hildesheim), 56 (Helmold), 65 (Cosmas), 67 (Wincenz von Prag).

A. Ch. Wedekind, *Noten zu einigen Geschichtsschreibern des Mittelalters*, 3 Bände, Hamburg 1823—33. (Wed. N.)

F. C. Dahlmann, *Geschichte v. Dänemark*, Band I, Hamburg 1840.

Ludwig Giesebrecht, *Wendische Geschichten*, 3 Bände, Berlin 1843. (L. Gies.)

J. Schafarik, *Slavische Altertümer*, Deutsch von Rosig v. Ahrenfeld, 2 Bände, Leipzig 1843 u. 44.

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 1—63, Schwerin, 1836—98. (M. Zb.)

- Mecklenburgisches Urkundenbuch**, herausgegeben von dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, B. I—IV, Schwerin 1863—1867. (M. Urk.)
- Hamburgisches Urkundenbuch** B. I, Hamb. 1842.
- Fr. Wigger**, Bischof Berno, M. Jb. 28, (1868), S. 1—278.
- G. Waitz**, Deutsche Verfassungsgeschichte B. 1—8, Kiel 1841—78. (Waitz, D. Verf.)
- R. Fegcl**, Geschichte der mecklenburgischen Landstände bis zum J. 1556, Kofstock 1856.
- Wilhelm Giesebrecht**, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, B. I—III 5. Aufl. Leipzig 1881—90, Band IV 2. Aufl. 1877, B. V 1881, B. VI 1895. (W. Gies.)
- G. Dehis**, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen, 2 Bände, Berlin 1877.
- G. Richter-Dorff Kohl**, Annalen der deutschen Geschichte im Mittelalter, 3 Abteilungen, Halle 1878—98.
- R. Th. v. Inama-Sternegg**, Deutsche Wirtschaftsgeschichte des 10—12. Jahrh., 2 Bände, Leipzig 1879 u. 91. (Inama.)
- L. v. Hantke**, Weltgeschichte, Band 5—8, Leipzig 1884—87.
- R. W. Nitzsch**, Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden, 3 Bände, 1892 u. 93.
- R. Lamprecht**, Deutsche Geschichte, B. I—III, 1894 u. 95.
- H. Meinen**, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kellen, Römer, Finnen und Slaven 3 Bände mit Atlas, Berlin 1895.
- Alb. Haack**, Kirchengeschichte Deutschlands, Band II u. III, Leipzig 1890 u. 96.
- Th. Schiemann**, Rußland, Polen und Livland bis ins 17. Jahrhundert Band I, Berlin 1886.
- G. Wendt**, Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe, 2 Programme, Liegnitz 1884 u. 89.
- H. Bely**, Zur ältesten Geschichte Mecklenburgs, Progr. Schwerin 1893.
- H. Bely**, Wendische Altertümer, M. Jb. 68 (1893) S. 173—231.
- C. Fr. Stumpf**, Die Reichskanzler, vornehmlich des X., XI. u. XII. Jahrhunderts, Band 1 u. 2, Innsbruck 1865.
- W. Wattenbach**, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, 2 Bände, 6. Auflage, Berlin 1893 u. 94.

Zur Helmkoldkritik:

- R. Schirren**, Beiträge zur Kritik holsteinischer Geschichtsquellen, Leipzig 1876.
- Gegenschrift: **Wigger**, Über die neueste Kritik des Helmold, M. Jb. 48, Quartalbericht 4, Anlage D. S. 21—63.
- R. Schirren**, Alte und neue Quellen zur Geschichte Vicelins, Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburg. Geschichte B. VIII.
- R. Fegcl**, Helmold und seine Quellen, Dissertation, Jena 1888.
- G. v. Breda**, Untersuchungen über die Nachrichten Helmolds vom Beginn seiner Wendenchronik bis zum Aussterben des Lübischen Fürstenhauses, Zeitschrift des Vereins für Lübedische Geschichte und Altertumskunde, B. 4, 1884.
- H. Brehlau**, Bischof Marco, ein Beitrag zur Helmoldkritik, deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, B. X (1894), S. 154—163.
- H. Böhmer**, Vicelin, Ein Beitrag zur Kritik Helmolds und der älteren Urkunden von Neumünster und Segeberg, Kof. Diss. 1887.

Zu Abschnitt II und III.

- C. Mühlbacher**, Regesta imperii I. Innsbruck 1889.
- C. Mühlbacher**, Deutsche Geschichte unter den Karolingern, Stuttgart 1886.
- F. Dahn**, Urgeschichte der romanischen und germanischen Völker, Band III, Berlin 1887.
- S. Abel**, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Karl dem Großen, B. I, 2. Aufl. v. B. Simson, Leipzig 1888, B. II v. Simson, Leipzig 1888.
- B. Simson**, Jahrbücher des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen, 2 Bände, Leipzig 1874 u. 76.

- E. Dümmler**, Geschichte des ostfränkischen Reiches, 2 Bände, Berlin 1892 u. 65. (2. Aufl. 1887 und 88).
Fr. Bangert, Die Sachseugrenze im Gebiete der Trave, Programm, Oldesloe 1893.
H. Wagner, Das Bündnis Karls des Großen mit den Obotriten, M. Jb. 63, S. 89—129.

In Abschnitt I und IV.

- Fr. Wigger**, Bericht des Ibrahim ibn Jacob über die Slaven aus dem Jahre 978, M. Jb. 45 (1880) 3—20.
Annal und Baron Rosen, Nachrichten al-Bekris und anderer Autoren über Rußland und die Slaven. Anhang zum 32. Bande der Sapsaki der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften St. Petersburg 1878 (russisch, aber mir durch die Güte des Herrn Dr. Bergengrün-Schwerin zugänglich gemacht).
W. Wattenbach, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit. Zweite Gesamtausgabe B. 33, S. 138—147: Abraham Jakobsens Bericht über die Slavenlande vom Jahre 978, dazu Einl. S. XII und XIII und die Bemerkungen von Fr. Weyberg, S. XIV—XIX.
G. Jacob, Welche Handelsartikel bezogen die Araber aus den nordisch-baltischen Ländern, 2. Aufl., Berlin 1891.
G. Jacob, Studien in arabischen Geographen, Heft I, II und IV, Berlin 1891 und 92; Heft I auch unter dem Titel: Ein arabischer Berichtskatter aus dem 10. Jahrhundert.
Fr. Weyberg, Ibrahim ibn Jacobs Reiseberichte über die Slavenlande aus dem Jahre 965, Sapsaki der Petersburger Akademie der Wissenschaften, 1898. (Die Arbeit war zur Zeit, als die meinige gedruckt ward, noch nicht erschienen, der Verfasser hatte jedoch die Freundlichkeit mir einen Korrekturabzug derselben bereits einige Monate früher zur Benutzung zu überlassen. Ich citiere sie Westb.)

In Abschnitt IV—VII.

- Jahrbücher der deutschen Geschichte:**
G. Waitz, Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I., 3. Auflage, Leipzig 1883.
H. Hptle und E. Dümmler, Kaiser Otto der Große, Leipzig 1876.
S. Hirsch, H. Unger, S. Pabst und S. Brehlau, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II., 3 Bände, Leipzig 1862—75.
S. Brehlau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Konrad II., 2 Bände, Leipzig 1879 und 81.
E. Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich III., 2 Bände, Leipzig 1874 und 81.
Ger. Meyer von Knonau, Jahrbücher des deutschen Reiches unter Heinrich IV. und Heinrich V., Band 1 und 2 (1056—1077), Leipzig 1890 und 91.
W. Bernhardt, Lothar von Supplinburg, Leipzig 1879.
W. Bernhardt, Konrad III., Leipzig 1889.
O. v. Heinemann, Albrecht der Bär, Darmstadt 1864.
- — —
- H. Manitius**, Deutsche Geschichte unter den sächsischen und salischen Kaisern, Stuttgart 1889.
J. Jastrow und G. Winter, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Hohenstaufen, Erster Band, Stuttgart 1897.
Ottenthal, Regesta Imperii II. Die Kaiser aus dem Sächsischen Hause, Lieferung I, 1893.
- — —
- Stein**, Die wendischen Marken des deutschen Reiches unter der Regierung Kaiser Heinrichs IV., Pr. Dessau 1886.
W. Salsow, Lothar III. und das Wendenland, Pr. Friedland i. Medl. 1889.

W. Salsow, Die Neubestebelung Mecklenburgs im 12. und 18. Jahrhundert, Pr. Friedland, 1896.

E. Siemianowski, Über den Obotritenfürsten Niklot, Pr. Düsseldorf, 1881.

J. Niemeyer, Die Slaven unter Herzog Heinrich dem Löwen, 2 Teile, Pr. Meiborf, 1881 und 1882.

Anmerkungen.

Zu Abschnitt I. 1. Wenden bei Plinius nat. hist. IV, 27 (Venodae), nach Schafarik's sehr wahrscheinlicher Vermutung (I, 112 f.) sind auch die bei Mela III, 5 und Plin. II, 67 aus Cornel. Nepos erwähnten Indi a rege Suoborum dono dati, qui ex India commercii causa navigantes tempestatibus essent in Germaniam abrepti Wenden, die auf der Ostsee an die germanische Küste getrieben waren. Wenden b. Tacit. Germ. c. 46 (Veneti) u. Ptolem. III, 6, 19. Alle diese Stellen findet man am bequemsten bei Müllenhof, Germania antiqua. Berol. 1873.

2. **S. D. Schrader**, Sprachvergleichung und Urgeschichte, 2. Aufl. 1890 Nirt, die Urheimat und die Wanderungen der Indogermanen, Geogr. Zeitschrift I (1896) S. 640 ff. und Sprachwissenschaft und Geschichte, akadem. Zutrittsvorlesung, Neue Jahrb. für das klass. Altertum, I, (1898), 486. Schiemann I, Kap. I, stellt die Urgeschichte der Slaven nach vier Perioden dar, 1) der arischen, 2) der P. der Sprachinheit der Europäer, 3) der slavo-deutschen, 4) der slavo-litthischen P. Aus dem im Text angegebenen Grunde habe ich davon abgesehen, die anziehende Schilderung zu benutzen.

3. Ueber die Wanderung der Goten s. Heft I, Unterwerfung der Veneti und Slavi, die hier zuerst getrennt werden, durch Ermanrich s. Jordan. c. 28, Durchzug der Langobarden s. Schafarik I, 131, über die Hypothese eines germanischen Residuums in den ostelb. Ländern s. Heft I am Schlusse. Etymologien der Volksnamen Wenden und Slaven s. W. S. 103, Schiemann I, 18 f., die in den Text gesetzt scheint mir wegen des Gegensatzes zu Nemci den Vorzug zu verdienen, so auch Müllenhof., Deutsch. Altertumsk. II, 106, A 3.

4. Ueber die Stammesgruppen der Wenden handelt Schleicher, Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache, er stellt das Polabische zum Polnischen (Kassubischen), das Sorbische zum Czechischen. Dies hat sich als irrtümlich herausgestellt, s. Jacob, das wendische Nügen, Balt. Studien V, 44, bes. S. 49. ff das Polabische, auch die Sprache von Nügen ist vom Kassubischen und Polnischen stark verschieden, dagegen mit dem Sorbischen nahe verwandt. Ein lang verschollenes wichtiges Denkmal der Sprache der Elb-slaven, die 1726 zu Sütben bei Lüchow niedergeschriebenen Aufzeichnungen von Joh. Parum Schulze hat sich neuerdings wiedergefunden und ist von A. Kalina in d. Abh. d. Akad. z. Kralau (Phil. Klasse, V. XVIII, S. 1—80) in polnischer Sprache herausgegeben worden.

5. Ueber das folgende vgl. W. S. 102, über d. Deutung der Namen s. auch Kühnel, (M. Zb. 46), der in s. alphabetischen Verzeichnis auch d. Namen der Völkerschaften kurz bespricht. Obotriten an d. Donau s. Schafarik II, 208. Zur Ostgrenze der Obotriten vgl. Rudloff, d. mecklenb. Vogtei Schwaan, M. Zb. 61., bes. S. 343 u. 359.

6. Ueber die Wohnsitz der Smeldinger bin ich anderer Meinung als Wigger u. vor ihm schon Schafarik II, 589, stimme aber Wigger in Bezug auf die Morizani des Geogr. Bavar. (s. Anm. 21. Descriptio) gegen Schafarik II, 584 bei. Die Descr. fährt nach Erwähnung der Wilgen und Linonen fort: Prope illis resident, quos vocant Bethonici et Smeldingon et Morizani. Schafarik versteht unter den Morizani einen später ebenso benannten Gau gegenüber Magdeburg, während er wie Wigger (mit einer kleinen Abweichung s. Anm. W. S. 111 a A. 7) die Smeldinger trotz anderer Auffassung ihres Namens (Smolinger) zwischen Boizenburg und Dömitz ansieht. Gegen jene Auffassung der Morizani spricht, daß die drei Völkerschaften, die der Geograph zusammenfaßt, unmittelbar neben einander gewohnt haben müssen, also entweder sämtlich südlich oder sämtlich nördlich von den Linonen zu suchen sind. Letzteres aber ist nicht möglich, da die Smeldinger u. Bethenjer, wie aus Einh. Annal 808 u. 809 u. Chron. Moiss. 811 hervorgeht, unmittelbare Grenz-nachbarn der Obotriten sowohl wie der Linonen gewesen sind, also nur nördlich von den Linonen gewohnt haben können. Folglich hat Wigger Recht, wenn er die Morizani den späteren Morizzi (von der Müritz bis zum Blauer See) gleichstellt. Dadurch aber sind, wie ich meine, auch die Wohnsitz

der Bethenzer und Smelbinger insofern bestimmt, als wir sie westlich von den Rürthern zu suchen haben, und zwar die Smelbinger diesen zunächst, die Bethenzer dann westlich von den Smelbingern. Diese Erwägung führt dazu, die Smelbinger in die Lande der Lure und Brenz zu setzen, was ich für wahrscheinlicher halte als die Wiggerische Ansetzung. Diese ist wohl unwillkürlich durch die falsche Lokalisierung der Semeldineconoburg (Chron. Moiss. 809) zu Konow bei Elbena (s. darüber M. Jb. 63, 109 A.) mit veranlaßt worden; sie schränkt das Gebiet der Obotriten, die doch nach dem Geogr. Rav. 63 civitates besaßen, allzu sehr ein und läßt die Bethenzer ganz außer Acht. Was nun diese betrifft, so bleibt für sie, wenn wir nicht in denselben Fehler verfallen wollen wie Wigger, das Gebiet der Obotriten zu sehr zu verkleinern, nur das Südufer der Unterelbe übrig, etwa die Gegend um Lenzen, zwischen Elbe und Elbäntz. Der Name Bethenzer kommt auch als Appellativum vor (s. Thietmar, Vethonici (über d. Etymologie s. d. Ann. b. Kurze u. W., S. 112b) = Wächter, Verteidiger? Es waren wohl die Bewohner eines Grenzgaues der Linonen, denen von der Gesamtheit des Stammes die besondere Verpflichtung der Grenzhut übertragen war, von der sie ihren Namen erhielten.

7. Unterabteilungen der Obotriten s. Ad. v. Br. II 18 (M. S. 86). Zum Namen Rereger s. Beth, M. Jb. 68, 176, A. 8. Anders Kühnel, M. Jb. 46, 119, noch anders Hübbe, Mecklenb. Zeitung 1897, N. 475. Hübbe sieht in dem nunc bei Adam (Obodriti, qui nunc Reregi vocantur) einen Gegengrund gegen die Herleitung der Reregi von dem alten 809 zerstörten Roric. Ich erkläre mir die Entstehung des Namens so, daß die Dänen erst im 11. Jahrhundert, als sich der Gau der Polaben deutlicher aus dem obotritischen Gebiet auszuscheiden begann, das Bedürfnis empfanden, für das Obotritenland im engeren Sinne einen besonderen Namen zu haben, da die Benennung Obotriten die Polaben mit einschloß, und nun zu dem gewiß einst — zur Zeit der Blüte Rerics — bei ihnen schon üblich gewesen und noch erhaltenen Namen Rereger vorübergehend zurückgriffen. Der Name Warnaber scheint mit dem der Warnow zusammen zu hängen, obgleich ihrem Gebiete nur der Oberlauf des Flusses angehörte. Ob aber der Flußname schon altgermanischen Ursprungs (von den Varini, Warnen, s. Heft 1) oder ein wendisches Wort (Krähenfluß?) ist, ob ferner Warnaber nach dem Fluß benannt sind oder dieser nach ihnen bleibt ungewiß.

8. Die Lesart Willigrad im arabischen Texte des Ibrahim (s. Wigger, M. Jb. 46) ist eine Konjectur von de Goeje, im Texte steht nicht grad, sondern ein Wort, das von einigen Gran, von anderen Azzan gelesen wird, so von Baron Rosen, Sapiiski der Petersburger Akademie der Wissenschaften 1878, und Westberg, Geschichtsschr. d. deutsch. Vorzeit, 2. Ausg., Widukind, S. XIV. und in der größeren Arbeit S. 15. Die Stelle, wo de Goeje Willigrad liest, übersetzt Westberg jetzt, wie er mir brieflich mitteilt, „und im Süden von Azzan (nicht gegenüber von Azzan, wie er mit Rosen bisher übersetzt hat) liegt eine Burg, gebaut in einem Süßwassersee.“ Mit Azzan ist nach Westb. Schwerin (Ort und Burg auf der Schloßinsel) gemeint. G. Jacob schlägt vor: (Studien in arab. Geographen I, 30) In Fili-Grad (?) befindet sich eine Burg, gebaut in einem Süßwassersee; so auch Studien Heft IV, 147, wo er seine Ansicht gegen Westbergs Bemerkung verteidigt. Für einen des Arabischen Unkundigen ist es unmöglich, die Streitfrage zu entscheiden.

9. Mit den Hedariern treten im 10. Jahrh. eng verbunden die Valoini (Wid. III. 69; Vilini bei Ad. v. Br.) auf; ich halte sie mit Wigger S. 116 für die Zuliner, nicht für einen Stamm oder Gau der Hedariet, wie in der Note Gesch. d. d. Vorz. XXXIII, 115 steht

10. Aus dem Verzeichnis von Kühnel (M. Jb. 46). Zur Deutung von Schwerin vgl. noch Beyer, M. Jb. 32, 58-148, der „Gehege der heiligen Rosse“ deutet, dessen Beweisführung mich aber nicht überzeugt hat. Westberg (S. 70) erklärt, die „Starke, Große, Mächtige“ (Burg) von der Wurzel swar und hält die 995 genannte Mecklenburg und den Landesnamen Mecklenburg für eine Uebersetzung des wendischen Schwerin, während er den Namen des Dorfes Mecklenburg, das nach Bischof Boguphal von Posen (über ihn s. M. Jb. 27) wendisch „Lubow“ hieß, für eine spätere Umbenennung der Deutschen (aus Mikkel) hält.

11. S. Meijen, Siedlung und Agrarwesen I, 52. Es fehlt bei uns noch an einem Verzeichnis der Dörfer, die sich durch ihre Anlageform als ursprünglich wendisch beglaubigen. Ein solches wird aber, wie ich mich überzeugt habe, aus den Karten allein ohne ausgedehnte Reisen nicht zutreffend herzustellen sein. Auch auf urkundliche Beglaubigung des früheren Ursprungs der Dörfer wird

dabei zu achten sein, da in einzelnen Fällen auch Anlagen aus neuerer Zeit die Form der wendischen Rundlinge erhalten haben können.

12. Hauskommunion b. d. Nordslaven s. Meihen, II, 218 u. 281. Ebendort s. über die Entstehung des wendischen Adels, Fürstentums und der Burgwardorganisation, vgl. auch Wigger, M. Jb. 28, S. 24 u. Belk, Pr. Schwerin 1893, S. 9 u. über die ganze wendische Verfassung Hegel, Gesch. d. medlenb. Landstände, S. 9. Zu den wendischen terras s. das Register M. Urkb. IV. Ernst in Schirmachers Beiträgen B. II. (mit Karte) u. Schildt, M. Jb. 56, 149. Von einer Zusammenstellung sämtlicher im Lande nachgewiesenen wendischen Burgwälle habe ich abgesehen, da über diese das demnächst erscheinende prähistorische Kartenwerk ein weit übersichtliches Bild bieten wird, als eine bloße Aufzählung es vermöchte.

13. Ueber die Verfassung der Wilzen sind die Hauptstellen Thietm. VI, 18 u. Ibrahim 8, die Ubaha sind entweder die Wilzen mit Zulin — so Haag, Baltische Studien 31, 71 — oder geradezu die Zuliner selbst, wie Westberg (S. 82) erklärt, der Wlone liest.

14. Ueber das Stammesfürstentum der Obotriten zu Karls des Großen Zeit s. M. Jb. 63, 112, im übrigen vgl. d. folg. Abschnitte, bes. III, A. 18. Unverletzlichkeit der Fürsten s. Saxo 761 u. 927. Uebrigens fordern die Stellen zum Zweifel heraus, denn es ist selbstverständlich undenkbar, daß diese Unverletzlichkeit auch im Kampfe von den Gegnern geachtet ward. Das Richtige daran wird sein, daß bei den Wenden der gemeine Mann, weniger der Adel (s. Gottschalks Ermordung) einen sehr hohen Respekt vor den Fürsten hatte, der sich auch darin äußerte, daß ein Wende niederen Standes nicht wagte, gegen einen Fürsten die Waffen zu erheben.

15. Zur Titelfrage s. Vita Canuti SS. XXIX, S. 14, auch M. Jb. 28, S. 18 u. 37, 42. Ueber Heinrichs Königstum s. Abschn. VI. mit A. 40. Knefe leitet Müllenhof (deutsche Alt. II, 35 vom altgermanischen Kuningas ab, den Wenden galt es gleich dominus.

16. Stellung, Rechte und Einkünfte der wendischen (obotritischen) Fürsten s. L. Giesebr. I, 46, auch Hegel a. a. D.

17. Einfluß des obotrit. Adels s. Wigger, M. Jb. 28, 26 mit A. 4. Ob wirklich obotritische Fürsten noch in historischer Zeit aus dem Adel hervorgegangen sind (Eruto? Natibor?, von Niclot ist es nicht wahrscheinlich), ist mir nach erneuter Prüfung noch zweifelhafter geworden, als es zur Zeit der Niederschrift des Textes schon war.

18. Die wend. Bauern s. L. Gies. I, 41 u. 48 f. auch Hegel a. a. D., über d. Handwerkerdörfer s. Schiemann I, 484 f.

19. Friedliche Einwanderung der Wenden in kleinen Trupps behauptet Müllenhof, Deutsche Altertumskunde II, 100. D. Stelle aus d. Translat. S. Alexandri 21 f. b. M. S. 18. Kaiser Mauritius über die Slaven s. Strategicon XI, 5, abgedr. b. Schafarik, II, 662 f. Ibrahim's Urteil s. c. 10 bei Wattenbach, im Nachtrage der Uebers. v. Wibulind, Geschichtsschreiber d. deutsch. Vorzeit, 2 Gesausg. B. XXXIII, S. 143, auch Wigger, M. Jb. 45, S. 17.

20. Wend. Waffen s. Belk, Wend. Altertümer, M. Jb. 58, S. 185 mit A. 1, Bogenschützen bei d. Polen unter Woleslaw d. Kühnen s. Thietm. VI, 8 u. VII, 44. Der Wende mit der Art (francisca) s. Ebo, v. Ott. III, 18 SS. XII, 871.

21. Wend. Feldzeichen und Posaunen s. Thietm. III, 11 (M. S. 42) suorum auxilio deorum, was in der Uebersetzung von Laurent (Gesch. d. deutsch. Vorz.) dem Sinne nach richtig wiedergegeben wird: „unter dem Panier ihrer Väter“ u. d. Worte tubicinis praecedentibus, die Thietmar selbst dem urspr. Texte nachträglich beigelegt hat; Thietm. VI, 16 (M. S. 55) Vereinigung der Slutizen mit den Deutschen, wobei sie deos suimet praecedentes folgen; Thietm. VII, 47 (M. S. 60) dea in vexillis formata wird durch einen Steinwurf zerrissen, eine zweite geht in der Mulde verloren; Brief des Erzbischofs Brun (M. S. 56); Qua fronte coeunt sacra lancea et — diabolica vexilla? Fußgänger als Träger von Feldzeichen s. Thietm. VI, 17. Man vgl. noch Holm. I, 88 agmina Sclavorum, distincta per vexilla et cuneos.

22. S. Thietm. VI, 18 (M. S. 58) u. Saxo 755.

23. Für d. folgenden Abschnitt vgl. L. Giesebr. I, 16 ff. u. die dort angegebenen Quellenstellen, Wigger, M. Jb. 28, 28; Belk Pr. 1893, S. 11 u. Wend. Altert. M. Jb. 68. Im Einzelnen bemerke ich noch: Der Anbau von Gerste wird durch die Erwähnung von Bier (corvisa) in der Havelberger Stiftungsurk. (M. Urk. I, 15) erwiesen. Weizen und Gerste Ibrahim (c. 3 Wattenb.), übrigens deutet Westberg (S. 22) den einen der beiden Ausdrücke, die man bei Ibrahim bisher mit Weizen übersetzte, als Roggen; Hirse s. Ibrahim c. 12 u. Kaiser

- Mauritius bei Schafarik II, 663.** Auf Sommer- u. Winterkorn bezieht sich wohl Jbr. c. 12: „Sie säen in zwei Jahreszeiten, im Sommer und im Frühjahr, und ernten zweimal.“ Bienenzucht f. Jacob, Handelsartikel, 2. Aufl. (1891) S. 59 aus Ibn Rosteh: „Und sie (d. s. d. Slaven) haben etwas Krugähnliches von Holz gemacht. Darin ist ein Verb für ihre Bienen und ihren Honig. Jeder Krug liefert eine Quantität von zehn Kannen.“ Es war also nicht bloß Waldbienenzucht, wie B. Jehn (Kulturpflanzen und Haustiere, 5. Aufl., S. 477) gemeint hat. — Met aus Honig f. Ibrahim c. 12. — Wilde Pferde sind aus Pommern (L. Gies. I, 17) und Schlesien (Schiemann I, 490) bezeugt. Die Jagd nennt Holm. I, 82. Ueber Urstier und Wisent f. Velh, Archiv des Vereins d. Freunde d. Naturg. in Mecklenburg Jg. 51 (1897), S. 47. Auerhahn u. Staar Ibrahim c. 12 (f. dazu Jacob, Studien I, 31). Wendische Bauart f. Ibrahim c. 2, Hütten aus virgulta Holm, II, 18; Wohngruben u. Pfahlbauten f. Velh, Wend. Altertümer.
21. Zum arab. Handel f. L. Gies. I, 22, Velh, Wend. Alt. S. 174, Jacob, Handelsartikel. Die Rus bei Ibrahim sind die Normannen f. Westberg S. 82.
25. Die Stelle wird verschieden aufgefaßt, f. die Ausgaben Ibrahims u. Jacob S. 9, Westberg S. 20.
26. Die Lage von Meril wird annähernd durch den schwerlich mit Grund abzuleugnenden Zusammenhang mit dem Namen Merger (f. Ann. 7) bestimmt; es muß in deren Gebiet gelegen haben, wodurch die Mündungen der Trave und Warnow ausgeschlossen werden. Zölle u. Schicksale von Meril f. Ann. Einb. 808 u. 810 (W. S. 8 u. 9).
27. S. Ad. v. Br. II, 19.
28. Straßen durch Mecklenburg f. Velh, Wend. Alt. S. 177, via regia quae ducit de Luchowe in Lauena f. M. Urkb. I, N. 223 (nicht 233, wie Wd. IV, Reg. S. 481 steht).
29. Münzfund v. Schwaan f. M. Jb. 26, 241 ff. u. Velh, Wend. Alt. S. 179, A.
30. D. Capitulars missorum in Theodonis villa datum f. M. G. Capit. Regum Francorum T. I, P. I, S. 123. D. Stelle über d. Handel f. auch W. S. 7, vgl. M. Jb. 63, 120.
31. D. Urk. Ottos I. ist nicht erhalten, aber aus den Bestätigungen zu erschließen, f. W. S. 40.
32. Handelswege v. Magdeburg (Havelberg) durch Mecklenburg f. W. S. 118a mit A. 1.
33. Ausfuhr v. Pferden aus d. Obotritenland f. Ibrahim c. 2, im übrigen f. L. Giesebr. I, 35 u. über d. Slaven Jacob, S. 6.
34. Märkte f. L. Giesebr. I, 22; Wigger, M. Jb. 28, 27, A. 2.
35. Leinentücher d. d. Böhmen f. Ibrahim c. 3, b. d. Rügenern f. Holm. I, 88.
36. Wendenpennige u. Adelheidsmünzen f. Velh, Wend. Altert. S. 188; ihre Prägung f. Vifch, M. Jb. 26, 269.
37. Kaufkraft des Geldes in Böhmen Ibrah. c. 3 (für den Pfennig vermutet Westberg (S. 32) die Lesung dinar = Denar), bei den Obotriten c. 2, dazu Jacob, S. arab. Berichterstatler S. 30. Kornpreise in Deutschland f. Inama Deutsche Wirtschaftsgeschichte I, 470 u. II, 435. Zu beachten ist, daß damals die Schwankungen in den Preisen je nach dem Ausfall der Ernte für die einzelnen Länder sehr groß waren und daß Ibrahim offenbar ein besonders gutes Erntejahr getroffen hat. Nachträglich bemerke ich, daß im Texte die Preise für Roggen fehlen, obgleich nach Westb. bei Ibrahim c. 3 Roggen gemeint ist. Ich trage sie hier nach, der Scheffel Roggen galt in der Karolingerzeit etwa 1 bis 2 $\frac{1}{2}$ Denare, und stieg bis zum 12. Jahrhundert bei großen Schwankungen im Einzelnen etwa auf das fünf- bis sechsfache. Nun braucht der erwachsene Mann, wenn man die heutige Brodration beim Militär (750 g täglich) zu Grunde legt, im Monat etwa 30 Liter Roggen nach folgender Berechnung, deren Daten ich der Freundlichkeit eines hiesigen Mühlenbesizers verdanke: 750 g Brod erfordern 550 g Mehl, 82% Korn sind Mehl, also zu 550 g Mehl gehören 670 g Korn, d. i. für 30 Tage 20,100 g = etwa 20 kg Korn; nun wiegt ein Liter Roggen etwa 700–750 g, 20 kg etwa 30 Liter. Diese sind $\frac{2}{3}$ modius, da der modius (f. Inama I, S. 523) = c. 50 Liter war; nehmen wir nun für die Ottonenzeit 3 Denare als Mittelpreis für den modius Roggen an, so würde ein Mann für den Monat 1 $\frac{1}{2}$ Denar gebrauchen, um seinen Bedarf an Brod zu decken, bei Ibrahim aber braucht er nur 1 Denar. Wenn Ibrahim nicht Roggen, sondern Weizen meint oder wenn unter der von ihm genannten Münze nicht ein Denar, sondern eine kleinere zu verstehen ist, so wird der Unterschied zwischen den Preisen, die Ibrahim im Wendenland vorfand, und den Mittelpreisen in Deutschland noch größer.

38. Die wichtigsten Quellenstellen über die Religion und den Kultus der Wenden sind Thietm. VI, 17 u. 18; Ad v. Br. II, 18; Helm. I, 52 u. 88; II, 12; auch I, 6 u. 86; Saxo f. 822—81 u. 842—44 u. die Biographien des Bischofs Otto v. Bamberg SS. XII an vielen Stellen. Helm. I, 52 ist Welbog nicht genannt, s. aber Beyer, M. Jb. 37, 117, dessen Ansichten über Ezernebog u. Welbog ich indessen nicht teile. S. außerdem bes. L. Gies. I, 57 u. Wigger, M. Jb. 28, 84. Einen Deutungsversuch von den drei Götternamen in Karenz giebt auch N. Jacob, Balt. Stud. 44, 160, der S. 114 der Deutung des Svantevit als des heiligen Siegers bestimmt. Ueber die (fälschliche) Identifizierung des Svantevit mit dem Sanct. Vitus v. Corvey s. W. S. 144. Durch Schirrens Conjectur, der Name Svantevit verdanke einer scherzhaften Verdrehung des christlichen S. Vit. durch die Wenden seine Entstehung (s. Beiträge S. 254) hätte sich Schiemann S. 388 nicht überzeugen lassen sollen. Ebenso wenig verdient Schirrens Perleutung des wend. Goderac aus dem christlichen Godohardus Beachtung.

39. Ueber die Lage v. Rethre u. den Wert der Schilderungen Thietmars u. Adams bin ich der Ansicht von Grotefend, s. M. Jb. 54, 175 ff. und d. vorhergehenden Aufsätze v. Brückner und Schildt, s. noch Jb. 55, 261; 56, 245; 57, 350.

40. S. Thietm. I, 7. Festliches Begräbnis Ebo II, 6; Herb. II, 22; Wigger, M. Jb. 28 S. 48.

41. S. L. Giesebr. I, 38; Wigger, M. Jb. 28 S. 88, dessen Auffassung ich zu ungünstig finde. Witwe bei Ramin, s. Herbord II, 28. Strafen gegen Ehebrüchige, Thietm. VIII, 2; Opferung v. Frauen s. R. Mauritius b. Schaf. II, 663; Brief des Bonifatius s. Jaffé, Bibliotheca rer. Germ. III, 172 u. M. G. Epist. III. N. 73, S. 342.

Masjud (s. Geschsch. d. dtsh. Vorz. XXXIII, 176; vgl. noch Schiemann I, 33); Thietm. VIII, 2. Tötung von Töchtern s. Mon. Prieft. SS. XII, 898. Chegelb Ibrahim c. 5.

42. S. Helm. I, 82 u. II, 12; L. Gies. I, 38 u. M. Jb. 28, 88.

43. S. Wid. II, 20.

44. S. bes. Thietm. VI, 18.

45. S. Helm. I, 52 u. 88.

Zu Abschnitt II. Zu dem Zeitraum von 780—1066 werden Quellenstellen nur bei besonderer Veranlassung zitiert, im übrigen vgl. man W.'s Annalen.

1. Zum J. 781 s. M. Jb. 63, 90 u. 101.

2. Karl 783, 84 u. 85 a. d. Elbe s. Ann. Lauriss. u. Einh. u. Krenker, Forsch. d. D. G. XII, 317. Karls Befehle an die Wilzen s. Einh. Vita K. M. c. 12 (W. S. 2).

3. Zum Feldzug von 789, s. Simson II, 8. Mühlbacher, Regesta, S. 118 macht Wihan versehentlich zu einem Sorbenfürsten.

Die Uebergangsstelle des Heeres über die Elbe vermutet Wigger (S. 113a N. 1) in der Gegend v. Lenzen, also nördlich v. d. Mündung der Havel, dann aber würde Karl die Friesen doch wohl hier erwartet haben, und sie hätten die Havel nicht zu befahren brauchen.

4. Ueber die Namensform des ersten Obotritenfürsten s. W. 137b, A. 8.

5. Neben Dragovit ist vielleicht in dem Fragm. Cheanii (W. S. 8) noch der Name seines Sohnes (Drago) erhalten. Die Stelle enthält offenbar eine Titulographic (et alii reges — cum reliquos reges), es fragt sich nur, ob diese sich auch auf den Namen Drago (= Dragitus) erstreckt, oder ob es hat heißen sollen Dragitus et filius eius Drago et (alii reges) Witsan cum reliquos reges Windorum.

Die Behauptung des Fragm., daß Karl die Wenden bis an die Peene unterworfen habe, scheint mir schon bezweifelbar, weil hier dieser sonst in der Karolingerzeit noch wenig bekannte Fluß bestimmt genannt wird, dem unbestimmteren usque ad mare der Ann. Guelferb. vorzuziehen. Uebrigens kann unter mare das Paff an der Peenemündung zu verstehen sein.

Aus den Ann. Nazariani (et iterum ipsi iam praefato regi illam patriam commendavit) zu schließen, Karl habe den Dragovit als Oberherrn über die übrigen Häuptlinge eingesetzt, wie J. Dahn Urgesch. III, 1019 u. Waih. Versg. III², 157 wollen, ist gewagt, da die Nazar. überhaupt nichts von den übrigen Häuptlingen wissen, s. dagegen Ann. Einh. Quom (d. i. Dragovit) ceteri Sclavorum primores ac reguli omnes secuti, se regis dicioni subdiderunt.

6. Aleutins Brief s. M. Jb. 63, 104, ebendort in d. A. noch ein zweiter, der sich auf den Feldzug v. 789 bezieht.

7. 792 u. 794 s. Simson II, 36 u. 87. Für die Leser von Wiggers Ann., die mit der Sprache der Karolingischen Zeit noch nicht vertraut sind, bemerke

ich, daß *multi hostes* i. den Ann. Guelf. 794 nicht viele Feinde, sondern viele Mannschaften (fränkische) bedeutet.

7. Nach den Ann. Laur. soll Wihan bei Hluni (dem späteren Säneburg) getötet sein, die Uebersetzung (d. Ann. Einh.), die auch hier wie öfter besser über die Vorgänge an der Wendengrenze unterrichtet ist, als ihre Vorlage (s. j. B. 789 u. dazu M. Jb. 63, S. 97) hat das Richtigere. Die Unkenntnis der Laur. zeigt sich schon darin, daß sie Hluni an das Ufer der Elbe selbst verlegen; sie sind also der Meinung — und insoweit kommen sie der Wahrheit nahe —, daß Wihan am Ufer der Elbe selbst getötet sei, irren aber, wenn sie Hluni dorthin verlegen. S. noch Simson II, 95, A. 6. Mühlbacher, Reg. S. 129, N. 819g. u. F. Dahn, Urgesch. III, 1048.

8. Thrasco (Thrasuco, Trasco) heißt im Chron. Moiss. zum Jahre 804 (B. Ann. S. 6) Irosuc, was offenbar aus Drosuc verschrieben ist, wie ebendort zum Jahre 810 steht. Scharif hält dies für die slavische Namensform (II, 268) und vergleicht Drosak bei e. serbischen Stamme im 9. Jahrh.; ihm tritt Simson (II, 147, A. 2) bei.

9. Ueber den Kampf zwischen den Sachsen und Obotriten im J. 798 sagen die Ann. Laur. aus: *Nordludi contra Thrasucodem, ducem Abodritorum, et Ebarianum, legatum nostrum, commisso proelio, acie victi sunt.* Welche von beiden Parteien den Feldzug begonnen hat, bleibt ungewiß. Die Uebersetzung hat auch hier ausführlichere Nachrichten, die ihr Verfasser dem Eburis, dem Führer des rechten Flügels der Obotriten, verdankt. Trotzdem wird man Bedenken tragen müssen, dem Anfang seiner Darstellung zu folgen, wonach die Sachsen übermütig, weil die Ermordung der königlichen Sendboten straflos geblieben war, gegen die Obotriten ausgezogen wären. Man sieht nicht, wie es möglich gewesen sein sollte, daß Eburis, der doch mit seiner Truppenabteilung erst von Karl über die Elbe gesandt werden mußte, sich mit den Obotriten vereinigte, ehe die angreifenden Sachsen das Land der Obotriten auch nur betraten. Denn daß die Sachsen etwa erst auf dem Rückwege eingeholt sein sollten, stimmt nicht zu occurrit. Ich ziehe deshalb mit Simson (II, 107 u. A. 5) die Darstellung der Lauresham. vor, bei der sehr leicht begreiflich ist, weshalb die Sachsen schon an der Grenze ihren Gegnern entgegenreten konnten: sie erfuhren nämlich von dem Zuge des Eburis und Karls Befehl an die Obotriten und hatten, während sich deren Heerbaun sammelte, Zeit genug auch ihrerseits sich zu sammeln und an die Grenze zu ziehen. Die Darstellung des Uebersetzers beruht hier wohl nicht auf den Mitteilungen des Eburis, aus den er sich ja auch nur bei Angabe der Zahl der Gefallenen beruft, sondern ist aus dem *contra Thr. etc.* der Laur. irrtümlich herausgesponnen.

Uebrigens nahmen nach den Lauresham. mehrere *missi* an der Schlacht teil. Daß sie nicht als bloße Abgesandte gekommen waren, sondern eine fränkische Truppenabteilung mit sich brachten, geht aus den Worten der Lauresham. hervor: *tamen fides christianorum et domni regis adiuvit eos.*

Suontana ist ohne Zweifel das Zwentinesfeld bei Bornhöved und nicht Swante = Schwaan, wie Perz SS. I, 184, S. 29 und nach ihm andere meinen (s. d. Literatur bei Simson II, 147, A. 9 u. 10). Schwaan hieß wendisch nicht Swante, sondern Sywan (s. Kühnel, M. Jb. 46, 130). Ueber die Verluste der Sachsen sind verschiedene Angaben überliefert, s. d. Stellen b. B. u. Simson II, 148.

10. 799 s. Simson II, 178

11. Ueber die Entvölkerung von Nordalbingien, die Abtretung an die Obotriten und die übrigen Vorgänge des J. 804 s. M. Jb. 63, 112 ff.

12. Die Namensform Göttrik statt der deutschen Gottfried hat Saxo Gram. erhalten.

13. Zum Waffenausfuhrverbot vgl. außer dem M. Jb. 63, 120 angeführten Cap. Haristall. noch das Cap. Mant. c. 7. (Capitularia I, 1, 190) wo nicht nur wie im Cap. Harist. von Brünnen die Rede ist, sondern das Ausfuhrverbot sich auf *qualibet arma* erstreckt. Der Ausdruck *partibus Sclavorum* — *pergere*, den ich verstehe nach den Gebieten der Sl. ziehen, entspricht j. B. genau dem Chron. Moiss. 818 *exercitus, quem miserat partibus orientis.*

14. Ueber die *innumerabiles* Slavi der Ann. M. 805 s. M. Jb. 63, 111.

15. Ueber den Grund für Göttriks Feldzug gegen Thrasco macht Maule, Weltgesch. V, 2, 218. die feine Bemerkung: „Die an die Stelle der Sachsen in Nordalbingien angesiedelten Bodrigen (Obotriten) verursachten, wenn wir recht unterrichtet sind, durch innere Entzweigungen, namentlich den Widerstand, welchen der von den Franken eingefetzte oberste Fürst Thrasco fand, eine Einmischung der Dänen, die so unterschiedene Anhänger der Franken, wie Thrasco war, nicht aufkommen lassen wollten.“ — Die Ann. Maximiani SS. XIII, 808 setzen für das *traierisse* der Ann. Einh. *irruisse*, aber ihnen lagen

die Ann. Einh. vor, deshalb darf man aus dieser redactionellen Aenderung keinen Angriff zu Lande folgern, wie Werner thut (Pr. Bremerhaven 95, S. 49).

16. Godelaid muß Thrasco untergeben gewesen sein, s. M. Jb. 63, 113 fr.

17. Ueber den Auftrag, den Karl seinem Sohn gab s. Simson II, 387 mit A. 3 u. M. Jb. 63, 122 ff.

18. Die Reichsannalen geben zwar verhält zu, daß der Zug des jüngeren Karl über die Elbe nicht die Wiederunterwerfung der Ausländischen erzwungen habe, behaupten aber, er sei cum incolami exercitu nach Sachsen zurückgekehrt, in dieser Beziehung werden sie jedoch berichtigt durch das Chron. Moiss. und die Ann. Laur. min.

19. Dohbuoki. Frühere Literatur s. Simson II, 390, A. 8. Simson hält es für wahrscheinlich, daß die Kastele auf dem rechten Elbufer lagen, denn die entsprechen dem System der karolingischen Grenzverteidigung. So wurde 806 ein Kastell am rechten Ufer der Elbe gegenüber Magdeburg und eins am rechten Ufer der Saale (Halle) angelegt, s. Ann. Lauresham 806. Allein die Zweifel, daß Dohbuoki auf dem Döhbeck bei Gartow liege, sind jetzt durch die Auffindung des Kastelles selbst beseitigt, s. Schuchhardt, Bericht in d. Zeitschrift d. hist. V. f. Niedersachsen, 1897, S. 391 ff. Die Lage auf dem linken Ufer war dadurch geboten, daß das Kastell den Zweck hatte Schutz contra Sclavorum incursions zu gewähren, wie die Ann. Einh. 808 sagen. Die Kastele bei Magdeburg und Halle waren Ausfallsthore und Zwingsburgen.

20. Ueber Semeldinconnoburg in Chron. Moiss. s. M. Jb. 63, 109 A.

21. Ueber die Rückkehr nach siebenjähriger Gefangenschaft und die Kirche in Hamburg s. M. Urkb. I, Nr. 3 und die M. Jb. 63, 106, A. genannte Literatur. Hauck (Kirchengeschichte II, 613, A. 3 und 621, A. 1) findet meines Erachtens mit Unrecht, angesichts der Darstellung, welche die Reichsannalen von Karls nordischer Politik geben, Rimberts Angaben über Karls Plan bezügl. Hamburgs (vit. Ansk. c. 12) durchaus unwahrscheinlich. Seine Zweifel beziehen sich allerdings in erster Linie auf die Dänen und hängen mit seiner Ansicht zusammen, daß Karl sich diesen gegenüber absichtlich zurückgehalten. Dies mag hier dahin gestellt bleiben. Was aber die Wenden betrifft, so ist es durchaus glaublich, daß Karl, der doch den Slaven in Kärnten das Evangelium brachte, auch Anstalten zur Belehrung seiner Freunde, der Obotriten, traf. Daß er aber, wie Roppmann nachzuweisen sucht (Zeitschr. d. Ver. f. hamb. Gesch. V, S. 587), das Slavenland bis an die Perenc diesem — doch erst beabsichtigten und noch nicht begründeten — Hamburger Sprengel schon zugewiesen habe, ist Dehio I, Crc. XII widerlegt worden.

22. Ueber d. Sachsengrenze Karls des Gr. s. M. Jb. 63, 124 und die dort angegebene Literatur. Erst nach Abschluß der Arbeit bin ich durch die Jahresberichte der Geschichtswissenschaft XIX, II, 85 auf Helmold, Die Entwicklung der Grenzlinien aus einem Grenzsaum im alten Deutschland, histor. Jahrbuch (Grauert) 17, II, 235—64“ aufmerksam gemacht worden, in der S. nachzuweisen sucht, daß der Limes zur Zeit Karls des Gr. nur ein Vorland ohne feste Grenzen war und daß die Grenzbestimmungen bei Adam v. Bremen nicht aus Karls Zeit stammen. — Mit dem befestigten Limes fällt auch die Obotritenmark, die noch Dehio annahm (I, 38) s. Bangert, S. 13 u. 16. Auch ein „militärisch organisirter“ Landstrich längs der Sachsengrenze (Lipp. Das fränkische Grenzsystem unter Karl dem Großen, Breslau 1892, S. 31) hat allem Anschein nach nicht existiert. Die praefecti Saxonici limitis in den Ann. Einh. 819 sind die Grafen von Ikehoe und Bardowiel, vielleicht noch der von Schezla.

23. Thrascos Tod fällt nach dem Chron. Moiss. erst ins Jahr 810, s. darüber Simson II, 421, A. 1.

24. Karl in Verden, Slaonirs Einsetzung, d. allmählich sich einführende Tributpflicht der Obotriten und die Huldbigungspflicht ihrer Fürsten s. M. Jb. 63, 116 ff.

25. Ueber den mutmaßlichen Stammbaum der Obotritenfürsten von Wihan bis Ceadrag s. M. Jb. 63, 115, A. 1.

26. Der Durchzug der Heeresabteilung im J. 812 durch d. Land d. Obotriten ist, allerdings in verworrener Weise, in d. Chron. Moiss. 812 berichtet, s. darüber M. Jb. 63, 110 u. Simson II, 498, A. 8.

Abschnitt III. 1. Zum Feldzug nach Dänemark s. Simson, Ludw. d. Fr. I, 52 f. Mithlb. 569 b.

2. Reichstags zu Paderborn, Simson I, 53.

3. Daß Ceadrag's Einsetzung von der obotritischen Gesandtschaft, die 816

nach Compiègne kam, betrieben ward, schließe ich mit Simson (I, 76) aus dem doch offenbar durch die Verhandlungen mit dieser Gesandtschaft veranlaßten Befehl des Kaisers.

4. Zum Abfall v. 817 f. Simson I, 110 ff. Ueber Ludwigs Politik v. 816—17 f. auch Hauck, Kirchengeschichte II. 618 f.

5. Der Zug gegen Slaomir, der von d. Ann. Einh. (u. d. Ann. Bth.) erst zu 819, vom Chron. Moiss. 818 berichtet wird, fällt ins J. 818, f. d. Ann. B. S. 12 u. Simson I, 140 A. 6. Mühlbacher Reg. N. 658 g.

6. Ueber d. Zeit der Gerichtsverhandlung zu Aachen f. B. S. 12. Simson I. 176, Mühlbacher 658 g.

7. Haralds Zurückführung a. d. Schiffen f. Simson I, 151 Mühlb. 671 a. 8. S. M. Jb. 68, 118 f.

9. Delbende sucht B. S. 101 b, zwischen Hornbed und der Elbe an der silva Delvander (dem Sachsenwalde); er irrt aber, wenn er meint, die Elbe werde bei der Beschreibung des Ortes nicht erwähnt, f. trans Albiam. Das trans schließt nun allerdings die Lage des Ortes in einiger Entfernung vom Flusse nicht aus, das nächstliegende ist aber doch, es am jenseitigen Ufer des Flusses zu suchen, was auf Lauenburg führt, f. Simson I, 189, Mühlbacher 787 a, Bangert, d. Sachsengrenze, S. 14.

10. Riub soll v. d. Abodriti orientales getötet worden sein. B. S. 104 a, folgert daraus, daß diese östlichen Obotriten ein „Gemeinwesen für sich gehabt hätten“, allein dieses Gemeinwesen kann, wenn es bestanden hat, nicht völlig unabhängig von Ceodrag gewesen sein, der ohne Zweifel von Ludwig zum Fürsten über den ganzen Stamm der Obotriten eingesetzt war, wie vor ihm Slaomir und Thrasco den ganzen Stamm beherrscht hatten (f. Ann. Einh. 817). Auch läßt der Ausdruck die Auffassung zu, daß es die Mannschaft der östlichen Gaue war, die dem Riub bei seinem Angriff entgegentrat; die der westlichen wird noch nicht zur Stelle gewesen sein.

11. Reichstage zu Frankfurt Dec. 822 u. Mai 823, zu Compiègne Nov. 823 f. Simson I, 187f., 195f., 206, Mühlb. 741a, 742, 748, 746a, 768a.

12. Reichsversammlungen in Ingelheim 826 Simson I, 826; Mühlb. 808a, 808c, 807a. Der Anon. Vita. Hnd. 40 wirft die Vorgänge auf der Juni- und der Oktoberversammlung zusammen.

13. Laufe Haralds in Aachen d. 24. Juni 826 f. Simson I, 256 ff.

14. Ansgars Weihe 881 f. Simson II, 281 ff. Dehio I, A. 4 zu S. 64 u. Erg. II, Hauck II, 621, A. 2. Ueber die Anfänge des Erzbistums Hamburg f. noch Koppmann, d. ältesten Urkunden d. Erzbistums Hamburg-Bremen, Zeitschr. d. Vereins f. Hamb. Gesch. V (1866), 494 ff. u. Taum, d. Anfänge des Erzbistums Hamb.-Br., Jenaer Diss. 1888. Von den beiden Urkunden i. M. Urkb. I, 3 u. 4 ist N. 3 e. spätere Fälschung, bei der aber e. ächte Urkunde benutzt ist, N. 4 ist, wie Koppmann nachgewiesen hat, bei Cäsar, Triapostulatus septentrionis in echter Gestalt erhalten, die Varianten Cäsars sind in den Notizen des Urkb. angegeben.

15. Ueber d. Loskauf wendischer Knaben durch Ansgar f. V. Anskar. c. 15 (B. S. 14).

16. 838 u. 39 f. Simson II, 189, 215, Mühlb. 951c, 964a.

17. D. Stelle aus d. V. Walae steht b. B. S. 105a, A. 2. f. noch Simson II, 387, A. 2.

18. Zum Zug v. 844 f. Dümmler I, 256, Mühlb. 1398a. Dümmler sagt: „Einer ihrer Könige fiel, d. a. leisteten aufs neue Huldigung und wurden dafür in ihrem Besitz bestätigt.“ Er folgt dabei den Ann. Kant. Aber die (zuverlässigeren) Ann. Fuld. unterscheiden zwischen dem rex Gotzomiuuzli, welcher fiel, und den duces, deren sich Ludwig bediente, um das Land zu ordnen. Also war Gohomiuuzl, wie seine Vorgänger, oberster Fürst der Obotriten. Ludwig beseitigte dieses oberste Fürstentum und teilte das Land unter mehrere duces. Damit stimmt die Descriptio (B. S. 21) überein, f. Nortabtrezi, ubi regio, in qua sunt civitates LIII, per duces suos partite. Dux wird auch Tabomiuuzl genannt, der 862 besetzt wird, und zwar von denselben Fuldaer Annalen, die 844 den Unterschied zwischen rex u. duces machen; er wird also einer der Teil-Herzöge gewesen sein. Daß trotz dieser Teilung der Stamm den Zusammenhalt nicht verlor, zeigt die Descriptio, indem sie ihm nur ein regio zuweist, im Gegensatz zu den vier regiones der Wilzen. Von Ottos I. Zeit an treten wieder Gesamtfürsten der Obotriten auf, die Zwischenzeit ist dunkel.

19. Ueberfall v. Hamburg f. Dümmler I, 269, Dehio I, A. 1 zu S. 70, Mühlb. 1342a. Ueber d. wend. Knaben in Tournout f. V. Ansk. c. 36 (B. S. 15).

20. Ich nehme mit L. Giesebrecht (I, 121) zu dem Unde digressi des Prud. Trec. 845 die Saxones als Subjekt an; anders Mühlbacher, Reg. u. Richter,

Annalen II, 331a. Einen Abfall der Slaven sogleich nach d. Unterwerfung v. 844 erzählen auch d. Ann. Xant. (*Quam illo absente statim mentientes*), eben diese berichten dann von Ludwigs Absicht, auch 845 wieder einen Wendensfeldzug zu unternehmen, den sie deutlich von dem auch ihnen bekannten des J. 844 unterscheiden, der aber nicht zur Ausführung kam, weil die Wenden vor seinem Beginn Gesandte schickten. Man darf diese bestimmt gehaltenen Nachrichten nicht verwerfen, sie sind leicht mit den Ann. Fuld. 845 zu vereinigen, wonach Ludwig im Herbst 845 in Paderborn eine Reichsversammlung abhielt, wo Gesandte der Slaven erschienen. Ludwig wird die Absicht gehabt haben von Paderborn aus gegen die Wenden zu ziehen; die aber wandten, schon durch die Sachsen mürbe gemacht, die drohende Gefahr durch Unterwerfung ab.

21. Ueber d. Jahre v. 851–56 s. d. Quellenzusammenstellung b. W. S. 18 u. Mühlbacher 1366a.

22. Ludwigs zweiter Aufenthalt i. Frankfurt, i. J. 858 von wo aus er s. Sohn gegen die Obotriten sandte, fällt i. d. Mai (s. Mühlbacher 1393b). Der Abfall der Obotriten kann auch diesmal wieder durch die Dänen beeinflusst sein, die 858 Sachsen angriffen (s. Ann. Bertin. 858). Aber dem Wortlaut der Ann. Fuld., auch der — allerdings späteren — Ann. Hildesh. etc. widerspricht es, wenn L. Giesebrecht (I, 125) den König nur deshalb in „das Land der Obotriten und Linonen“ senden läßt, um den Dänen zu begegnen.

23. 862 s. Mühlbacher 1408a.

24. 867, s. Dümmler II, 608, Mühlb. 1429a.

25. 877 Mühlb. 1510a. Die Siuzler, die 877 in den Ann. Fuld. genannt werden, wohnten a. d. Mulde s. Schafarik II, 602 Richter-Rohlf, Annalen II, 414, A. b.

26. Daß auch Wenden a. d. Schlacht von 880 teilgenommen, muß man aus d. Ann. Hildesh. 875 (W. S. 20) schließen: *Post hunc (Ludolfum) Marcwardus successit* (als Bischof v. Silbesheim) *qui a Slavis interfectus quarto anno decessit*, Martward fiel in der großen Billungerschlacht (s. j. W. Ann. Fuld. 880).

27. Ueber die Westgrenze der wendischen Ansiedelungen in Ostfalen s. Gloy, Beiträge zur Siedelungskunde Nordalbingiens i. d. Forsch. z. deutsch. Landes- u. Volkskunde B. VII, Heft 3 u. Wangerl d. Sachsgrenze, S. 30 ff.

28. D. Urk. Arnulfs s. Hamburg. Urkb. I, N. 22, die betreffende Stelle auch bei W., S. 20. Daß nicht alle Wendenstämme sich Arnulf bei seinem Regierungsantritt angeschlossen, deuten die Ann. Fuld. 888 (*magna parte Sclavorum*) an; daß die Obotriten 889 in Forchheim fehlten, ergibt sich aus der Seerfahrt: sie werden also auch schon 888 renitent gewesen sein.

29. Daß Arnulf im Vertrage v. 896 den Obotriten von ihnen besetztes Land abgetreten hat, ist eine Vermutung v. Hauck (Kirchengesch. II, 630, A. 5), die mir beachtenswert erschienen ist; s. noch L. Giesebrecht I, 130.

30. S. Adam. Brem. I, 54 u. 57, Vita Brun. c. 3 bei W. S. 23 u. 24.

31. Translat. S. Alex. u. Lothars Schreiben (ebendort c. 4) s. W. S. 18.

32. Fragm. Isl. s. W. S. 18. Die nordischen Schriftsteller übertreiben gern die Thaten ihrer Vorfahren, Lehrreich ist in dieser Beziehung die Darstellung des Saxo Gram. über Göttriks Thaten (Lib. VIII, 296). Den Zusammenhang der wendischen und dänischen Verhältnisse hebt sehr treffend Dümmler hervor (I, 256).

Zu Abschnitt IV. 1. Ueber die Zeit des Feldzuges gegen d. Heveller s. Waik, Beitr. I^o 123, A. 6 in Berichtigung v. W. S. 25. Ueber d. Chronologie der Wendenkämpfe Heinrichs überhaupt s. auch Richter, Annalen III, S. 14b.

2. Schlacht bei Lenzen. Ueber *exercitus cum praesidio militari* bei Widuk. I, 36 s. Waik, S. I, 127 A. 8. Zu dem *praesidium militare* gehören die 50 *armati* (Schwergerüstete), die d. Schlacht entschieden, die *milites* sind also die schwergerüsteten Veritlenen gegenüber den leichter bewaffneten Kämpfern des Heerbanues (*exercitus*), die zu Fuß fochten. Ueber die *milites*, in deren Organisation als Keitertruppe eben die Neuerung Heinrichs im Heerwesen bestand s. noch W. Giesebrecht, deutsch. Kaiserg. I^o, 811 f. (Ann. j. S. 222 ff.).

Lunkini = Lenzen, s. Waik S. 128, A. 1. *Was sacramento accepto* neben dem folgenden *Eid* bedeutet, wird durch Wid. III, 44 erklärt, wo es von dem deutschen Heere in Augsburg heißt: *Primo diluculo surgentes, pace data et accepta, operaque sua primum duci, deinde unusquisque alteri cum sacramento promissa, erectis signis procedunt*. Das *sacramento accepto* I, 36 muß dem *pace data et accepta* III, 44 gleichgesetzt werden, womit die in d. Text aufgenommene Auffassung gegeben ist, s. auch Waik, 128, A. 8.

Ueber d. Datum d. Schlacht f. Batz, 128, A. 2, B. S. 26, f., Ottenthal, Reg. 28g.

Den Satz, der bei Wid. den Schluß der ganzen Beschreibung bildet: *Captivi omnes postero die, ut promissum habebant, obtruncati* hält B. Giesebrecht (I, 812, dazu A. 1) für ein nachträgliches Einschlebsel. Er stört in der That den Zusammenhang, doch wird dadurch die Glaubwürdigkeit der Worte nicht beeinträchtigt, da das Einschlebsel, wie andere ähnliche, von Wid. selbst herrührt. Die Zahl der Gef. geben d. Ann. Corb. an.

8. Mission. Nach Adam I, 58 (dem Helmold I, 8 nachspricht) gelobten die Wenden nach der Schlacht freiwillig (?) nicht nur Tributzahlung, sondern auch Annahme des Christentums; es mag soviel daran richtig sein, daß Heinrich ihnen die Bedingung auferlegte, die Predigt des Christentums sich gefallen zu lassen. Vielleicht liegt aber Adams Behauptung weiter nichts Thatsächliches zu Grunde, als die Bekehrung des Obotritenkönigs, die jedoch erst 931 erfolgte, also nicht in so unmittelbarem Zusammenhang mit der Schlacht steht, wie Adam annimmt. Die Stelle ist lehrreich für die Lebhaftigkeit, mit der Adam die ihm bekannt gewordenen Nachrichten in seiner Phantasie weiter ausmalt, wobei er leicht in Uebertreibung gerät. Aber die Meinung, daß bei Lenzen auch die Böhmen und Sorben geschlagen seien, wird man ihm doch nicht zuschreiben dürfen, die Worte *itemque Behemos—domitos* sind meines Erachtens von dem vorhergehenden triumphavit abhängig zu machen; es werden an die noch von keinem deutschen Könige besiegten Ungarn die ab aliis regibus domiti Böhmen und Sorben angegeschlossen, und dann erst folgen in einem neuen Satze *ceteri Sclavorum populi* (die nördlichen Slavenstämme), die bei Lenzen niedergeworfen wurden.

4. Ueber d. Bekehrung des Obotritenkönigs f. Batz 142 mit A. 3 u. 4. Ottenthal, Reg. 28g, Pauc, III, 79 u. 83. Ueber Adalward v. Verden f. auch Ad. v. Br. II, 1. Gegen Koppmanns Hypothese, daß das Gebiet der Obotriten seit der Zusammenlegung v. Hamburg u. Bremen bis zur Stiftung von Oldenburg zu Verden gehört habe, f. Dehio 1, Krit. Ausf. XII. — Den Tod Adalwards setzt L. Giesebrecht (I, 172) irrthümlich ins J. 936, f. Annal. Necrol. Fuld. SS. XIII, 194.

5. Ueber d. Dänenkrieg Heinrichs f. gegen B. S. 27 Batz 159ff. u. Excurs 23. Auch Giesebrecht hat sich in Ausf. 5 Batz angeschlossen, f. D. Kaiserzeit I, 233 f. u. 813. Zur Beglaubigung der Existenz des Gnuupa bei Wid., die man bezweifelt hat, sind neuerdings zwei Runensteine herangezogen worden f. über die betr. (dänischen) Schriften v. Wimmer den Bericht in Jastrouws (Werners) Jahresber. für die Geschichtswiss. XVI, III, 206 u. XIX, III, 188, f. auch S. Möller, Zeitschr. f. deutsch. Altertum, Nuz. XIX, 11—32 der andrer Ansicht ist als Wimmer, und Wangert, Zeitschr. d. Gesellsch. f. Schlesw.-Holst.-Lauenb. Gesch. XXVI. Gnuupa war nach Wimmer ein Sohn des Schwedischen Häuptlings Olav, der sich im Anfang des 10. Jahrh. der Gegend um Schleswig bemächtigt hatte. — Wenn Ad. v. Br. den Gegner Heinrichs Wrm (I, 59) und vorher (I, 57) Hardecnath Wrm. d. i. ohne Zweifel Gorm, nennt, so erklärt sich das dadurch, daß sich in der dänischen Tradition, aus der Adam schöpft, der weit berühmtere Gorm an die Stelle des wenig bekannten Gnuupa geschoben hatte; so auch Ottenthal N. 46b.

6. Krieg g. d. Ukraner, Zeit f. Ottenthal N. 46a. Die B. hält L. Giesebrecht (B. Gesch. I, 139) für die Bagrier, gestützt auf Ad. Br. I, 57, wo erzählt wird, die Tünen hätten mit Hülfe der Slaven Nordalbingien und auch Sachsen diesseits der Elbe geplündert. Die Worte beziehen sich aber auf die ganze Regierungszeit des Erzb. Unni (918—936) und zwar noch genauer, was die Slaven betrifft, auf die Zeit bis zur Schlacht bei Lenzen (f. c. 58 a. Schl.). Ueber d. Ukraner f. Schafarik, II, 581, ihre Hauptburg war Pasewalk. L. Giesebrecht kombiniert dann Wid. II, 4 mit d. Ukranerfeldzug und nimmt an, die Gewaltthat der Wenden gegen Thancmars Gesandte wäre d. Grund für d. Feldzug Heinrichs gewesen, allein d. Worte bei Wid. II, 4 *Datum quippe erat illis et antea a patrie suo bellum, eo quod violassent legatos Thancmari, filii sui* können in diesem Zusammenhang nur bedeuten: Begonnen nämlich war der Krieg gegen sie schon vorher von seinem Vater, weil sie u. f. w., d. h. der Krieg war zwar von Heinrich begonnen, aber nicht mehr vollendet, weshalb Otto ihn sogleich wieder aufnahm. Die Gewaltthat fällt also in die letzte Zeit v. Heinrichs Regierung nach den Kampf gegen die Ukrer. Sie wird von den Medaricern begangen sein, die Otto 936 als seine Gegner nennt.

7. Ottos Wendenzug im J. 936 f. Wid. II, 3 u. 4. Das Datum, das Wid. c. 4 am Ende seiner Erzählung angiebt, wird sich weder auf den Tag der Rückkehr noch einen Sieg des Königs beziehen, (Richter u. Krohl, Annalen III, 28) sondern auf das Begebnis mit Eckard (so Köpke-Tünmler I, 57, A. 1 u.

Ottenthal N. 57a). Der Feldzug fällt in die Zeit zwischen d. 13. Sept. u. 14. Okt. f. Ottenthal.

8. Charakteristik v. Markgr. Gero bei Wid. III, 64, f. auch Röpke-Dümler S. 386. Begrenzung d. beiden Marken f. L. Giesebr. I, 140 f.

9. Die Wenden u. Dänen 989 ff f. Wid. II, 20, 21 u. 20. Hermanns Gefangenschaft bei d. Dänen ist behauptet v. Dudo, Histor. Norm. III, 88. VI, 97. vgl. Wattenbach, Geschichtsquellen I^o, 420 u. L. Giesebr. I, 148.

10. Ueber d. Zeiteinteilung d. Operationen des Königs i. J. 989 f. Ottenthal N. 76 I, n, o, 77a, 78e.

11. Daß Geros Anschlag ein Ueberfall auf seiner eigenen Burg gewesen sei, wie man lange geglaubt hat, steht nicht bei Wid. (II, 20), worauf Röpke, Widulind v. Corvey (Berlin 1867) S. 149 zuerst aufmerksam gemacht hat, f. auch Röpke-Dümler I, 85, A. 8. Anders Ranke, Weltgesch. VI, 2, 163, der sich für die frühere Auffassung entscheidet wegen der Worte *dolum dolo occupans*, aber eine List war doch auch der Ueberfall der Wenden auf ihrer eigenen Burg. Man vermißt, wenn Gero sie eingeladen hatte, einen Zusatz wie *ad se invitatos*.

12. Uebergabe d. Brandenburg. Wid. erzählt II, 21, daß d. Uebergabe der Brandenburg durch Tugumir die Wenden zur Unterwerfung bewog, II, 30, daß i. J. 940, auch noch im Anfang des J. 941, zur Zeit der Verschwörung gegen Otto (f. c. 81) der Krieg gegen d. Barbaren noch wütete; ich schließe daraus gegen Richter (III, 40), Ottenthal (N. 78e) u. Hauck (III, 103, A. 4), daß Tugumirs Handstreich erst in das J. 941 gehört, wenn ihn auch Wid. schon am c. 20 anschließt, offenbar weil er die Empörung der Wenden im Zusammenhang bis an ihr Ende verfolgen will. Er konnte nicht c. 21 schließen: *Quo facto omnes barbarae nationes usque in Oderam fluvium — se subiugarunt, wenn unmittelbar darauf der Kampf wieder ausbrach, f. c. 30 *Et tempore (940) barbarorum bellum seruebat.**

Den Tugumir nennt Wid. *a rege Henrico relictus*. L. Giesebr. erklärt (I, 144), man habe ihn übrig gelassen, als die übrigen Gefangenen bei Lenzen getötet wurden, ebenso Röpke-Dümler I, 102. Aber Heinrich war nicht selbst bei Lenzen, auch sind dort nach Wid. alle Gefangenen getötet. Tugumir wird bei der Eroberung der Brandenburg durch Heinrich gefangen sein. (So Ottenthal N. 28a).

13. Ueber die ottonischen Marken u. d. Wenden-Tribut f. L. Giesebr. I, 147 ff. W. Giesebr. I, 278 f., Baiß, Verfassungsgesch. VIII, 368 ff. D. Urkunden Ottos aus denen W. (S. 28 u.) Stellen anführt, findet man jetzt in den M. G. Diplomata I abgedruckt, in der Urk. v. 12. Sept. 937 muß es statt *venationis acquisitionis* bei Wigger heißen: *venundationis et acquisitionis* (Verkauf und Erwerb); so schreibt und erklärt schon L. Giesebr. (I, 148), f. auch Baiß, Verf.-Gesch. VIII, 369, Ottenthal N. 69 c.

14. Gründung d. Jomsburg f. L. Giesebr. I, 206. Wendische Wikinger gegen König Hakon f. d. Stelle bei W. S. 30.

15. Ueber d. Dänenzug Ottos I, von dem Ad. Br. II, 3 berichtet, f. Grund, Forsch. z. deutsch. Gesch. XI, 563 ff., dem sich fast alle Neueren (auch W. Giesebrecht I^o, 818, nur Lamprecht, D. Gesch. I, 137, A. 1 zweifelt) anschließen. Vgl. auch J. Schulz, die Kriegszüge der Ottonen gegen Dänemark, Pr. Ludwigslust 1875.

16. Ueber d. Stiftung d. Bistümer v. Schleswig, Havelberg u. Brandenburg f. W. S. 132 f. u. 121a, Röpke-Dümler I, 168, Breslau, Forschungen z. brandenb.-pr. Gesch. I, 2, 61—88; Hauck III, 103, A. 6. D. Stiftungsbriefe f. W. Urkb. N. 14 u. 15.

17. Die Annahme der anfänglichen Unterstellung des Obotritenlandes unter Schleswig hängt mit der Helmoldkritik zusammen. Schirren hat (Beiträge z. Kritik älterer holstein. Geschichtsquellen, Leipzig 1876) den Bischof Marco v. Oldenburg bei Helm. I, 12 für eine Erdichtung erklärt. Gegen ihn hat schon Wigger (M. Jb. 43, Anl. I, S. 26 ff.) überzeugend nachgewiesen, daß Marco Bischof v. Schleswig war und zugleich Vorsteher des späteren Oldenburger Sprengels. Neuerdings hat Breslau (Deutsche Zeitschr. f. Geschichtswiss. XI, 164—168) auf ein urkundliches Zeugnis für die Existenz eines Bischofs Marco zu Otto I. Zeit hingewiesen (f. M. G. Dipl. I, 647, auch Dipl. I, N. 50) wird ein *vir venerabilis nomine Marco* genannt, vermutlich der spätere Bischof. Der in der Urk. genannte Bischof muß mit dem Bischof v. Schleswig identisch sein, denn einen zweiten Bischof Marco hat es in Ottos I. Zeit nicht gegeben (f. d. Listen bei Hauck III).

18. Den Zug des Herzogs gegen Suthleiscranne und den folgenden Machezug der Wenden sehen L. Giesebrecht I, 179 u. W. Giesebrecht I, 417 schon ins J. 954, allein d. ganze Zusammenhang bei Wid. III, 42—53 spricht mehr für 955, f. Röpke-Dümler I, 250 f. Richter-Kohl, Annalen III, 1, 80 c., Ottenthal Reg. 240d.

Suitthleiscranne identifizierte Bedekind, (Noten I, 20) mit Süd-Sandkron-Schwedt, die Burg der Cocarescmier suchen Köpke-Dümmler I, 261, N. 4 mit Heinemann in der Gegend v. Magdeburg. Beides ist nicht möglich, da beide Ortschaften in der Mark des Herzogs Hermann, also im Obotritenlande oder in dessen Nähe, Suitthleiscranne rechts und die Burg der Cocarescmier links von der Elbe gelegen haben müssen, s. B. S. 122a N. 1.

19. Beyer's Hypothese (M. Jb. 32, 88), daß unter der Raza bei Wid. die Mele zu verstehen sei, vermag ich mir nicht so unbedingt anzueignen, wie Wigger, M. Jb. 46, 9 (B.'s frühere Ansicht s. Ann. 122 a N. 1) und Saff M. Jb. 63, Quartalber 4 und auch einige der Kritiker der Bilder aus der Medl. Geschichte von Rudloff gethan haben. Nach Beyer soll Otto bei Eldenburg gestanden und Gero die drei Brücken bei Lenz (am Blauer See) geschlagen haben. Ich halte dies für unmöglich. Die Entfernung zwischen Eldenburg und Lenz beträgt etwa 20 km, der Weg, den nach Beyer die Wenden um den Jabelschen See herum zurückzulegen hatten, noch etwas mehr. Und doch spricht Widukind nur von ano lere miliario, was entweder eine deutsche Meile oder auch nur 1000 römische Schritte gleich $\frac{1}{2}$ Meile bedeutet. Doch hierin könnte Wid. sich geirrt haben, aber ist es denkbar, daß sich der Zug des Markgrafen nach Lenz, der Bau der drei Brücken dort, die Benachrichtigung des Kaisers durch einen Boten, der Zug des Kaisers nach den Brücken, was zusammen außer der Arbeit eine Wegestrecke von 60 km (!) ergiebt, wobei man noch den Zustand der damaligen Wege bedenken möge, und ferner, der Uebergang des kaiserlichen Heeres über den Fluß, die Schlacht und die Verfolgung, ist es denkbar, daß sich alles dieses an einem einzigen Herbsttage abgepielt hat? Und noch dazu sollen die Sachsen auch das wendische Lager, das doch nach B. bei Eldenburg zu denken ist, noch an demselben Tage genommen haben. Ferner: die ganze Entfernung von 20 km sollen die Wenden im Laufe zurückgelegt haben? Und, als die Wenden dem Kaiser vom südlichen Ufer abziehen sahen, wie konnten sie wissen, daß er nach den drei Brücken bei Lenz zog, deren Existenz ihnen noch ganz unbekannt sein mußte? Der Anfang des Weges, den der Kaiser zurückzulegen hatte, stimmte mit seiner Rückzugslinie völlig überein (von Eldenburg bis Klitz), und da sollen die Wenden, wie sie den Kaiser diesen Weg einschlagen sahen, sofort gewußt haben, um was es sich handele, und, so schnell sie konnten, nach dem Jabelschen See geeilt sein, und von da nach Lenz, obgleich sie auf dem ganzen Wege bis Lenz kaum etwas vom Heere des Kaisers sehen konnten? Genug, so, wie Beyer sich den Hergang zurechtgelegt hat, kann er unmöglich gewesen sein. Ist unter der Raza die Mele zu verstehen, was auch ich für möglich halte, so muß sich das ganze entweder zwischen Müritz- und Kölpin-See oder bei Ratchow und Lenz abgepielt haben. Letzteres ist unwahrscheinlich, da sich meines Wissens auf dieser Strecke außer bei Lenz keine Stelle findet, wo die Elbe schmal genug ist, um eine Unterhaltung von Ufer zu Ufer (s. Gero und Stoiner) und einen Kampf mit Speeren und Pfeilen über den Fluß hinweg möglich zu machen; wohl aber ist dies bei Eldenburg der Fall, (s. die Schilderung des Terrains bei Raabe-Quade, Vaterlandskunde, B. I, 1016). Otto kann etwa da, wo jetzt die Chaussee über den Fluß führt, sein Lager gehabt haben, die Brücken können bei der Einmündung in den Kölpin-See angelegt sein, die Entfernung ist etwa 2 km, auch macht der Fluß einen Bogen nach Norden, den die Wenden zu umgehen hatten, die Sachsen aber abschneiden konnten, vorausgesetzt, daß die Richtung des Flußlaufes, die vielfach geändert ist, schon damals eine ähnliche war wie jetzt.

Andererseits halte ich keineswegs für unmöglich, daß mit der Raza doch die Mecknitz gemeint ist. Wenn Otto III. im Jahre 995 bis zur Burg Mecklenburg gelangte, warum sollte Otto I nicht im Jahre 955 bis zur Mecknitz vorgezogen sein? Daß der Zug vorzugsweise gegen die wilzischen Stämme gerichtet war, ist aus dem starken Hervortreten Geros, zu dessen Mark sie gehörten, zu schließen, während Herzog Hermann gar nicht erwähnt wird. Man darf vermuten, daß dieser die Aufgabe hatte, inzwischen die Elblinie gegen eine Invasion Raccos zu schützen: Waren aber die Wilzen das Ziel des Zuges, warum soll es unwahrscheinlich sein, daß Otto, sei es östlich von der Müritz, sei es über Eldenburg durch das Gebiet der Tollenser und Circipaner bis an die Mecknitz in der Gegend von Tessen oder Laage vordrang? Ich bin also über die Raza noch jezt der Ansicht, der ich in Rudloffs Bildern S. 10 mit den Worten Kusdrud gegeben habe: „Man weiß nicht, ob es die Mecknitz oder die Mele war.“ Was die Mägener betrifft, so glaube ich, daß Markgraf Gero sie bereits mitgebracht, nicht, daß sie erst, während das kaiserliche Heer an der Raza lagerte, durch das feindliche Land hindurch zu ihm gestoßen sind. Auffällig ist ihre Anwesenheit immer, sollte Widukind seinen Berichterstatter falsch verstanden und dieser Ucrani gemeint haben?

20. Verwendung d. Beute s. Magdeburger Schöppenchronik S. 48 od Janicko (Dämmler I, 267).

21. Die Sachsengrenze Ottos I. wird erwähnt i. e. Urk. Heinrichs IV. v. J. 1062 (W. S. 85).

22. Der Feldzug v 958 wird bei Flodoard erwähnt, der mit den Ereignissen gleichzeitig schrieb, beim Cont. Reg., der einige Jahre später s. Werk abfaßte, fehlt er, dafür fehlt bei Flod. der Feldzug des J. 959. Es ist möglich, daß beide denselben Feldzug meinen und der Cont. ihn versehentlich ein Jahr zu spät angeführt hat. Auf jeden Fall wird Wid. III., 60 der dritte Zug gegen Wichmann ins J. 958, nicht ins J. 959 gehören, da Wichmann Wid. III., 59 (Eodem tempore) im J. 957 wieder zu den Wenden ging, also 958 unter ihnen war.

23. Die Andeutung öfterer Kämpfe mit den Wagriern liegt in den Worten Wid. III., 68 *Ecco, quos nec tu nec dominus tuus imperator vincere potuistis, mea perfidia inermes assistunt.*

24. In der Ansetzung von Ibrahim's Reise und Raccos Tod weiche ich mit Westberg von Wigger (M. Jb. 45) ab, was die Folge nach sich zieht, daß ich nicht Racco, sondern dessen Sohn Mistav (Wid. III., 68) = Mistai, Mistiwoi (Thiotm. Helm. u. s. u. Abschn. V, A. 3) dem Billug bei Helmold I, 14 gleichsetze, wie früher Boll M. Jb. 18. Die Gründe für diese Abweichungen ausführlicher darzulegen, würde hier zu viel Raum beanspruchen, auch ist es nicht wohl angängig vor der Veröffentlichung der Westberg'schen Arbeit, auf die ich mich dabei beziehen muß, umfangreichere Stellen aus derselben abzurufen. Hier möge kurz folgendes bemerkt sein. Magenburg halte ich mit Schulte (Archiv für Landes- u. Volkskunde der Provinz Sachsen II., 71-84) und Westberg für Magdeburg, nicht für Merseburg, Ibrahim war ein reisender Kaufmann, kein Mitglied einer offiziellen Gesandtschaft, die afrikanische Gesandtschaft im J. 973 stammte jedenfalls aus Aegypten und hat mit Ibrahim nichts zu thun, dessen Heimat das nordwestliche Afrika war und der seine Rückreise über Spanien machte, wo im J. 1066 im Archiv zu Cordova al-Bekri seinen Reisebericht vorfand. Wenn im J. 965 keine Gesandte aus Bulgarien erwähnt werden, so ist dies *argumentum ex silentio* ohne Beweisraft, da wir aus den J. 965 überhaupt keine Aufzeichnung über die Gesandtschaften haben, die an Ottos Hofe eingetroffen sind. Daß bulgarische Gesandte im J. 973 noch keine Kunde von dem Sturze ihres Reiches im J. 971 gehabt haben sollten, ist unwahrscheinlich. Cosmas von Prag ist ein sehr unzuverlässiger Gewährsmann für die beiden Thatsachen, die Wattenbach (S. XIII.) für 973 heranzieht, daß Kralau, welches Ibrahim zu Böhmen rechnet, von Boleslav II. erobert und dieser erst 967 zur Regierung gekommen sei. Dem gegenüber giebt für mich Wid. III., 68 den Ausschlag zu Gunsten der Ansetzung der Reise ins J. 965. Hier heißt es: *Erant duo subreguli —, inimicitiae a patribus vicario relictis, alter vocabatur Solibur, alter Mistav.* die hier erzählten Ereignisse fallen in die Jahre 967 oder 968, jedenfalls vor 973. So aber, wie er schrieb, hätte Widukind, der Zeitgenosse, sich nicht ausdrücken können, wenn damals Racco noch lebte. Die Reise, auf der Ibrahim diesen noch am Leben antraf, muß also vor 973 fallen, dann aber bleibt aus den allgemein gebilligten Gründen kein anderer Termin übrig, als das Jahr 965.

25. Ueber die Buloinen s. o. Abschnitt I, Anm. 9.

26. Gründung des Bistums Oldenburg nicht vor 967 s. W. S. 183. Vgl. auch Breslau, Forsch. s. brand.-preuß. Gesch. I, 2, 61-83 u. Handl. Kirchengeschichte III, 107.

27. Den Bischofsjähns hat m. E. Wigger mit Unrecht gegen Schirren zu halten gesucht (s. W. a. a. O. S. 36 u. dagegen v. Bresla. S. 20.). Derithsewe Helm. I. 18 hält Regel, Helmold S. 34 für Darz, Amt Lübz (Darzo M. Urk. II. 1322), nicht Dassow.

28. Ueberschätzung der Erfolge der Mission durch Adam I, 42 s. Dämmler S. 505, A. 2, Handl. III, 132.

29. Billug gleich Mistiwoi, nicht Racco (Wigger, Jb. 45, 10) s. o. A. 24.

Zu Abschnitt V. 1 Zum Dänensfeldzug s. außer Thiotm. III, 4 u. Ad. II 8 auch b. Annal. Altah. maj. 974 (SS. XX. u. Einzelausg.), deren Schilderung aber an Verworrenheit leidet. D. dänischen Quellen s. jetzt M. G. SS. XXI, 884, auch W. Giesbr. I^o, 574. In den Altah. ist der erste Rückzug Ottos fälschlich dadurch begründet, daß Harald dem Kaiser seinen „ganzen Schatz“ ausgeliefert hätte (*eiquo expendit omnem thesaurum*). Dann soll Otto *nunciis irritatus* (also durch einen neuen Friedensbruch des Dänenkönigs veranlaßt) ein größeres Heer

gesammelt haben, worauf Harald ihm noch einmal *omnem thesaurum. quem habuit*, und seinen Sohn als Geisel schickt und außerdem den Zins (*census*), den er vorher bezahlt hatte, weiter zu zahlen verspricht. Die doppelte Bezahlung des Schatzes widerlegt sich selbst, auch der *census* ist unglaubwürdig; er wird von den wendischen Verhältnissen von dem Verf. willkürlich auf die dänischen übertragen sein. Wichtig dürfte die (einmalige) Zahlung einer Geldsumme und die Stellung von Haralds Sohn als Geisel sein.

2. 977 f. Sig. Gomb. (SS. VIII) 980 f. Thietm. III, 10.

3. Auf die Ereignisse des J. 988 ist neben Thietm. III, 10 u. 11 zum Teil auch Ad. II, 40—42 zu beziehen; Adam hat hier Ereignisse aus ganz verschiedenen Zeiten durch einander geworfen, s. darüber am besten und gründlichsten Unger, Heinrich II, Exc. VII (anders W. S. 47). Helmold nennt I, 16 die beiden aufständischen Wendenfürsten *Mistivoi* und *Mizzidrag*, deren Namen er aus Ad. II, 40 entnimmt, und schließt daran die Geschichte von der Werbung des *Obotritenfürsten* um die Nichte des Herzogs; für diese hat er eine andere Quelle benutzt, in der nur von dem werbenden Sohne die Rede war. Diesen nennt er *Mistivoi*. Ist dies richtig, so muß der 967 genannte *Mistav* (= *Billug*) als der für den Sohn werbende Vater von diesem 988 auftretenden *Mistivoi* unterschieden werden, der sein Sohn und *Racco*s Enkel gewesen sein müßte. Allein *Billug*s Sohn heißt *Helm. I, 18 u. 14 Mistizla*, ein Name, mit dem man den Namen *Mistivoi* nicht wird identifizieren dürfen, wie *Belz, M. Jb. 61, Quartalb. 3, 30* thut. Beide Namen sind echt slavisch, *Mistivoi* bedeutet Städteeroberer (aus poln. *Miasto* = Stadt und *woj* Kampf, s. Note 10 zu *Kurze Thietmar II, 9*, und zur Endsilbe *woi* den Namen *Vortivoi I u. II* von Böhmen (*Cosmas v. Prag*), *Mistizlav* (= *Mistizlav*) ist zusammengesetzt aus *miasto* und *slava* (Ruhm, s. *Kurze Thietm. IX, 6* Note 6). *Mistivoi* und *Mistizlav* sind also zwei verschiedene Personen. Folglich muß Helmold sich entweder I, 16 oder I, 13 geirrt haben. Das wahrscheinlichere ist das erstere: Helmold wird den aus Adam entnommenen *Obotritenfürsten Mistivoi* dem werbenden Fürsten gleichgesetzt und diesen für den regierenden Fürsten gehalten haben, ohne zu beachten, daß bei Adam der Vater für den Sohn wirbt. Hier liegt also ein mißglückter Versuch Helmolds vor, zwei verschiedene Quellen, die bei Adam überlieferten Namen und die aus einer anderen Quelle entnommene Erzählung von dem werbenden Fürsten, zusammenzuschweißen, während I, 18 der Name *Mistizla* durch die Tradition überliefert war. Ist aber *Mistizla* der Sohn, dem die Braut bestimmt war, und *Mistivoi-Billug* dessen Vater, so erhebt sich die neue Frage, ob wir berechtigt sind, diesen *Mistivoi-Billug* dem 967 genannten *Mistav* gleichzusetzen oder ob dieser vielleicht *Mistivoi-Billug*s Vater war. Für die Gleichsetzung beider ist *Thietmar II, 9*, wo der *Mistav* des *Widukind Mistui* genannt wird, nur eine schwache Stütze, denn *Thietmar* zeigt sich hier über die Vorgänge des J. 967 schlecht unterrichtet: nach ihm hat Herzog Hermann nicht nur *Selbur*, sondern auch *Mistui* dem Kaiser zinspflichtig gemacht, während wir aus *Widukind* wissen, daß *Mistav* die Hilfe des Herzogs gegen *Selbur* anrief. Dagegen ergibt sich die Gleichung *Mistav* = *Mistui-Mistivoi* aus der Erwägung, daß einerseits *Mistav* im J. 967 eben erst zur Regierung gekommen war und andererseits *Mistivoi* schon sehr bald nach 968 regierender Fürst gewesen sein muß. Dies ist zu folgern aus seiner Ehe mit der Schwester des Bischofs *Wago*, die kaum nach 970 geschlossen sein kann, da *Hodica*, die Tochter aus dieser Ehe schon vor 983 *Abtissin* von *Mecklenburg* ward. Sie war freilich damals noch sehr jung, aber jünger als 10 Jahre wird sie doch schwerlich gewesen sein. Ueberdies hatte *Billug*, als er jene Ehe schloß, bereits einen erwachsenen Sohn, eben den *Mistizlav*, stand also schon in höherem Lebensalter, folglich ist unwahrscheinlich, daß er der Enkel und nicht vielmehr der Sohn des um 966 gestorbenen *Racco* gewesen sein sollte. Als Resultat ergibt sich also, *Billug, Mistav (967), Mistui-Mistivoi (982—84)* ist dieselbe Person, der Gatte der Schwester des Bischofs *Wago* und Vater des *Mistizlav* und der *Hodica*; er warb im J. 982 (vor dem Zuge nach Italien) für *Mistizlav* um die Nichte des Herzogs von Sachsen und war noch in den Jahren 983 und 84 (und noch mehrere Jahre später s. u.) regierender *Obotritenfürst*. — Dem *Mistizlav* sehe ich den bei *Thietmar VIII, 4* genannten *Mistizlav*, der im J. 1018 vertrieben ward, gleich (s. o. S. 98) und bediene mich, hier in Uebereinstimmung mit *Belz (a. a. O.)*, der durch den Zeitgenossen *Thietmar* und die o. a. Etymologie beglaubigten Namensform *Mistizlav*. — Zur Schilderung des Wunders beim Brande von *Danbury* bei *Thietmar* ist zu beachten, daß aus *Thietmars* Worten nicht hervorgeht, daß *Avico* von dem *Obotritenfürsten* auf den Feldzug mitgenommen war und als Augenzeuge berichtet; er kann nachträglich davon gehört haben. Die Geschichte von *Mistivois* Wahnsinn ist bei *Thietmar* erst später an den Rand geschrieben, und zwar nach dem neuesten

Herausgeber (Kurze, Separat-Ausg.) erst unter Heinrich IV. — Das zerstörte Laurentiuskloster zu Kalbe war ein Nonnenkloster und lag in Kalbe an der Milde, nicht an der Saale, s. Hauck, III, 143, A. 2.

4. 985–87, s. die Ann. bei W. S. 43; W. Giesebrecht, D. Kais. I^o, 865 läßt 986 die Liutigen fort. Thietm. IV, 8 (W. S. 47) geht über diese Feldzüge kurz hinweg und unterscheidet dabei die orientales Slavi von der occidentalis pars, erstere jedenfalls nicht die in Ostfachsen wohnenden Stämme wie in der Fußnote der Gesch. d. deutsch. Vorzeit^o W. 39, S. 91 behauptet ist, da die Bezeichnungen östliche und westliche offenbar in Beziehung auf einander gebraucht sind; die östlichen sind wohl die Böhmen, die westlichen die Obotriten und Liutigen.

5. Für die Vertreibung des Bischofs Folcward (Ad. II, 44, W. S. 47) ist kein bestimmtes Jahr überliefert, s. aber Hauck, III, 255. Die Beglaubigung der Kombination von der Vertreibung des Bischofs und den beiden Zügen der Sachsen mit dem Tode Mistinwois und der Aufhebung des Klosters Medlenburg liegt, wie ich meine, in ihr selbst.

6. S. Thietm. IV, 14. In hac (hieme) devicti sunt Slavi. Daß mit den Wenden Ende 995 oder Anfang 996 ein Friede geschlossen ist, geht aus den Ann. Quedl. 997 hervor: Slavi — pacis frogerunt pactum.

7. Palnatoke s. L. Giesebr. I, 220.

8. S. Vels, M. Jb. 61, Quartalber. 3, S. 34.

9. S. Ad. II, 37 (W. S. 53).

10. Daß die Liutigen Heinrich II. Tribut bezahlt haben, folgt aus Wipo, Gesta Chuonr. c. 6, wo es von Konrad II. bei seinem Königsritt 1024 heißt: Deinde a barbaris qui Saxoniam attingunt tributa exigens, omne debitum fiscale recepit, und d. Rythmus de obitu Ott. III. imp., abgedr. bei Dümmler, Anselm d. Peripatetiker, Halle 1873, benützt bei W. Giesebr. II^o, 28.

11. Stumpf N. 1540. Daß der Bischof wirklich in seine Diözese gegangen sei (L. Giesebr. II, 15), ist nicht anzunehmen, richtiger Hauck III, 629: Das Privileg hatte nur für die sorbischen Gaue praktische Bedeutung.

12. Landtage Thietm. VI, 21 (W. S. 55), ebendort auch die Hinrichtung der beiden Slaven und die Erneuerung des Verbots Christen an Heiden zu verkaufen.

13. Ad. II, 41 (W. S. 47). W. setzt Ad. II, 40–42 ums J. 990 und bringt sie mit der Verbreitung Folcwards in Verbindung; s. aber den o. A. 3 genannten Etlus von Usinger. Usinger hat allerdings für die Oldenburger Ereignisse, die er mit Recht von c. 40 trennt, das J. 990 nicht in Betracht gezogen, und es ist möglich, daß sie in dieses Jahr fallen. Mir scheinen sie besser zum J. 1018 (dem Wüten der Liutigen) zu passen.

14. S. L. Gies. II, 51; richtiger Usinger, S. II, B. III, 95.

15. Die Expedition des dänischen Königs Knud 1019/20 ins Wendenland (s. Henr Hunt., W. S. 61) bezieht L. Gies. II, 52. auf die Obotriten und meint, Knud wäre einer Aufforderung des Erzö. Unwan gefolgt (s. Ad. II, 53 Ac postmodum (nach 1019) coniunctus est archiepiscopo, ut ex sententia eius omnia doinceps facers maluerit. Allein daß der Hamburger Erzbischof den Dänenkönig zu diesem Eingriff in die Machtssphäre des deutschen Reiches aufgefördert, ist wenig glaublich. Das Mittel Unwans, um zur Wiederherstellung des status quo ante im Obotritenland zu gelangen, war die Beilegung des Zwistes zwischen dem Herzog und dem Kaiser (s. Ad. II, 46. u. 47. Anf. Das Ziel von Knuds Zug ist wohl weiter östlich zu suchen, s. Saxo p. 509 Slavias ac Sembiae (Samland!) ferrum inicere statuit.

16. Helmolds Bericht (I, 18) über diese Verhandlungen hat Schirren meines Erachtens mit Unrecht angetastet, hierzu stimme ich mit Wigger (M. Jb. 43, Quartalber. I, 85) überein.

17. Auch diesen Landtag hat Schirren angezweifelt (S. 53), ihm folgen Dehio I, Exc. XVII u. Breslau, Konr. II., B. II, S. 96, A. 2. Allerdings ist die Fälschung von dem Bischofsjuns (s. o. A. 27 zu Abschn. IV) auch in Helmolds Bericht über den Landtag eingedrungen, aber das ist noch kein zureichender Grund diesen ganz zu streichen. Ueber die Zeit s. W. Giesebr. II, 619.

18. Die adiacentes Slavi, die Wipo c. 2 bei Konrads Wahl erwähnt, sind jedenfalls weder Obotriten noch Liutigen, da beide Völker wohl tributpflichtig, aber keine Reichsangehörige waren. Gegen die Teilnahme der Obotriten spricht noch, daß Herzog Bernhard wahrscheinlich bei der Wahl nicht anwesend war (s. Breslau I, S. 12, A. 7). L. Giesebr. II, 62 meint, es seien Böhmen gewesen, aber die Anwesenheit Udalrichs v. Böhmen wird wenigstens nicht erwähnt. Es werden wendische Edle aus der Markgrafschaft Meissen oder der Altmark gewesen sein, s. Breslau I, S. 20. Noch anders Manitius, Gesch. d. sächs. u. sal. Kaiser S. 336, A. 2.

19. Konrads Verhandlungen mit den Slaven Anfang 1026 in Merseburg (Urf. 8/2, Stumpf 1879) oder schon vorher in Magdeburg (Urf. 5/2 St. 1871), f. Breslau I, 64. Letzteres ist wahrscheinlicher wegen der Lage von Magdeburg.

20. Verwandtschaft zwischen Knud u. Mieszko f. Thietm. VIII, 89, zw. Knud u. Udo f. Chron. S. Mich. Lüneb. SS. XXIII, 395 (W. S. 48 u. 67, N. 2) wo Gottschalk, Udos Sohn, materno genere Danus heißt. Zur Zeit Heinrichs II. scheint schließlich ein feindliches Verhältnis zu Knud bestanden zu haben: Papst hat dies (Forsch. z. d. Gesch. V, 859, N. 2) aus Ad. II, 54 fecit pacem geschlossen. Ist dies richtig, so muß der „Friede“ gleich in den Anfang von Konrads Regierung fallen, f. Richter, Annalen III, 1, 274 u. 307.

21. S. Ann. Hildesh. 1029. Die Stelle *et mentita est iniquitas sibi* bezieht sich wohl nicht auf die Nintzen, sondern auf Mieszko v. Polen, f. Manitius, Gesch. d. sächs. u. sal. Kaiser, 380 Anm.

22. Ueber die zeitliche Anordnung der Ereignisse in Bipo c. 88 Balth Forsch. III, 289, Breslau II, 150 N. 6 u. 481 u. 484, W. Giesl. II^o, 645, Richter, Ann. 302. Ueber Konrads Verfahren (den Zweitkampf) f. Breslau II, 96.

23. Zu den Feldzügen von 1033 u. 36 f. außer den Quellen bei W. nach Chron. Suev. univ. 1034. SS. 86. 88. XIII, 71 auch a. Schlusse der Eingelaudg. des Bipo (S. 77), Rud. Glab. IV, 8 SS. VII 68, Ann. Altah. maj. (f. darüber Breslau II, 217, N. 8) 1035 u. 36. Bonizo, lib. V. f. Bresl. II, 151, N. 2, Jaffe, Bibl. II, 577 jetzt auch Libelli de lite I, 568: *Luticlos adgressus bello prostravit et usque ad Bolla-grast* (vielleicht ist doch Belgard in Pommern (bei Kolberg) gemeint, doch ist die Richtigkeit der Nachricht dann anzuzweifeln, *lugens cogit*; Brief des Bisch. Azecho v. Worms an Erzb. Barbo v. Mainz, f. Ewald, N. Arch. III, 337, N. 62, Bresl. II, 217, N. 2 denkt an den Zug von 1036, aber auf diesen bezieht sich der Brief eines Ritters an Bisch. Azecho (f. z. B. W. Giesl. II^o, 718), Azecho nahm also an dem Zuge v. 1036 nicht teil, sein Brief wird mithin auf den v. 1035 zu beziehen sein. Daß Bipo selbst das von ihm angeführte Gedicht über Konr. II. verfaßt habe, ist eine Vermutung von Wattenbach, f. II^o, 18. Zeit des Zuges v. 1036 f. Richter, Ann. 310d. Daß der Tribut von Konr. nach f. Siege im J. 1036 erhöht wurde (W. Giesl. II, 306 u. a.), liegt nicht in Bipos Worten c. 88 *sic humiliavit eos, ut censam ab antiquis imperatoribus propositam et iam auctam Chuonrado imperatori postea persolverent*. Zieht man den Dativ zu *auctam*, so muß die Erhöhung schon vor dem Feldzug v. 1036 von Konr. eingeführt sein; zieht man den Dativ zu *persolverent*, was ich für richtiger halte, so ist Bipos Meinung, daß bereits ein früherer Kaiser (Otto I.?) den Tribut erhöht habe.

24. Ann. Hild. mai 1039.

24. Gottschalk ist im Frühling des J. 1029 zu Knud gegangen, f. W. S. 67., Udos Ermordung, Gottschalks Flucht, Rachezug und Gefangenschaft fallen also in den Winter 1028/29. Mit W. stimmt Breslau, Konr. II. S. II, S. 93 überein.

26. Ueber Gottschalk den Gotenbischof f. Ad. II, 62 u. 64, die Ann. W. S. 67 u. Bresl. II, 93, N. 3.

27. Ob sich der ganze Stamm der Obotriten an Gottschalks Rachezug beteiligte oder nur einzelne Scharen sich ihm anschlossen? Das zweite sagt Hel-mold (*congregata multitudino latronum*), der aus der holsteinischen Tradition schöpft, das erste scheint der Sinn von Adams Worten zu sein: *eo commisit Winulis. Quorum auxilio* —, was auf Verhandlungen mit der Landesversammlung der Obotriten deutet. Doch schließt auch Adam aus, daß die Obotriten ihm als Fürsten gehuldigt hätten, f. *Hunc quasi principem latronum*. Nach Hel-mold soll sich der Raubzug sogar über Ditmarschen erstreckt haben, was offenbar über-trieben ist, f. Breslau II, 92, N. 2. Daß Gottschalk auch Kirchen zerstört habe, sagt ausdrücklich nur das Chron. mon. Lüneb. SS. XXIII, 395 (auch W. S. 48), eine allerdings späte Quelle, in der auch der Charakter des Zuges als eines Rachezuges vermischt ist, doch ist es an sich glaublich, da die Wenden, selbst wenn Gottschalk es gewünscht hätte, schwerlich die Kirchen verschont haben würden.

28. f. Grünhagen, Adalbert, Erzb. v. Hamb. Leipzg. 1864, S. 81.

29. Hústarle f. Saxo X, 524, Dahlmann, Gesch. v. Dänem. I, 146.

30. Daß Gneus u. Anatrog Seiden waren, sagt Adam II, 64, wo er sie mit Udo zusammenstellt (also vor 1029), II, 69 heißt es von Anatrog, *Gneus u. Natibor pacifice ad Hammaburg venientes duci ac praesuli* (d. i. dem Erzbischof) *militabant*, letzteres setzt doch wohl die Befehung voraus.

31. Ad. begründet II, 76 die *magna potestas* des Natibor mit dem Sage: *Habuit enim filios octo, principes Sclavorum*, daraus folgt, daß sie Anteil an seiner

Macht gehabt haben müssen, s. auch *L. Gies.* II, 82, der aber zu weit geht, wenn er auch die vier wilzischen Völkerschaften dem Ratibor unterstellt.

32. s. *L. Gies.* II, 80.

33. Adam II, 75 läßt König Magnus forto bei Schleswig landen, was wohl nicht „zufällig“ bedeuten soll, sondern „gerade“ wie auch Laurent überseht; hiermit stimmt Saxo p. 343, der genauere Einzelheiten beibringt. Ueber die Wenden ist Saxo schlecht unterrichtet, er behauptet, Ratibor hätte den Zug nach dem Tode (?) seiner 12 (!) Söhne unternommen. Ueber Ort u. Zeit der Schlacht s. *W. S.* 75, A. 4. u. Steindorf I, 276. Eine Gewähr für die Wichtigkeit der isländischen Darstellung von der Vorgeschichte der Schlacht (s. *W. S.* 74 u. 75) liegt darin, daß Herzog Ordulf in ihr mehr hervortritt als Magnus, während doch sonst, wie z. B. hier in der Beschreibung der Schlacht selbst, die Isländer die Thaten der nordischen Könige zu übertreiben geneigt sind. Mindestens die Teilnahme des Herzogs darf man durch sie als verbürgt ansehen, obgleich weder Adam noch Saxo etwas davon wissen.

34. Ein anderes wunderbares Omen s. b. Saxo

Zu Abschnitt VI. 1. Die Sage von Gottschalks Belehrung s. Helm I, 19 und dazu Schirren S. 118, Dehio I, 184, Breslau, Konr. II, II, 92, A. 2.

2. Ueber Gottschalks Rückkehr u. ihre Zeit s. *W. S.* 78. Gegen die Wichtigkeit von Saxos Behauptung, Gottschalk habe Sven während dessen unglücklicher Kämpfe mit Magnus im Stiche gelassen (*desectorem agere non erubuit*) spricht Gottschalks späteres gutes Verhältnis zu Sven. Wenn er überhaupt unter Sven gedient hat, so wird er ihn nicht ohne dessen Einwilligung verlassen haben. Stein (Pr. S. 14) urteilt: Gottsch. verließ Sven, als der Wendensieg des Magnus die Aussichten Svens erheblich verdüstert hatte. Steindorf I, 280, A. 2. findet G. 3 Dienstzeit bei Sven überhaupt nicht glaubwürdig, weil Adam, der doch den König Sven kannte, sie unerwähnt ließ. Doch wird darauf kein allzu großes Gewicht zu legen sein, ebenso wenig auf Adams Worte II, 75, Gottsch. sei nach dem Tode von Knuds Söhnen ab Anglia rellens ins Slavenland gegangen; es wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß Gottsch. sich in der Zeit zwischen dem Tode Hördeknuuds (8. Juni 1042) und dem Falle der Söhne Ratibors vorübergehend bei Sven aufgehalten hat; doch war dieser im J. 1048 nicht in der Lage ihn mit Truppen zu unterstützen, da er nach der großen Wendenschlacht vor Magnus nach Schonen entweichen mußte. Da nun aber sowohl Adam als Saxo betonen, daß Gottsch. das Slavenland mit Waffengewalt erobert hat, so bleibt, wenn man nicht, wie Wigger als möglich hinstellt, die Eroberung erst nach 1047 (Magnus †) ansehen will, was sich indessen weder mit Adam noch mit Saxo vereinigen läßt, kaum etwas anderes übrig, als die Annahme, der Sachsenherzog habe ihn unterstützt.

3. Ausdehnung von Gottschalks Herrschaft s. Ad. III, 19; Schirren (S. 118) hält ihn, ohne seine Ansicht zu begründen, für „einen Fürsten der Elbflaven, am ehesten der südlichen Polaben!“ Sigrid, Tochter Svens pellico orta proditur, s. Saxo XI, 557; Ad. III, 18 nennt den Vater nicht. Helm I, 19 scheint sie für eine Tochter Knuds zu halten. S. noch *W. S.* 80 A.

4. Daß auch Gottschalk Tribut zahlte, hat *L. Gies.* II, 86 aus Ad. III, 22 erschlossen.

5. s. Steindorf I, 286. Dehio I, 186 vermutet, daß durch diesen Feldzug der Kutjische (?) Stamm der Vinonen (s. Ad. III, 19) Gottschalks Herrschaft unterworfen sei.

6. s. Ad. III, Schol. 71 (*W. S.* 81).

7. s. zu den Stellen bei *W. S.* 81 nach Ann. Altah. mai. 1056, u. Ann. S. Pauli Virdun. 1056, SS. XII, 500.

8. Festung auf dem Süllberg s. Ad. III, 25 (*W. S.* 82) Steind. II, 42, Dehio I, 222.

9. Zum Circipanerfeldzug s. Steindorf II, 191, der Adam folgt, Stein S. 16 giebt mit Recht Nelmold den Vorzug, da auch Adam die Kessiner neben den Circipanern als Unterthanen Gottschalks nennt, was beide Stämme vermutlich doch erst infolge dieses Feldzuges geworden sind. — Was die Veranlassung und die Zeit des Feldzuges betrifft, so hält ihn Meyer v. Knonan I, 411 für einen Vergeltungszug für die Niederlage der Sachsen vom J. 1056, was unmöglich ist, da grade die entfernteren Wilzenstämme die mit Hilfe der näher an der Elbe wohnenden bekämpften Gegner sind. Sehr beachtenswert ist Stein S. 16, A. 6.: „die Schwächung der südlichen Kutjigen (durch den Zug der Sachsen 1057)

benutzten die Chigginen, die Hegemonie der Redarier abzuschütteln. Erwähnt sei hier auch die Vermutung von Stein (S. 16), daß Gottschalk bei diesem Feldzuge durch die dänische Flotte unterstützt sei, die seit 1053 unter Jarl Hakon gegen die Piraten in der Ostsee kreuzte, f. Hist. Har. 67 (W. S. 81).

10. Schenkung von Raseburg f. M. Urk. I, 27. Stumpf 2807, ber aber unter dem Otto dux falsch Otto von Bayern versteht. Meyer v. Ronau I, 203 u. vor ihm schon Bath, Verfg. V, 144 u. VII, 89 (der mit Unrecht die Worte vel etiam nomine in vel etiam nunc emendiert) haben den Passus vom limas falsch verstanden, er bezieht sich nicht auf die Elbe (M. v. Kn.), sondern auf die alte Sachsen-grenze, bei Ad. II, 15 b. f. Sangert, Pr. v. Oldesloe, 1898, S. 16. u. oben Abschn. II., A. 22. Ueber die Motive Adalberts bei dieser Schenkung f. bes. W. Gies. III^a, 88 u. Dehio I, 226.

11. Abbelin war wahrscheinlich 1049 in Mainz f. Steindorff II, 94 A. 6. Ueber die Zeit der Einsetzung f. Dehio, I, Krit. Ausf. XIX (2. Hälfte der 60er Jahre), dem auch Steindorff II, 209 A. 1 beitrifft. Anders Stein S. 18. Ich stimme Dehio in Bezug auf die Urk. v. 1062 bei. Die Bischöfe f. Ad III, 20 (W. S. 84). Ueber den Patriarchatsplan f. bes. Dehio I, 208.

12. Der Sinn der Worte Adams III, 19 ea, quas mystice ab episcopis dicebantur vel presbyteria, ipse capiens Sclavanicis verbis reddere planiora ist nicht ganz deutlich. L. Gies. II, 88 bezieht sie auf die Worte und Ceremonien der Messe, Hauck III, 656 auf die damals übliche, aber den Wenden schwer verständliche allegorische Schriftauslegung.

13. S. Ad. II, 18 u. 19 (W. S. 80 u. 88). Adam nimmt an, daß unter Otto I. sämtliche Wenden der Hamburger Diocese das Christentum bereits angenommen hätten, und schlägt Gottschalks Erfolge geringer an, als die Ottos I. Die Zahl der Stiftungen Gottschalks läßt eher darauf schließen, daß ihm die Belehrung in weiterem Umfange gelang als Otto I. Sehr bezeichnend für Adams Neigung zur Uebertreibung, die Schirren (S. 114) mit Recht tadelt, ist, daß Adam unmittelbar auf die Mitteilung, Gottschalk habe etwa den dritten Teil der früher Abgefallenen belehrt (also waren doch noch zwei Drittel Heiden) den Satz folgen läßt: Igitur omnes populi Sclavorum, qui ad Hammaburgensem respiciunt dyocesium, sub illo principe christianam fidem coluerunt devote.

14. Das die bei caesa Ad. III, 50 erklärte M. v. Kn. II, 518 A. 46 gezwungen örtlich als einen weithin ausgebreiteten Staupenschlag.

15. Die Verwüstung Hamburgs schon 1063 ist aus Ad. III, 50 zu schließen. Schleswig f. Schol. 82. u. Schirren, S. 124.

16. Ueber Crutos Heimat und Stammbaum f. Weyer, M. Jb. 13, 1 und gegen ihn Wigger Jb. 50, 122. Ich halte ihn für einen Wagrier. S. die beiden Stellen, auf die H. v. Bresla (Zeitschr. d. Ver. f. Lübed. Gesch. B. 4, S. 51) zuerst aufmerksam gemacht hat, Chron. Holzat. SS XXI und Cornelli Hans. chronol., wonach Slavina, Crutos Gattin, die aus Pommern stammte, ihrem zweiten Gemahl Heinrich castrum Plone et terram Wagirorum, offenbar Crutos bisherigen Eigenbesitz, mit in die Ehe brachte. Damit stimmt, daß Wagrien stets Crutos Wohnsitz gewesen ist, was bei den bisherigen Obotritenfürsten niemals der Fall war, daß auch nach Helm. I, 34 Heinrich durch Crutos Tod zuerst nur in den Besitz von Wagrien kommt (f. d. Worte: et obtinuit principatum et terram. Occupavitque munitiones, quas habuit ante Cruto und im Gegensatz dazu Audientes igitur universi Sclavorum populi, hii videlicet, qui habitabant ad orientem et austrum etc., womit die Obotriten und Polaben gemeint sein müssen) und endlich, daß noch im J. 1150 Rochel de semine Crutonis (Helm. I, 69) in Wagrien bei Oldenburg als princeps terras neben Heinrichs Neffen Pribislav schaltete, was sich dadurch erklärt, daß Heinrich seinen Stiefsohnen einen Teil der Güter Crutos wieder zurückgab. Ähnlich schon Wigger Jb. 50, 126: „der Sitz seiner Macht war jedenfalls Wagrien.“

17. Grenzcastelle Ann. Corbeiens. SS. III, S. 6., Feldzug Burchards Compil. Sanbl. 1067 SS V, 273 u. Ann. August. 1068 SS II, 128. Ueber Burchard f. Sellin, Pr. Schwerin 1870. Meyer von Kn. I, 585 erklärt die Nichtbeteiligung des Königs an W's. Zug aus seiner andauernden Kränklichkeit.

18. 1069 im Anfang des Jahres f. M. v. Kn. I, 610, A. 3. Den eingehendsten Bericht haben d. Ann. Altah. maj. 1069, f. noch Ann. Weissomb. 1069. (Lamperti opera S. 53), Compil. Sanbl. 1069 SS V, 274, Sigeb. chron. 1069 SS VI, 362. W. Gies. III, 145 vermutet: „Vielleicht war es eine Folge des glücklichen Zuges, daß Buthue, Gottschalks Sohn, einen Teil der väterlichen Herrschaft zurück-erhielt.“ Allein der Feldzug war gegen die Lütizigen gerichtet.

19. Klage der Sachsen Lamp. 1073 p. 196, f. dazu Richter III, 2, 123; Verhandlungen mit den Liutigen Lamp. 202, 224, 233; Bruno, De bell. Sax. c. 32 u. 36. u. M. v. Ru. II, 286 u. 810, Richter III, 2, 1371. Abweichend Stein, Pr. S. 25. Zug des J. 1076 f. Ann. Yburg. SS XVI, 486.

20. Der Wiederaufbau v. Hamburg ist aus der 2. Zerstörung im J. 1072 zu schließen. Herz. Ordulf, Butue u. Heinrich, Ad. III, 50; zu dem Ausdruck *interque magno Slavie excidio genitus* f. Schirren S. 126. Die Verwüstung von Hamburg 1072 sehe ich mit L. Giesebr. II, 114, B. Giesebr. III, 171 u. Dehio I, 277 gegen Richter III, 2, 92 A. 1. u. M. v. Ru. II, 148 vor den Tod des Erzbischofs: Adams Ausdruck *omnia mortem episcopi portendebant* (III, 63.) läßt nach meiner Ansicht keine andere Auffassung zu. Daß aber auch die zweite Ausplünderung (bis nicht zum zweiten Mal, wie Richter will, sondern zweimal) vor Adalberts Tod fällt, ist mir zweifelhaft. —

Nach den Notae Weissenb. SS XIII, 47 geschah eine kirchliche Weihe in diesem elsäss. Kloster 1072 per manus Erenfredi Antiquae civitatis venerabilis episcopi, gleichfalls ein Zeugnis für die Verödung des Bistums Oldenburg.

21. Helm. I, 25 u. 26, S. v. Bresla, S. 33. Meyer v. Ru. II, 149 u. Exc II.

22. Helm. I, 26.

23. Niemars Antwort in Nürnberg f. Cod. Udar. Jaffé. Biblioth. V, R. 44, S. 95. Niemar hatte allerdings eine Interesse daran, sich der Synode zu entziehen, da sie die Unterwerfung des deutschen Episcopates unter den Papst und seine hierarchischen Forderungen bezweckte, aber er konnte doch nur so sprechen, wenn die wendischen Bistümer seiner Diocese als nicht mehr vorhanden angesehen wurden, und fand auch, soviel bekannt ist, keinen Widerspruch.

24. Crutos Tod f. Helm. I, 31 und die beiden schon A. 16 angef. Stellen

25. Helm I, 34.

26. Cornel. Hamsf. (f. über ihn Langebeck, Script. rer. Danic. I, 266) setzt Heinrichs Rückkehr ins J. 1098, Crutos Tod ins J. 1105; die Schlacht bei Schmilau würde dann etwa ins J. 1106 fallen. S. aber L. Gies. II, 187, A. 2. Die Kombination von Helm. I, 34 (Schl. bei Schmilau) mit Ann. Hildesh. 1093 (Wendenzug des Herzogs Magnus) finde auch ich überzeugend. Die Gegner des Herzogs Magnus vom J. 1093 können nur aus Crutos Reiche stammen, da die Liutigen überhaupt nicht zum Amtsgebiet des Herzogs gehörten. Wenn aber Cruto eine solche Niederlage erlitten hätte, wie wir nach den Annalen annehmen müssen, so hätte das gewiß auch für Holstein Folgen gehabt, und Helmold würde nicht schlechtweg behaupten (I, 26), daß alle Holsteiner *durissimum servitatis iugum portaverunt omni tempore Crutonis*.

27. Helm. I, 34. Lage von Alt-Lübeck f. Brehmer, Zeitschr. d. Ver. f. Lüb. Gesch. V, 1

28. Helm. I, 34 u. 36.

29. Annal. Saxo 1100 u. 1101 (SS VI, 733); Annal. Hildesh. 1100, Annal. Rosenf. 1101, SS. XVI, 102.

30. Helm. I, 37. L. Gies. II, 194 setzt diesen Krieg, den Helmold nach seiner leidigen Gewohnheit ohne Zeitbestimmung erzählt, erst ins J. 1112, dafür spricht die Reihenfolge der Kapitel bei Helmold, doch ist aus diesem Jahre von einer Empörung der Liutigen sonst nichts bekannt, dagegen fügt sich Helmolds Erzählung sehr gut in die Ereignisse des J. 1100, f. v. Bresla, S. 57.

31. Annal. Patherbr. (Chron. reg. Col., Ann. Hildesh. Annal. Saxo) 1110 Helm. I, 35.

32. Saxo Gr. XIII, p. 618.

33. Die Rügener unter König Erich f. Saxo XII, 600 *Rugiae vectigalis a se factae procuracionem*; die Rüg gegen Heinrich Helm. I, 36. Die Zeit wird annähernd dadurch bestimmt, daß nach Helm. Graf Adolf schon Holstein besaß, es war also nach 1110.

34. Zu Heinrichs Sieg über Riels und d. folg. Ereignisse f. Saxo XII, 618—22.

35. Knud Herzog von Schleswig 1115 f. Ann. Ryens. Langeb. I, 369, Chronolog. Lang. II, 521 u. Annal. Nestved. SS. XXIX, 219; nach Ulfinger, d. dän. Annalen S. 79 u. 85 stammt die Zahl aus den verlorenen Ann. Lund. major. Die Annal. Lund. SS. XXIX, 204 haben 1109. S. noch Saxo XII, 623 u. Suen. Agg. SS. XXIX, 34 c. 7, Helm. I, 40 u. hierzu Dahlm. I, 219.

36. Saxo XII, 623 ff. Gegen Waik (Note zu SS. XXIX, 72) glaube ich den Krieg zwischen Heinrich und Knud nicht anzweifeln zu sollen, wenn auch Helmold ihn — wie übrigens auch die Landung der Dänen bei Lütjenburg — übergeht. Aber in den Einzelheiten ist auch hier, wie in der gesamten Geschichte vor seiner Zeit, kein Verlaß auf Saxo. Unglaublich ist seine Behauptung, daß

Knud von Heinrich zu seinem Erben ernannt sei. Sie widerspricht den That-
sachen (s. d. Darstellung) sowie auch der wendischen Sitte des, wenn auch
beschränkten, Wahlrechtes. Auch die Auffassung Saxos von Heinrichs Verhältnis
zum deutschen Reich (s. p. 628 ad gerenda cum Teutonibus bella, quibus precipue
Solavia vexabatur) ist für diese Zeit falsch; richtiger sagt er auf einer anderen
Stelle, Kaiser Lothar sei der Lehnsherr der Wenden gewesen (quod Solavia in
eius beneficio reponi videretur). Vielleicht ist Knuds Geschenk an Lothar (equum
calceos auro confluxum muneris loco transmittit), das er ihm als Herzog von Schleswig
zur Anbahnung nachbarlicher Freundschaft zugesandt haben mag, der richtige
Kern, um den sich jene Fabeln angelegt haben.

37. Zum Feldzug von 1114 s. Annal. Saxo u. Annal. Corbey (Chronogr.
Corb.) 1114 (s. B. S. 144). Auf die im Text dargestellte Art sind m. E. die
beiden Quellen unter sich und mit Holm. I, 38 (Ausdehnung von Heinrichs
Herrschaft über die Circipaner und Pommern) zu combinieren. Eine Ver-
wechslung des Markgrafen mit dem Obotritenfürsten Heinrich in den Corbejer
Annalen anzunehmen, wie L. Gies. II, 198 thut, ist sehr gewagt gegenüber ihrer
Berufung auf die beiden Augenzeugen, die durch die guten topographischen
Nachrichten über das Circipanerland beglaubigt wird. Was an der Scene
zwischen den Circipanern und Lothar richtig ist, lasse ich dahingestellt. Hier
können schon den beiden Ministerialen, die nicht grade diese Scene selbst mit-
angesehen haben werden, entstellte und übertriebene Gerüchte darüber zu Ohren
gekommen sein. — Gefangenschaft Bartislav s. Ebo III, 6. Daß Vorpommern
unter Heinrich stand, legen schon die späteren Feldzüge gegen Rügen nahe, wo
sich Heinrichs Truppen erst bei Wolgast sammelten.

38. Annal. Saxo 1118 u. 1116.

39. Ann. Patherbr. (Annal. Saxo) 1121.

40. S. Holm. I, 86 und I, 49. Helmold sagt von Heinrich (I, 86): *vocatus
que est rex in omni Sclavorum Nordalbingorum provincia*; hiermit meint
er nicht bloß Bagrien (Debio I, 86 u. Ann. S. 8), sondern die sämtlichen kurz
vorher aufgezählten nördlich und östlich der Elbe wohnenden Slavenstämme.
Was den Königstitel betrifft, so wird er Heinrich auch in einer Urkunde Konrads III.
(M. Urk. I, 36.) beigelegt, freilich ist deren Echtheit angezweifelt (s. Schirren
S. 224 u. Bernhardt, Konr. S. 70, N. 1), s. aber Böhmer, Bielein S. 46 ff.
Auch im Lüneburger Necrologium heißt Heinrich (s. M. Urk. I, N. 29 auch im
Chron. monast. s. Mich. s. d. Note dort) *rex Sclavorum*, und wenn auch diese
Eingzeichnung erst von einer Hand des 18. Jahrhunderts geschrieben ist, so muß
sie doch auf eine gleichzeitige Aufzeichnung zurückgehen. Dazu kommt, daß
weder Gottschall noch Cruto noch Niclot noch irgend ein anderer der Fürsten
seit Racco rex genannt wird, Niclot erst von Ernst von Kirchberg, aber noch
nicht in der Doberaner Generalogie s. M. Zb. 50, S. 129 Ann., bei Helmold
heißt er das erste Mal *maior*, nachher stets *princeps*, so heißen auch Gottschall
und Cruto; andere Titel sind *regulus*, *dux*, *satrapa*, *senior*; *rex* kommt in der
Karolinger-Zeit vor und noch einmal Ann. Aug. 931. Freilich legt die *Vita
Canuti* (SS. XXIX. 14) Knud Laward die Worte in den Mund: *Sclavia nec
regem habuit nec michi commissa me regem vocavit. Usuali quidem locacione —
„kneze“ quemlibet vocare consuevit, hoc est dominus*, nimmt also nicht nur für
Knud, sondern auch für dessen Vorgänger den Königstitel ausdrücklich in
Abrede, dem gegenüber ist jedoch die Tendenz der *Vita* zu beachten, die
ihren Helden gegen den Vorwurf der Anmaßung in Schutz nehmen will,
und zweitens ist nicht anzunehmen, daß ihr Verfasser über Heinrichs Titel
besser Bescheid gewußt hat als Helmold oder der Lüneburger, der die erste
Eingzeichnung nach Heinrichs Tode machte. Das aber klingt in den Worten
der *Vita* sehr glaubwürdig, daß Knud wie sein Vorgänger von den Wenden
selbst nicht mit dem Königstitel, sondern mit ihrem nationalen Titel *kneze*
angeredet wurden. Insofern würde also Helmold sich irren, der eben dies
behauptet, daß Heinrich von seinen wendischen Untertanen König genannt wäre.
Wenn aber der Titel nicht von den Wenden herrührt, so muß er von den
Deutschen herrühren, und Lothars Verhalten gegen Knud Laward legt die Ver-
mutung nahe, daß er selbst es war, der den Titel aufbrachte. An eine förmliche
Verleihung des Königstitels an Heinrich, wie sie bei Knud Laward anzunehmen ist,
darf man nicht denken, da zu einer solchen Herzog Lothar nicht das Recht hatte,
auch wird der Titel nicht stehend gebraucht, Helmold nennt Heinrich auch *princeps*,
nicht nur I, 33, als Heinrich erst im Emporkommen war, sondern auch später,
s. I, 38 (zweimal *princeps* und zweimal *rex*) I, 46 (einmal *princeps* und einmal *rex*)
I, 44 und I, 57; der Königstitel steht außer I, 36 und den schon angegebenen Stellen
noch I, 41. Wichtig ist noch I, 49, wo es von Knud heißt: *emit regnum Obo-*

tritorum, omem scilicet potestatem qua preditus fuerat Heinricus. Et posuit imperator coronam in caput eius, ut esset rex Obotritorum.

41. Abweichend von L. u. B. Gies. (f. Wend. Gesch. II, 198 u. Dtsche. Kaiserz. III, 869 u. 1218) setze ich diese Feldzüge gegen Rügen (Helm. I, 88) nicht in die Jahre 1113 und 1114, (Heinrichs zweiter Zug mit Lothar = Lothars Zug gegen Dumar und die Rügenger) aus folgenden Gründen: 1) der Kampf mit den Rügengern 1114 findet auf dem Festlande statt (f. principem Rugianorum ad se in bellum venientem), Helm. I, 38 zieht Lothar auf die Insel hinüber. 2) 1114 ist der Ausgang für Lothar günstig, bei Helmold nicht. 3) Nach Helmold ist Heinrich bald nach dem Feldzuge gestorben, Heinrichs Todesjahr aber ist, was L. Giesebr. noch nicht wußte, nicht 1119, sondern erst 1127 (f. u. A. 46), daraus ergibt sich die Gleichsetzung von Heinrichs zweitem Feldzug gegen Rügen mit der erfolglosen Expedition Lothars gegen die Wenden, die Annal. Saxo 1125 n. Annal. Palidens. SS. XII, 77 erwähnt wird. So schon Wendt, Germ. I, 84.

42. Tod Meinfrieds Ann. Magdeb. 1127, Mitilind Ebo. III, 3 u. 4, f. noch Heinemann, Albrecht d. Bär S. 96 u. 338, A. 4, Bernhards S. 154.

43. Nach Ebo III, 5 trifft Otto v. Bamberg 1128 Demmin in kriegerischer Erregung, man besorgte einen Angriff der Liutigen, quorum civitas cum fano suo a gloriosissimo rege Lothario zelo iustitias nuper igni erat tradita. Ich folge wegen nuper und rex und der im Sommer 1128 noch fortdauernden Erregung der Liutigen Bernhards (S. 158 u. A. 19), der diesen Zug erst Anfang 1128 setzt.

44. f. Ebo III, 4 u. 5.

45. Ueber Vicelin f. Helm. I, 41, 42—46, Versus de Vicelino u. Epistola Sidonis in d. Quellenammlung z. schlesw.-holst. Gesch. I, 174. Bernhards S. 387 teilt Schirrens Zweifel über B.'s Jugendgeschichte bei Helmold, m. G. mit Unrecht, da sie doch sehr individuelle, durchaus glaubwürdige Züge enthält; f. auch Regel, Helmold und f. Quellen, Diss. Jena 1883, S. 38 ff., Wigger a. a. O. S. 53 u. Böhmer.

46. Heinrichs Tod ein gewaltsamer? f. Chron. monast. S. Michael. f. M. Urkb. I, 29: Occisus est etiam Henricus rex Slavorum, etc. Der Todestag f. ebendort das Necrol. Lun. Das Jahr 1127, schon früher von Jaffe, Kais. Lothar (1843) S. 284 gefunden, ist sicher gestellt durch eine Urkunde, die Schirren (Ztschr. d. Ges. f. Schl.-Holst. Gesch. V, 8, S. 309) veröffentlicht hat. S. das weitere bei Regel, S. 41, Salow, Pr. S. 5, A. 15.

47. Helm. I, 46 u. 48.

Zu Abschnitt VII. 1. Niclots Herkunft f. gegen Beyer M. Jb. 13, 1 Wigger Jb. 50, 122.

2. Knud Lawards Belehnung und Königstitel f. Helm. I, 49 u. 50, Reich. Jb. f. Schlesw.-Holst. 10, 208, Dehio II, 28 u. 31. Bernhards, Lothar S. 394, A. 28, meint, die corona regis bei Helmold solle nur die Herrschaft bedeuten (f. auch A. 30 u. S. 398, A. 34), aber warum sagt Helmold nicht corona principis? Zur Beurteilung der von Bernhards gegen den Königstitel ins Feld geführten Stelle der vita Canuti (f. o. VI, A. 40) ist zu beachten, daß sie die Verleihung der Krone durch Lothar und die Scene in Schleswig (Helm. I, 50), von der sehr glaubwürdig ist, daß Knud dort die Krone getragen und dadurch die Eifersucht seines Oheims und Veters erregt hat, ganz übergeht.

3. Helm. I, 49 u. 50; Saxo 636—640.

4. Helm. I, 52.

5. Feldzug gegen die Dänen Helm. I, 50 u. 51, Saxo 645—47, Annal. Patherbr. 1131, hier auch der Wendensfeldzug. Besuch Lothars in Segeberg f. Helm. I, 53, Ann. Stad. 1134 und dazu L. Gies. II, 350, Bernhards, S. 405, A. 57 (Anordnung des Baues v. Segeberg schon 1131). Dagegen Böhmer, S. 43 u. 101 (1132 u. 1134). Urk. Adalberos f. Hamb. Urk. I, N. 153 u. Böhmer, S. 83.

6. S. Heinem. S. 106 u. Zisch. M. Jb. II, 98; III, 151 u. V, 255.

7. Züge Albrechts 1136 u. 37 f. Ann. Patherbr. Urk. Lothars v. 16. Aug. Stumpf. 3324 u. dazu Heinem. S. 344 u. Bernh. S. 606.

8. 1138 f. f. Helm. I, 54—56, Ann. Hamb. (SS. XVI) 1138.

9. Helm. I, 56—58. Ann. S. Disibod. 1142 SS. XVII, 28 u. d. a. Stellen bei Bernh. Konr. S. 278, A. 42. Genaueres über die Colonisation von Bagrien f. Bernhards, R. S. 319.

10. Pribislav nach 1142 f. Helm. I, 82 und 83; Rochel Helm. I, 69.

11. Helm. I, 57.

12. Saxo 672 Piraterien.

18. Ueber den Kreuzzug im allgemeinen s. 2. Giesobr. III, 29, Wigger, Berno 51. Heinemann, S. 167 u. 870, 23. Gies. IV, 299 u. 488; Bernhardi, Konr. III, 591—578.

Kreuzpredigten s. Otton. Fris. Gesta I, 85—42 Bern. vita VI, 1. c. 4 (s. Bernh. Konr. S. 531) Entschluß der Sachsen Otton. Fris. S. 1, 40; Cont. Gembl. 1148 SS. VI, 392 (Bernh. S. 548 u. 549, N. 80) Otto v. Fr. sagt ausdrücklich, daß die Sachsen sich geweiht hätten ad Orientem proficisci und das Kreuz nur genommen hätten, um die Wenden anzugreifen, also ist die Darstellung Bernhardis (S. 548) nicht ganz korrekt: Ein anderer Teil der Kreuzfahrer (dies waren sie noch nicht, sie wurden es erst durch das wendische Kreuz), hauptsächlich Sachsen, wünschte den Zug ins heilige Land überhaupt aufzugeben und dafür die Bekehrung der heidnischen Slaven zu unternehmen.“ Das Abzeichen der Wenden-Kreuzfahrer s. Otton. Gesta I, 40 u. Ann. Stad. 1147 SS. XVI, 827.

14. Sendschreiben s. M. Urk. I, N. 43 u. 44.

15. Graf Adolf u. Niclot Helm. I, 62, 63 u. 64.

16. Teilnehmer u. Stärke der Heere s. Ann. Magdeb. 1147, Helm. I, 62; Cas Monast. Porrihus. SS. XX, 674 (Bernh. 564, 2), die Böhmen Vinc. Prag. 1147, Abt Wibald s. Brief, M. Urk. I, 46.

17. Zeit des Aufbruches s. Bernh. S. 570, N. 18. Vorher (Anfang Juni 1147) wurde noch ein Tag in Germerzleben gehalten s. Bernh. S. 565 u. N. 6.

18. Zug Albrechts des Bären s. Helm. I, 65, Vinc. Prag. 1147 (Stettin), Ann. Magdeb. 1147. Der hier genannte Ort (Malchon) ist jedenfalls nicht Malchin (Herz M. G., Heinemann, S. 371), sondern Malchow (s. B. Ann. S. 118a, 126a u. M. Jb. 28 S. 57, Anm. 1), woran Bernhardi mit Unrecht zweifelt (S. 576, N. 86).

Nach Wehrmann) Pommersche Monatsblätter 1698, N. 6 hätte Wartislaw von Pommern, der in den Quellen 1128 erwähnt wird, und dessen Bruder der 1185 zuerst erwähnte Ratibor war, 1147 noch gelebt und die Verteidigung von Demmin geleitet, eine Annahme, die aber an dem allgemein gehaltenen Ausdruck principes Slavorum in den Annal. Palid. (SS. XII, 82) nur eine schwache Stütze findet, obgleich auf der anderen Seite auch nichts gegen sie spricht.

Rückkehr Wibalds in nativitate beatae Mariae d. i. den 8. Sept. s. Brief M. Urk. N. 46.

19. Die Lage von Dobin hat Bischof (M. Jb. V, 121 u. VII, 174) m. G. überzeugend richtig bestimmt. Bernhardi S. 566, N. 8 verweist auf die Insel Dieps im Wismarschen Meerbusen und sucht mit Lappenberg (Note zu Helm. I, 62) die Feste an der Küste der Dieps gegenüber, mit Unrecht; denn dann hätten die Dänen ihre Flotte in unmittelbarer Nähe gehabt, und der Ueberfall der Rügener wäre nicht möglich gewesen.

20. Verlauf der Belagerung Helm. I, 65, Saxo 676—77.

21. Mißlingen des Zuges s. 3. B. Otton. Fris. Gesta I, 47 Saxones vicinas gentes aggressi principibus inter se discordantibus, ad propria remeaverint, Brief Wibalds, Ann. Palid. 1147 (SS. XII, 82) u. die a. Stellen bei Bernhardi S. 578.

22. Jüge Heinrich des Löwen nach 1147 Helm. I, 68. Niclots Gefangenschaft s. Helm. II, 2; sie könnte auch ins Jahr 1158 fallen, doch scheinen die Worte, die Helmold dem Wertislaw 1164 in den Mund legt, auf eine Erinnerung aus fernerer Vergangenheit hinzuweisen. Wiederherstellung der Freundschaft zwischen Niclot und dem Grafen Adolf von Holstein Helm. I, 66.

23. S. Schutzbrief v. Havelberg M. Urk. I, 52, 2. Gies. III, 38. Annal. Palid. 1150 u. Heinemann S. 107 u. 345, N. 47. Bernh. S. 834.

24. Ratibor in Havelberg, Ann. Magdeb. 1148 SS. XII, 190; auch Magdeburger Schöppenchronik (Chroniken der deutschen Städte VII, S. 116).

25. Vicelinus Bischofsweihe s. Helm. I, 69 u. die von Schirren veröffentlichte Urk., Zeitschr. d. Ges. f. Schl.-Holst. Lauenb. Gesch., B. VIII, S. 309.

26. Verhandlungen zwischen Heinrich u. der Kurie s. Dehio II 65, u. Bernhardi S. 828 N. 12 (der Brief Guidos aus M. Urk. N. 47). Die Stelle aus den Hamburger Annalen (SS. XII) 1149, ist auch M. Urk. I, N. 61, Anm. abgedruckt.

27. Fortgang des Streites bis Konrads Tod s. Helm. I, 69 u. 70, Dehio II, 68—68. Vicelinus Belehnung Ende 1150 s. Bernh. S. 833, N. 23.

28. Hartwig auf dem ersten Reichstage Friedrichs s. Dehio II 68 f. mit den in den Anm. angegebenen Quellen Hartwigs Verurteilung auf den ronkatischen Feldern Helm. I, 82; Otton. Fr. G. II, 12.

29. M. Urk. I, N. 56; Zeit s. Anm. daselbst.

30. Vicelinus Tod s. Helm. I, 75 u. 78. Bischof Gerold Helm. I, 79 u. 80. Emmehards Tod s. M. Urk. I, 60. Nachfolger Berno s. M. Urk. 91 u. Wiggers Werk über ihn. Der Brief des Papstes wird Helm. I, 82 erwähnt, ist aber nicht erhalten. Ausöhnung Hartwigs mit Gerold, dem Kaiser u. dem Herzog Helm. I,

82. M. Urk. N. 63. Die Ausöhnung mit dem Kaiser ist aber schon im Sommer 1157 erfolgt, s. Dehio II, 73 und dazu die A. 1 ang. Urk. Auch Heinrich stellte eine Urkunde aus, in der er die Rechte Hamburgs anerkannte s. M. Urk. N. 61 Ausstattung von Lübeck und Raseburg schon 1154? S. Helm. I, 77 u. 78 und Einl. in das Raseburger Zehntenregister, M. Urk. 59.

31. Neues Aufblühen der wagrischen Colonien, Streit über Lübeck; Schwinstadt s. Helm. I, 66, 76 u. 85. Vicelin in Oldenburg Helm. I, 69.

32. Helm. I, 83, Nicolaus Saxo p. 773.

33. Daß Pribislav, wenn er am Leben blieb, später getauft ist, schließe ich aus Helm. I, 83, wo Graf Adolf den Slaven befehlt, ihre Toten auf den Kirchhof zu bringen und an den Festtagen die Kirche zu besuchen u. s. w. Mit solchen Maßregeln wäre es unverträglich gewesen, wenn der Graf einen heidnischen Fürsten im Lande gebildet hätte. Niclots Taufe könnte man aus Ann. Palid. 1160 (s. SS. XVI, 92) zu schließen versucht sein: principem Niclot, qui et Nicolaus, trucidavit: Nicolaus könnte der christliche Taufname Niclots sein, und die Taufe müßte dann nach 1156 (Landtag zu Artlenburg) erfolgt sein. Aber dem steht die Feindschaft zwischen Niclot und Prislav entgegen, als deren Grund Saxo ausdrücklich Prislavs Uebertritt zum Christentum angiebt (s. XIV, 759, *Alia eius Prislavo, qui ad Danos et christiani ritus amore et paganae superstitionis odio patria pulsus transierat und die Worte, die Prislav nach Niclots Tod spricht, dei contemptorem tali exemplo interire par esse. s. auch XIV, 763 bene de se mernisse eum, per quem patre sacrilego careat*). Ferner ward Pribislav, Niclots Sohn, erst nach 1160 getauft, folglich wird auch Niclot in den Jahren von 1156—1160 nicht die Taufe empfangen haben, da sonst seine erwachsenen Söhne jedenfalls mit ihm getauft wären.

34. Gerold in Oldenburg u. Lübeck, Landesversammlung in Artlenburg, Fortschritte der Kolonisation von Wagrien Helm. I, 82 u. 83.

35. Vermehrung der Kirchen in Raseburg Helm. I, 83 der Germanisierung wird in Fest III genauer dargestellt, ebendort wird auch von den Ländern Jabel u. Beningen, die zur Grafschaft Dannenberg gezogen wurden, gehandelt werden. Albrecht d. Bär 1157 u. 58 s. Heinemann.

36. Feldzug Niclots gegen die Kessner Helm. I, 71. Der hier genannte Tempel kann nicht der von Kethre sein, muß vielmehr im Lande der Kessner selbst gesucht werden.

37. Brief des Königs Sven an Konrad s. Ep. Wib. 337. Dänische Fänel und wendische Piraterien seit 1156 Saxo 715, 16; Knytling, 111; Saxo 825, B. Beruo 102, A. 3; Saxo 799 ff. Knytl. 115; Saxo 72^p u. 29.

38. Baldemars Bestätigung Dahlmann I, 238; 261 u. 278.

39. Prislav s. Saxo 759 u. 760, (761), 763; Vielleicht mochte Baldemar hoffen, seinem Schwiegersohn ein wendisches Gebiet verschaffen zu können.

40. 1158 s. Ann. Palid. 1158 SS XVI, 90 (daraus Ann. Magdeb. SS XVI, 191); B. Beruo S. 90, A. 2. d. Stiftungsurkunde von Raseburg s. M. Urk. I, N. 65; ihre Echtheit ist von Voll (M. Jb. 13, S. 65) verdächtigt, mit Unrecht. s. Beruo S. 81, u. die Bemerkungen in Urkb. I. S. 60—62 u. IV, 287.

41. Bischof Agel Saxo p. 738 u. 39.

42. Helm. I, 86.

43. Feldzug v. 1160. Saxo 758 ff. Helm. I, 87. Annal. Palid. u. Magdeb. 1160. Unterhaltung zwischen Pribislav und Prislav Saxo 763.

Eine a. Neußerung Prislavs s. Knytlinga saga (SS. XXX, 308).

Druck von Edmund Stein, Potsdam.

7311
27

**This book is a preservation photocopy.
It was produced on Hammermill Laser Print natural white,
a 60# book weight acid-free archival paper
which meets the requirements of
ANSI/NISO Z39.48-1992 (permanence of paper)**

Preservation photocopying and binding

by

**Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts**



1997

